Der evangelische Glaube,

dargestellt und vertheidigt

in Briefen.

[R. Nesselmann.]

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Zweite verbesserte Auflage.

1854.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Vorwort

zur ersten Auflage.

Mit innigem Dank gegen den Herrn haben wir es zu erkennen, daß durch seine Gnade ein neues Leben in der Kirche erwacht ist. Unser eigner Verein ist davon ein sprechender Beweis. Wie sehr hat seit Jahren sich die Theilnahme an demselben gemehrt! Und welch eine Menge ähnlicher Vereine sind neben demselben entstanden, mit welch einem Eifer und welch einem Erfolge werden die Angelegenheiten der innern und äußern Mission betrieben! Und wie mehrt sich täglich die Zahl der Zeugen der Wahrheit, welche mit Ernst und Nachdruck das Evangelium verkündigen! Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Unglaube beinahe ein Jahrhundert lang eine fast ungestörte Herrschaft geführt hat, und daß diese immer noch tief in den Gemüthern gegründet ist. Es sind daher noch Unzählige übrig, welche in den Banden des Unglaubens schmachten, und diejenigen, welche auch von dem Hauche des neu erwachten Lebens berührt sind, wissen sich noch nicht aus dem Irrgarten ihrer bisherigen Vorstellungen herauszufinden und tausend Bedenken und Fragen bleiben ihnen offen, deren Lösung sie nicht wissen. Es ist besonders die Klasse der Halbgebildeten, welche, in den Lehren des Rationalismus unterrichtet, eine Menge von Zweifeln der an sie herantretenden christlichen Wahrheit entgegenstellt, und entweder sie beharrlich festhält, oder ihre Vernunfteinsicht mit den Forderungen des göttlichen Wortes und der Lehre der Kirche vergebens in Einklang zu bringen sucht. Schon lange ist das Bedürfniß gefühlt worden, ein Buch zu haben, welches diesen Seelen ein Führer zum Heiland werde, indem es theils die christliche Erkenntniß ihnen auf eine geeignete Weise vermittelt, theils durch tiefe Einwirkung auf das Gemüth den vorhandenen Widerstand zu beseitigen sucht. Die Amerikaner haben ein solches Buch in Nelsons Schrift wider den Unglauben, und es wird gerühmt,

daß es Tausende von Ungläubigen bekehrt habe. Es ist daher in deutscher Uebersetzung auch hier vielfach verbreitet worden. Aber es ist für Amerikaner und Engländer zunächst geschrieben worden, deren ganze Denk- und Empfindungsweise von der unsrigen doch sehr abweicht. Das vorliegende Buch, welches wir den Mitgliedern des christlichen Vereins jetzt darbieten, verfolgt denselben Zweck, aber es geht in die deutsche Denkweise ein, nimmt auf die eigenthümliche Entwicklung, welche der Unglaube unter uns gehabt, und die Zustände, welche diese hervorgerufen hat, eine eingehende Rücksicht, und wir hoffen somit, daß es einem unleugbar vorhandenen Bedürfnisse wirklich entgegenkommt. Indem wir von Herzen wünschen, daß das Buch recht vielen Seelen, welche zur Zeit aus den Banden des Unglaubens sich noch nicht lösen konnten, eine kräftige Hilfe zur lebendigen Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi werden möge, sind wir auch der Meinung, daß es dazu beitragen werde, selbst solchen, die schon im Glauben stehen, zu größerer Klarheit über denselben zu verhelfen, auf daß sie geschickt werden, die Angriffe des Unglaubens erfolgreicher zurückzuweisen und im Kampfe für die göttliche Wahrheit den Sieg sicherer zu erlangen. — Der Herr Verfasser, dem wir für die Gabe dieser aus der eigensten Lebenserfahrung und dem tiefsten Herzensbedürfniß hervorgegangenen Schrift auch hier öffentlich unsern wärmsten Dank aussprechen, wird darin seinen reichsten Lohn finden, daß dieser doppelte Zweck erreicht werde, und wir bitten Gott, daß er seinen Segen dazu verleihen wolle.

Inhalt.

Erster Brief.

Unsere Zeit.

Mein lieber, alter Freund! Wir sind zwar dem Raume nach jetzt getrennt, aber meinem Herzen wirst Du ewig nahe stehen. Haben wir doch vor Einem Altare gekniet und Einem Herrn einst Treue gelobt, dem Herrn und Heilande Jesus Christus, der unsre erste Jugendliebe war; haben wir doch Eine Muttermilch gesogen, die nahrhafte Milch des göttlichen Wortes, und in Einem Glauben unser Glück, unsre volle Befriedigung gefunden. Soll sie uns fürder nicht umschlingen, diese liebliche Einigung der Seelen?

Die letzten Nachrichten von Dir, die ich aus fremdem Munde empfangen habe, sind mir sehr betrübend gewesen. Ich höre, Du bist an unsrem theuren evangelischen Glauben irre geworden und neigst Dich den Ansichten der Lichtfreunde zu. Das ist nicht recht, daß Du die erste Liebe verlässest (Off. Joh. 2, 4.). Gedenke, wovon Du gefallen bist, und wirf das theuerste Erbtheil der Väter, an dem das Blut so vieler Zeugen klebt, wirf den von Christo und seinen Aposteln gepredigten Glauben nicht voreilig weg, sondern prüfe ihn noch einmal von Herzensgrund; er ist einer abermaligen Prüfung werth. Daß es mir doch gegeben würde, Dir eine wohnliche Hütte wieder im Evangelium von Christo zu bereiten! Erlaubst Du, daß ich in einer Reihe von Briefen Dir die Schrift- und Vernunftmäßigkeit des Glaubens, den unsre evangelische Kirche bekennt, darzuthun suche? Ich weiß, daß Du aufrichtig nach Wahrheit ringst, und hierauf baue ich meine Hoffnung, nicht blos, daß Du mich ruhig anhören, sondern auch, daß Du im Verfolg des Hörens Den wiederfinden wirst, der von sich sagt: Ich bin die Wahrheit.

Wenn Du Dich bei den gegenwärtigen Zuständen unsrer Kirche nicht befriedigt fühlst, so wundere ich mich darüber nicht im mindesten; auch ich finde diese verzweifelt böse. Der Glaube, auf den sie getauft sind, ist Unzähligen abhanden gekommen. Man schämt sich nicht, den Herrn

zu schmähen, dessen Namen man führt, ihn einen gutmüthigen Schwärmer oder klug berechnenden Betrüger zu nennen, und ist bei all dem Selbstgefühl doch zu feige, aus seiner Gemeinde auszutreten, bei all der schamlosen Frechheit doch heuchlerisch genug, den Christennamen noch zu beanspruchen. Mit maßloser Willkühr setzt man sich ein beliebiges, selbstgemachtes Christenthum zusammen, das mit dem neutestamentlichen Zeugnisse von Christo nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Statt des Sonnenlichts der göttlichen Offenbarung werden viele tausend flackernde Lampenflämmchen menschlicher Weisheit angezündet; ja! den lebendigen Gott wirft man vom Throne und setzt ein wesenloses Schattenbild, eine willenlose Naturkraft an seine Stelle. Dabei herrscht eine Unwissenheit in göttlichen Dingen, eine Gleichgültigkeit gegen alle Heilserkenntniß, die ebenso unbegreiflich als unverzeihlich ist. Man urtheilt über den Glauben der Vorzeit, als über etwas Veraltetes und Lächerliches, ab, und hat ihn gar nicht begriffen; man rühmt sich das Christenthum, oder wenigstens dessen zeitliche Erscheinung, die Kirche, weit hinter sich zu haben, und hat's nie recht ernstlich vor Augen und im Herzen gehabt. Daher liegt denn auch das christliche Leben jämmerlich darnieder; die Gottlosigkeit nimmt mit Schrecken überhand, und statt der Liebe Gottes regiert die Selbstsucht in den Gemüthern. Ja, Einzelne sind so weit gegangen, die Selbstsucht, die Gottentfremdung geradezu für die höchste Weisheit, für das letzte und würdigste Ziel alles menschlichen Strebens zu erklären. Muß man da nicht in das alte Klagelied des Propheten einstimmen: „Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbet ist, ich gräme mich und gehabe mich übel; ist denn keine Salbe in Gilead? oder ist kein Arzt nicht da? warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet" (Jer. 8, 21. 22.)? Lieber Freund, es fehlt weder an dem rechten Arzt, noch an der rechten Salbe, und doch sehen wir überall ungeheilte, klaffende Wunden. Wie hat das so arg werden können?

Die reformatorische Zeit war ohne Zweifel eine lebensvolle und glaubensfrische Zeit. Aber der an sich rühmliche Eifer, das wiedergewonnene Evangelium in ungetrübter Reinheit zu bewahren, artete bei den Enkeln und Erben der Reformatoren in eine todte Rechtgläubigkeit aus, und bei aller Rechtgläubigkeit fehlte es an recht Gläu-

bigen. Aus der Wahrnehmung dieses Mißverhältnisses zwischen dem Glaubensleben und der Glaubenserkenntniß entwickelten sich in verschiedenen Gemüthern zwei sehr verschiedene Folgen. Auf deutschem Grund und Boden erwuchs daraus der Pietismus, der wieder auf größere Innigkeit und Wärme des Glaubens drang und gegen die Erkenntniß sich gleichgiltiger verhielt. In andern Ländern dagegen schlug die alte Rechtgläubigkeit in ihr gerades Gegentheil um, in den entschiedensten Unglauben, der alle Offenbarung verwarf und die Gotteserkenntniß nur aus der Natur schöpfen wollte (Naturalismus); die Bibel wurde für ein Fabel- und Lügenbuch erklärt. Diese Ansicht verbreitete sich immer weiter und kam mit der Zeit auch in unser liebes deutsches Vaterland. Auch hier fand sie viel Zündstoff vor. Aber die treueren deutschen Herzen gaben doch ihre alte Liebe nicht ganz auf. Man hatte noch eine gewisse Ehrfurcht vor „dem göttlichen Stifter der christlichen Religion," wagte auch nicht in offenen Widerspruch gegen die heilige Schrift zu treten, und so entstand aus der Verpflanzung des Naturalismus nach Deutschland der Rationalismus, der zwar dem Wesen nach ebenfalls den so genannten gesunden Menschenverstand zum einzigen Richter in Glaubenssachen machte und eine Verfinsterung der Vernunft durch die Macht der Sünde nicht gelten ließ, aber doch den Erlöser und sein Wort noch respektirte. Das Wesen der Erlösung freilich, der eigentliche Kern des Christenthums ist ihm all sein Lebelang eine unbekannte Größe geblieben, ein gesuchtes x, dessen Werth sich aus seinen Berechnungen nie ergeben sollte. Auf die Frage, wer Jesus war und was er wollte, ist er uns eine deutliche und unumwundene Antwort noch immer schuldig geblieben.

Der Rationalismus hat etwa funfzig Jahre lang, von den siebziger Jahren des vorigen bis an die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, die ungetheilte Herrschaft auf allen Lehrstühlen der Kirche und der Theologie behauptet. Da endlich, durch die Noth der Kriegsjahre gebeugt, lernte die Christenheit wieder beten und nach einem lebendigen Gott und Erlöser verlangen; es traten gottgelehrte Männer auf, welche bewiesen, daß in der sogenannten Vernunftreligion weder rechte Vernunft, noch rechte Religion zu finden sei, und viele kehrten zum Evangelium zurück. Gegenwärtig ist der Rationalismus als eine auf dem

Gebiet der Wissenschaft überwundene Erscheinung anzusehen. Unter den bedeutenderen Theologen folgt kaum ein einziger mehr seiner Fahne, und die Zahl der gläubigen Geistlichen wächst von Jahr zu Jahr. Er hat seit langer Zeit kein erhebliches Werk mehr hervorgebracht, das die christliche Wissenschaft wirklich gefördert hätte, während wir auf kirchlichem Gebiet viele und gewaltige Leistungen aufzuweisen haben; und die Zeitschriften, die er noch in Händen hat, leiden sogar nach dem Zugeständniß seiner Freunde und Anhänger an unerträglicher Langweiligkeit.

Während nun vor 40, 50 Jahren die Geistlichen den Glauben verloren hatten und die Gemeinden ihn noch besaßen, so haben jene ihn jetzt wiedergefunden und die Nicht-Geistlichen ihn meistens verloren. Während die Männer der Wissenschaft über den Rationalismus hinaus sind, so ist derselbe erst jetzt in die Schichten des Volkes gedrungen; denn die gegenwärtigen Laien sind die Zöglinge der damaligen Theologen. Am ärgsten hat mans auf den höheren Schulanstalten getrieben, wo der christliche Religionsunterricht von Lehrern, denen sowohl christlicher Sinn als christliche Erkenntniß fehlte, geleitet wurde, da doch alle andern Wissenschaften nur von Männern, die dem Unterrichte gewachsen sind, gepflegt werden. Ein Lehrer der französischen Sprache riß seiner Frau, die in Kindesnöthen lag und in solcher Noth zu Gott betete, zürnend die Hände auseinander mit der Bemerkung, das sei Firlefanz und eines gebildeten Menschen unwürdig. Aber die Hebamme verwies es ihm von Amtswegen; hier habe sie das Regiment, und er solle sich nicht darein mischen, da er von solcher Noth und solchen Seufzern nichts verstehe. Dieser Lehrer ertheilte lange Zeit den Religionsunterricht auf dem Gymnasium. — Ein Lehrer der Mathematik kam in größter Verlegenheit zu einem Candidaten und bat um einen Katechismus; ihm sei der Religionsunterricht übertragen worden, und er wisse gar nicht, was er den Schülern sagen solle, denn er habe sich nie mit Religion beschäftigt. — Ein Dritter gesteht lachend ein, daß Religion ihm ein langweiliger Gegenstand sei, um den er sich nie gekümmert habe; aber er müsse schon darin unterrichten, da kein anderer Lehrer sich dazu hergeben wolle. — Ein Vierter erklärte öfters, er könne den Geistlichen, der sich auf ein kirchliches Bekenntniß verpflichte, nur für wahnsinnig halten, und bei dieser bedauernswürdigen Ueberzeugung sollte er Jahrelang seine Schü-

ler in der Lehre der evangelischen Kirche unterweisen. — Ja, ich habe einen Professor der Theologie gekannt, der gab wohl zu, daß im alten Testament sich treffliche Dichter und geistreiche Propheten fänden; aber das neue handle von Anfang bis zu Ende nur von einem — — Zimmermannssohn!!

Diese Beispiele sind sämmtlich aus der nächsten Erfahrung gegriffen. Solche Unwissenheit würde man bei einem Lehrer in jeder andern Wissenschaft für himmelschreiend achten; man würde es für Wahnsinn halten, wenn z. B. ein Lehrer, der keinen griechischen Buchstaben kennt, in der griechischen Sprache unterrichten wollte. Aber die Religion muß solche Schmach über sich ergehen lassen! Ist es nicht unverantwortlich, daß die christliche Kirche das leidet? Und kannst Du Dich da noch wundern, daß die Zöglinge solcher Lehranstalten der Religion gänzlich entfremdet sind und am christlichen Glauben Schiffbruch gelitten haben? ja, daß es mit Einzelnen dahin gekommen ist, daß sie alle Religion für einen Betrug der Pfaffen erklären und ihre gottesleugnerischen Ansichten rühmend zur Schau tragen?

Aber ich will Dich nicht ermüden; nimmst Du den Vorschlag an, Dich mit mir in Unterhaltungen über den evangelischen Glauben einzulassen, so fahre ich mit Nächstem in der Schilderung unsrer gegenwärtigen Zustände fort.

Zweiter Brief.

Fortsetzung.

Es freut mich, daß Du mich auf Antwort nicht lange hast warten lassen, lieber Freund, und mehr noch, daß Du bereit bist, die angetragene Rechtfertigung des evangelischen Glaubens freundlich entgegen zu nehmen. So gebe denn der Herr seinen Segen dazu! denn ohne ihn bin ich nur eine Null, aber wenn er sein allmächtiges Eins davor setzt, so stehe ich meine zehn Mann. Wenn Du übrigens in Deinem Schreiben das Bedenken laut werden läßt, ich möchte Dich wegen Deiner feindlichen Stellung zur Kirchenlehre, wegen der Zweifel, denen Du nun einmal nicht entrinnen könnest, zu hart, zu vornehm verdammen, so kann ich Dich versichern, daß Deine Furcht ungegründet ist. Ich habe ja selbst den Zustand des Zweifels durchgemacht, und

wenn ich auch jetzt daraus gerettet bin, so werde ich doch nie vergessen, daß das nicht mein Verdienst gewesen ist, sondern daß ich es allein dem Gnadenzug meines Gottes verdanke. Aber, daß ich Dich von Grund meiner Seele bedaure, das kannst Du mir nimmermehr verargen; denn ich fühle mich in meinem Glauben unbeschreiblich selig und wünsche nichts so sehr, als daß ich Dich zu derselben Seligkeit führen könnte, daß ich Dich nur einmal könnte hineinschauen lassen in den Seelenfrieden, in welchem die Glaubenden wandeln, und den mein Heiland auch mich hat finden lassen.

Ehe ich Dich indessen in den evangelischen Glauben einführen kann, muß ich Dich noch ein wenig in der Gegenwart zurecht führen.

Daß der alte Rationalismus, den ich Dir neulich geschildert habe, im Aussterben begriffen ist, das ist nicht etwa eine Behauptung nur, die von gläubiger Seite her gemacht wird, das hat er selbst dadurch bewiesen, daß er durch einen dreifachen Schritt über sich hinausgegangen ist. Denn erstens hat er in dem jüngeren Geschlecht, wenigstens bei den Gelehrten und Gebildeten, meistens eine pantheistische Färbung angenommen, d. h. man hat den persönlichen und lebendigen Gott aufgegeben und belegt das willenlose All, den sogenannten Weltgeist, eine wesenlose, unpersönliche Kraft, welche die Natur in Bewegung setzt, mit dem Namen „Gott.“ Während der Rationalismus eine Menschenvergötterung war — denn er erklärte den Menschen, wie er nun einmal ist, für gut, für gottähnlich und gottwohlgefällig und leugnete seine Erlösungsbedürftigkeit — so ist der Pantheismus eine Naturvergötterung. Während jener sich dem griechischen Heidenthum näherte, das menschenähnliche Götter und götterähnliche Menschen hatte, so erinnert dieser an den Naturdienst der alten Phönicier und Aegypter, an die Anbetung der Gestirne und der Thiere. Bei dem ungebildeten Volk kann der Pantheismus mit seinem verfeinerten und verflüchtigten Gottesbewußtsein nicht wohl Eingang finden, er müßte denn in grobes Heidenthum umschlagen, wogegen man sich doch noch sträubt. Die Schüler des ältern Rationalismus in den Reihen der Ungelehrten nennen wir Lichtfreunde. Sie haben mit jenem das gemein — und dies ist die zweite Aenderung, die der Rationalismus erfahren hat — daß sie der Kirche offene Fehde erklären,

während dieser doch in ihr verharren wollte; daß sie ihren Widerspruch auch nicht mehr gegen das kirchliche Bekenntniß allein, sondern sogar gegen die heilige Schrift ohne Hehl eingestehen, während dieser immer eine gewisse Ehrfurcht vor Gottes Wort bewahrte und mit ihm im Einklang zu sein glaubte, wiewohl er es nicht war. Endlich haben die Neueren sich in freie Gemeinden zusammengethan, während der Rationalismus eine Lebenskraft, die zur Gemeinschaftsbildung treibt, nie aus sich hat erzeugen können. Es ist freilich nur ein Versuch, und wir werden diesen Gemeinschaften kein langes Leben prophezeihen können, da ihnen ein inneres Gemeinschaftsgefühl abgeht; denn sie sind nur einig in dem, was sie nicht wollen, wissen aber noch nicht, was sie wollen. Die bekanntesten dieser freien Gemeinden sind die in Königsberg unter Rupp's Leitung stehende, die in Magdeburg durch Uhlich und in Halle durch Wislicenus gebildete, welche freilich alle jetzt schon sehr in Abgang gekommen sind. Die freien Katholiken und freien Juden stehen übrigens mit den Freievangelischen auf wesentlich gleichem Standpunkt; alle wollen eine inhaltslose Freiheit ohne irgend welche Gebundenheit an das Wort Gottes und an die Ordnung und das Bekenntniß der Kirche.

So ist denn der Krieg erklärt; die bisherige christliche Kirche ist in den Augen dieser Freien eine vernunftwidrige und darum abgestandene Erscheinung, das echte Christenthum achtzehn Jahrhunderte lang mißverstanden worden und nun endlich im Begriff, neugeboren und in seiner Lichtgestalt erkannt zu werden. Erst jetzt ist Jesus von Nazareth auf dem Wege, der Erlöser der Menschheit zu werden, d. h. der Erlöser von Knechtschaft, Priestertrug und Aberglauben. Das ist die Lehre der Neuzeit. Nach Rupp's Ansicht ist das Christenthum noch gar nicht vorhanden, es ist der Glaube der Zukunft, der sich erst anbahnt. Kannst Du Dich mit dieser Ansicht befreunden? Auf wen fällt die Schuld dieses ungeheuren Mißverständnisses? Etwa auf unsere Väter? auf die verflossenen achtzehn Jahrhunderte? Nein, mein Theurer, auf den Herrn selbst, auf ihn allein. Denn ein Meister, der seine Lehren so maßlos ungeschickt vorträgt, daß er erst nach achtzehn Jahrhunderten verstanden wird, der ist ja ein bedauernswerther Lehrer. Ist es denkbar, daß all die Millionen, die bisher im Christenthum ihren Trost gefunden, das Wesen des Christenthums

gänzlich verkannt haben? Und wie steht es da mit der welterlösenden Kraft des Christenthums, mit der Behauptung, daß es für alles Volk, auch für die Ungebildeten, bestimmt sei? Mache Dir doch diese schweren Bedenken erst klar, ehe Du in das Geschrei der Tageshelden einstimmst.

Denken wir nun noch an die entschiedenen Atheisten, an die eigentlichen Gottesleugner, die von Christenthum und Religion gar nichts mehr wissen wollen, sondern es für viel vernünftiger und des Menschen würdiger halten, der rohesten Fleischeslust zu dienen; ja! nehmen wir noch hinzu, daß in neuerer Zeit auch unter den Gläubigen leider die Einigkeit wankend wird; denken wir an die Absonderung der Altlutheraner, an die Umtriebe der Wiedertäufer und der Irvingianer, die weiter und weiter um sich greifen, so ist es nicht zu leugnen, daß der Zustand der Kirche in unserer Zeit ein höchst beklagenswerther ist, wenn auch andrerseits in der ausgebreiteten Wirksamkeit christlicher Vereine eine der schönsten Früchte des Christenglaubens zu erkennen ist, welche die neuere Zeit zu Tage gefördert hat, und welche bei dem immer greller hervortretenden Unglauben doch wieder tröstlich und beruhigend auf gläubige Gemüther wirkt.

Als der Apostel Paulus in seiner Gefangenschaft einst vor dem heidnischen Landpfleger Festus und dem jüdischen König Agrippa den guten Grund des Christenglaubens vertheidigte, da antwortete Festus: „Paulus, Du rasest!“ Doch dieser erwiederte ihm: „Mein lieber Festus, ich rase nicht, sondern ich rede wahre und vernünftige Worte.“ Auf Agrippa machte des Apostels Rede einen anderen Eindruck. „Es fehlt nicht viel,“ sprach er, „Du überredest mich, daß ich ein Christ würde.“ Ihm entgegnete Paulus: „Ich wünschte vor Gott, es fehlte an viel oder wenig, daß nicht allein Du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin (nämlich Christen), ausgenommen diese Bande“ (also nicht gefesselte, nicht leidende Christen).

Diese Geschichte wiederholt sich noch fort und fort. Auch heut zu Tage giebt es Festus-, Agrippa- und Paulus-Christen. Die ersten sind Heiden in ihrem Herzen, sie halten die Predigt von Christo für eitel Thorheit und Raserei; das sind die entschiedenen Gottesleugner, welche die Sprache der Religion gar nicht mehr verstehen. Die zweiten stehen auf jüdischem Standpunkt, stehen dem Reich Gottes nahe, wollen aber nicht hinein; es fehlt nicht viel,

daß sie Christen würden, aber sie können sich nicht entschließen, den großen Schritt zu wagen, der sie zu Christo trägt, weil sie nicht sich selbst verleugnen mögen. Sie halten das Christenthum für eine sehr vortreffliche Religion, aber nicht für den einzigen Weg zur Seligkeit, sondern meinen, man müsse jeden bei seinem Glauben lassen. Sie halten Christum für eine ganz passable Figur, aber man müsse ihm auch nicht zu viel Ehre beilegen. Und so bleiben sie immer in der Mitte zwischen Kalt und Warm, bleiben beständig lau. Der echte Christ endlich hat mit Paulus in Christo die höchste Vernunft, in ihm allein das Heil gefunden und wünscht daher, daß alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und Christi Jünger werden möchten. Auf die Festus-Christen ist vorläufig wohl alle Hoffnung aufzugeben; ihrer sind auch nicht so gar viele. Aber den Versuch, die Agrippa-Christen in das Reich Gottes hinein zu locken, darf die Kirche nie aufgeben, und, wenn 99 Versuche gescheitert sind, sie muß getrost den hundertsten wagen. Belehrung thut so noth, und ist doch bei ihnen so schwer. In die Kirche, wo Gottes Wort gepredigt wird, kommen sie nicht, christliche Schriften lesen sie nicht — wie ist da zu helfen? Eine Verständigung wäre, wenn sie sich nur darauf einlassen möchten, vielleicht wohl zu bewirken, aber in dem Dünkel auf ihr höheres Wissen weisen sie sie von sich. Es thut mir so weh um's Herz, daß sie dem Herrn ausweichen, der ihnen unablässig nachgeht, dem Herrn die Ehre rauben wollen, der für sie sein warmes Herzblut vergossen hat. O Lieber, thue Du nicht ein Gleiches!

Du machst in Deinem Briefe die Bemerkung, daß Du Dich zwar nicht zu den Gläubigen zählen wolltest, daß ich Dir aber auch Unrecht thun würde, wenn ich Dich zu den Ungläubigen rechnete. Ich habe Dich so eben gezeichnet, mein Lieber! Du bist ein Agrippa-Christ. Aber bei dieser Halbheit und Unentschiedenheit wird es nicht lange mehr bleiben. Wer sich nur einigermaßen mit dem Christenthum bekannt gemacht hat, der muß es für eine so wichtige Erscheinung halten, daß er ihm entweder mit offner Stirn gegenüber treten, oder mit ganzer Seele ihm beitreten wird, aber auf keine Weise eine gleichgiltige Stellung dagegen behaupten kann. Ich kann die Märtyrer begreifen, die für den Gekreuzigten ihr Leben hingaben; ich kann einen Voltaire oder Feuerbach begreifen, die das

Kreuz Christi mit Füßen traten: aber wie man bei dem Anblick des Dulders von Golgatha sich weder kalt noch warm, sondern gelangweilt fühlen kann, das begreife ich nimmermehr. Die Entschiedneren, und ich möchte sagen, Aufrichtigeren unter den Lichtfreunden haben auch die letzte Erinnerung, die sie noch an Christum knüpfte, nämlich den christlichen Namen, bereits abgelegt; so Wislicenus, und in kurzer Zeit werden es sehr viele thun. Ich bin wahrlich nicht der Meinung, daß die christliche Kirche, um sich zu reinigen, die Glaubensschwachen oder Halbgläubigen hinausstoßen solle, sondern daß sie Lebenskraft genug besitze, um auch die Schwachen zu tragen, ohne selber dabei zu verderben, ja, daß sie aus erbarmender Liebe sie tragen und dulden müsse, um ihnen zum vollen und starken Glauben zu verhelfen. Aber ich sehe mit nächstem eine Zeit kommen, die zur Entscheidung treiben wird, und da werden Gläubige und Ungläubige nicht mehr an Einem Seile ziehen, Christusbekenner und Christusleugner nicht mit gleichem Recht den christlichen Namen beanspruchen dürfen. Es handelt sich in unserer Zeit nicht mehr, wie man das vor 30 oder 40 Jahren noch gemüthlich glauben konnte, nur um verschiedene, aber gleichberechtigte Auffassungen des Christenthums. Die Zeit wird immer entscheidender und die Menschen werden Gottlob — aufrichtiger, ja! aufrichtiger im Bekennen und im Verleugnen. Es handelt sich jetzt um Annahme, oder Verwerfung der heiligen Schrift und dessen, von dem sie zeugt; man streitet nicht mehr über den Sinn einzelner Schriftlehren, z. B. von der Erlösung, von der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Nothwendigkeit der Wiedergeburt, von der göttlichen Natur Christi, sondern um die fernere Geltung derselben. In Zeiten der Entscheidung haben aber die Halbgläubigen den allerschwersten Stand, und es sind ihnen zwei Wege offen: entweder Rückkehr zu dem verleugneten biblisch-kirchlichen Glauben, oder Uebergang zum ehrlichen Unglauben, zur Gottesleugnung. Denn es liegt in der Natur des Zweifels, in der Verleugnung nicht still stehen zu können, sondern bis zu ihrem äußersten Ziel hingedrängt zu werden. Noch erschrickst Du vor diesen nothwendigen Folgen des Halbglaubens und willst Dir ihre Nothwendigkeit nicht eingestehen. Denn Du hast noch eine gewisse Ehrfurcht vor Gottes Wort und willst mit dem Christenthum nicht brechen. Die Ungläubigen sind entschie-

dener und aufrichtiger; aber diese Aufrichtigkeit lob' ich nicht, es ist die Aufrichtigkeit der Frechen und Schamlosen. Die Ehrfurcht vor Christo, die der Halbgläubige noch hat, ohne es gestehen zu wollen — man könnte es eine liebenswürdige Selbsttäuschung nennen — ist gerade der Anknüpfungspunkt, durch den er noch für den Glauben gerettet werden kann.

Freund! es brauset eine gewaltige Erschütterung durch unsere Kirche. Christus wird noch viel Mannschaft verlieren, aber viele Verlorne wird er auch wieder gewinnen. Das Pfingstsausen ist da, so wollen wir denn hoffen, daß die Pfingstflamme, die in den Herzen und auf den Zungen lodern soll, nicht ausbleiben wird. Welche von den oben geschilderten Parteien des Sieges gewiß sein darf, ist mir zwar keinen Augenblick zweifelhaft; aber daraus folgt nicht, daß wir ihn unthätig abwarten sollen. Können Menschen auch den Sieg der Wahrheit nicht hindern, so können sie ihn doch durch ihre Schuld verzögern und mit Gottes Hülfe fördern und beschleunigen. Darum muß jeder, den Gott aus der Obrigkeit der Finsterniß errettet und in das Reich seines lieben Sohnes versetzt hat (Col. 1, 13.), an der Ausbreitung dieses Reiches mitarbeiten. Und zu diesem Gotteswerk sollen auch meine Briefe an Dich ein Paar Bausteine beitragen.

Das nächste Mal, so Gott will, beginnen wir mit dem Begriff der Religion.

Dritter Brief.

Die Religion.

Bevor wir in den prächtigen Tempel des Christenglaubens eintreten können, lieber Freund, haben wir erst die Stufen, die zu ihm führen, zu ersteigen und seine Vorhöfe zu durchwandeln. Zu diesen Fragen, die vorher erledigt werden müssen, gehört nun zunächst eine Verständigung über den Werth und das Wesen der Religion. Du kommst mir auch in der Beantwortung meines vorigen Schreibens damit schon entgegen, indem Du sagst, was Du unter Religion verstehst, eine Begriffserklärung, die ich freilich nicht unterschreiben kann. Es ist mir aber lieb, daß Du Deine Meinung zuerst äußerst; ich kann dann in meinen Auseinandersetzungen darauf eingehen. Wir wollen das öfter so machen; so oft es angeht, werde ich Dir

den nächsten Gegenstand, der besprochen werden soll, im Voraus namhaft machen.

In mancherlei körperlichen Kräften und Geschicklichkeiten wird der Mensch vom Thiere übertroffen; auch von den meisten seiner Seelenfähigkeiten finden wir eine Aehnlichkeit, eine Anlage bei den vollkommneren Thiergattungen. Nur Ein Gut kann der Mensch sein eigenstes Eigenthum nennen; nur Eines unterscheidet ihn wesentlich und erhebt ihn hoch über alle andern Geschöpfe der Erde, und ist das Band, das ihn mit Gott verbindet, — die Religion.

Bei einer öffentlichen Schulprüfung war viel von den drei Reichen der Natur die Rede, vom Mineral-, Pflanzen- und Thierreich. Endlich fragte der Lehrer einen Knaben: in welches Reich gehört denn der Mensch? Er erwartete die Antwort: ins Thierreich, wie das bei den Naturforschern so die Sitte ist. Der fromme Knabe antwortete aber: der Mensch gehört ins Himmelreich. Und das war eine sehr sinnreiche und feine Antwort. Ja, der Mensch gehört ins Himmelreich, dazu ist er von seinem Schöpfer von vornherein angelegt, und den Weg dahin zeigt ihm die Religion. Religion ist des Menschen tiefstes Bedürfniß, ein Bedürfniß, wovon kein Einziger sich jemals ganz losmachen kann. Auch der roheste Mensch, auch der schamloseste Spötter behält noch immer einen Ueberrest von Religion in seinem Herzen, den sein Mund vergeblich fortzuräsonniren versucht, eine Scheu und Scham, die ihm mitten im Spott die Lippen verschließt, sobald ein treuer Christ ihm mit dem muthigen Bekenntniß der Wahrheit entgegentritt; und ertönt nun gar aus einer Kinderseele ein frisches Zeugniß von Gott und seinem Gesalbten, so fühlt sich auch der kälteste Weltmensch beschämt und gerührt, und muß unrettbar verstummen.

Ich muß Dir ein Geschichtchen erzählen. In Leipzig war vor etlichen Jahren eine Versammlung von Schriftstellern; unter ihnen auch ein junger, aber gelehrter Herr aus Königsberg, aus der Stadt der reinen Vernunft, der wollte die Gottesleugner leben lassen. Er leerte also sein Glas auf den freien deutschen Geist, der noch ein zukünftiger sei, der sich aber einst befreien werde von aller Herrschaft, sowohl von der wirklichen Herrschaft auf Erden, als auch von der eingebildeten Spukgestalt im Himmel. Das Letztere sollte natürlich ein Titel für den lieben Gott sein. Die Versammlung bestand nun größtentheils aus

sogenannten freien Geistern, und da hätte man wohl eine freudige Zustimmung zu diesem Trinkspruch vermuthen mögen. Aber weit gefehlt! Ein eiskalter Schauer hatte sich während der Rede über der ganzen Versammlung gelagert und am Schlusse herrschte eine Todtenstille und die Atheisten wollten sich selbst nicht leben lassen. Da trat ein gemüthlicher Schwabe auf und sprach: „Meine Herren, ich glaube noch an einen Gott, ich glaube an einen Geist, der mich beherrscht und den ich nicht beherrsche. Das ist eine wahnsinnig gewordene Vernunft, die so von der Zukunft träumt, daß sie Gottes allmächtiges Walten daraus hinwegklügeln will. Meine Herren, Gott in uns, Gott mit uns!" Ein unermeßlicher Jubel von Zustimmung und Beifall folgte diesem Bekenntniß und es fand ein traulich Reden und Umarmen statt, als wenn man eine verloren geglaubte Heimath wiedergefunden hätte.

Und nun geb' ich Dir noch ein Seitenstück dazu. Eine vornehme Frau, die mit ihren Hausgenossen fleißig von dem Herrn und seiner Gnade redete, also um so weniger ihren Kindern früh den ewigen Weg zu zeigen vergaß, kam mit ihrem fünf- oder sechsjährigen Töchterchen einst in ein Wirthshaus in Baden; dem Kinde waren auch schon die Augen aufgegangen nach oben. An der Tafel saßen viele reiche Leute, darunter auch zwei, denen der Bauch ihr Gott war, und die neben diesem keinen andern Gott wollten gelten lassen. Die führten denn bei Tische gar freche lästerliche Reden, daß dem Schöpfer Himmels und der Erden, wenn er nicht so sehr muthig und mächtig wäre, wohl hätte müssen angst und bange werden, denn sie drohten ihn vom Throne zu stoßen. Den meisten Zuhörern ward's grausig und doch getraute sich keiner was zu sagen, um nicht Aufsehen zu machen oder Verdruß zu bekommen. Da sich nun niemand der Ehre Gottes annahm, so sagte der Engel, der in dem Kinde war, zu seinem kleinen Pflegling: „Kind, steh dagegen auf und fürchte Dich nicht!" Da stand das Mädchen auf und stellte sich vor die zwei Spötter hin und sprach: „So redet man nicht vom lieben Gott, das ist nicht recht." Die beiden Herren mochten lange nicht roth geworden sein, aber diesmal schoß ihnen das Blut in den Kopf und sie wurden stumm und erschrocken, als wenn sie eine Stimme aus der andern Welt gehört hätten; und so war es ja auch, wenn man's recht besieht. Die andern waren alle sehr erfreut über des

Kindleins Rede, und ein alter Herr sprach zu ihm: „Ja, Du hast recht, liebes Kind, so spricht man nicht vom lieben Gott."

Was ist Religion? Du schreibst mir, am meisten befriedige Dich die Erklärung, die Du kürzlich in einem vortrefflichen Buche gelesen habest: Religion sei das Sich-Suchen und Sich-Finden des Menschen in dem Unendlich-Einen. Das Wortgeklingel ist gut, mein Lieber, aber der Wortsinn ist nicht viel werth. Also, wenn der Mensch sich in Gott sucht und findet, so hat er Religion? Und was thut denn Gott dabei, wenn ich fragen darf? Was ist das für ein mangelhaftes, einseitiges Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, wenn der Mensch allein dabei thätig ist? Sollen wir durch die Religion Gott finden, uns mit Gott verbinden, so muß sie doch nicht blos eine Thätigkeit des Menschen, sondern ebenso sehr eine That Gottes sein. Und nennst Du Gott gar den Unendlich-Einen, so bist Du nur der Unendlich-Kleine und alles Thun müßte dann auf seiner Seite sein. Aber einen thätigen, schaffenden Gott erkennt der Pantheismus überhaupt nicht an, weshalb ein Neuer und Freier offen erklärt: „Das Göttliche, womit der Mensch in der Religion in Verkehr tritt, ist das allgemeine Wesen des Menschen." Da hört denn das, was wir bisher Religion genannt haben, ganz auf, und sie wird mit Menschenlehre, mit Seelenlehre eins. Das ist ein Spielen mit Worten, das gar keinen Erfolg hat. Ein ehrlicher Mensch nimmt Worte stets in dem Sinn, den sie nach allgemeinem und anerkanntem Sprachgebrauch haben; wer das nicht thut, der ist ein feiner Betrüger und macht aus allem alles.

Wir wollen uns daher, um nicht mit unnützem Wortgezänk die Zeit zu verlieren, der gewöhnlichen und allgemein gebilligten Erklärung anschließen: Religion ist Verbindung des Menschen mit Gott. Die Bibel spricht von einem Bunde Gottes mit den Menschen, was dasselbe sagen will, und unterscheidet den alten und den neuen Bund, den Bund des Gesetzes durch Moses und den Bund des Evangeliums oder der Gnade durch Christus. Doch davon später. Wenn Du Dich mit Gott verbunden fühlst, wenn Du mit ihm in Lebensgemeinschaft stehst, so hast Du Religion.

Der Mensch war nach dem Bilde Gottes erschaffen worden, war also ursprünglich mit Gott eins, mit ihm verbunden, und blieb es, so lange er im Stande der Un-

schuld lebte. Aber durch die Sünde ist zwischen Gott und ihm ein Zwiespalt eingetreten; denn als sündhafter Mensch kann er nicht des heiligen Gottes Ebenbild, nicht Gegenstand seines Wohlgefallens sein. Er bedarf also der Wiedervereinigung mit ihm, der Erlösung von der Sünde. Hiemit haben wir den Begriff der Religion noch deutlicher erfaßt: sie ist Wiedervereinigung des Menschen mit Gott, und soll es zu einer Versöhnung kommen, so müssen beide Parteien dazu geneigt, beide dabei thätig sein.

Das Heidenthum faßt Gottheit und Menschheit in ihrer ursprünglichen Einheit und Ungeschiedenheit auf. Götter und Menschen behaben sich noch recht gut mit einander, denn jene sind nicht viel vollkommner als diese, sondern auch voll Thorheit und Muthwillen. Das Judenthum schaut beide in ihrer herben Trennung durch die Sünde, schaut dem sündhaften Menschen gegenüber den heiligen Gott. Denn das Gesetz, dessen wirkliche Erfüllung allerdings Versöhnung stiften würde, das aber thatsächlich niemand erfüllt, scheidet, anstatt zu verbinden, und die Opfer, die diesen Schaden gut machen sollen, zeugen mehr von dem Verlangen nach Versöhnung, als daß sie dieselbe wirklich vollbringen. Hätte also das Judenthum seine Weissagung auf Christum nicht, so brächte es keine Verbindung zwischen Gott und dem Menschen zu Stande. Das Christenthum erst vereinigt die Getrennten wieder durch die Friedenspredigt und Heilsbotschaft von Christo. Heidenthum und Judenthum sind also vorbereitende Stufen zur Religion.

Hienach kannst Du nun selbst beurtheilen, was von Rupp's berühmtem Satze zu halten ist: „Das Christenthum ist keine Religion." Er scheint dabei nämlich Religion und Religionslehre zu verwechseln. Religionslehre ist bloße Verstandessache; er will also sagen, das Christenthum solle nicht blos auf den Verstand wirken, sondern den ganzen Menschen ergreifen. Dies Letztere ist auch vollkommen wahr, sollte aber auf die Religion überhaupt bezogen werden. Die Religion will nicht blos Sache des Verstandes, auch nicht blos Sache des Willens oder des Gefühls sein; das alles ist ihr zu wenig, sie will den ganzen Menschen mit Gott verbinden und ihn zu Gottes Eigenthum machen, so daß kein Theil an ihm von Gott losgetrennt und als Eigenthum der Sünde zurückbleibt. Schon das Judenthum machte sich an diese Aufgabe, aber

erst im Christenthum fand sie ihre Lösung. Wie kann man also sagen: das Christenthum sei keine Religion, da es gerade diejenige Religion ist, die allein unter allen ihrer Bestimmung und Aufgabe vollkommen entspricht, d. h. die vollendete Religion?

Religion und Religionslehre mußt Du wohl auseinander halten. Religion als menschliche That ist Glaube, Religionslehre ist Wissen, nämlich das Wissen von dem Zusammenhange und der Begründung des Geglaubten. Die Religion verhält sich zur Religionslehre, wie das Sehen zur wissenschaftlichen Erkenntniß des Auges und des Lichtes, oder wie das Essen zur Kochkunst. Was Dich satt macht, ist nicht das Kochbuch, sondern die Speise. Was Dich selig macht, ist der Glaube, und nicht das Wissen; aber es ist nützlich auch eine klare Erkenntniß von den guten Gründen des Glaubens zu haben bei etwanigen Zweifeln und Anfechtungen; es ist gut, mit Paulus sprechen zu können: Ich weiß, an welchen ich glaube (2 Tim. 1, 12.). Hier hast Du beides, das Wissen, auch das Glauben. Wer Religion hat, der sagt: „Ich glaube," und fühlt sich dabei befriedigt; wer auch die Religionslehre inne hat, der weiß, an wen er glaubt. Und der Apostel Petrus verlangt ausdrücklich: Seid bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist (1 Petr. 3, 15.), wir sollen uns über die Gründe unsers Glaubens auch verantworten können. Der Glaube geht dem Wissen voran. Viele Eßversuche führen erst zur Veredlung der Kochkunst; aber, wer keinen Geschmack hat für die Speise, kann auch nicht Koch werden, und wer nicht glaubt, gelangt nimmermehr zum Wissen des Glaubens. Es wäre thöricht, sagt ein wackrer Theolog, nicht eher glauben zu wollen, als bis man durch gelehrte Erforschung der Gründe des Glaubens habhaft geworden wäre, ebenso thöricht, als wenn man nicht eher sehen wollte, als bis man die innere Einrichtung des Auges und die Natur des Lichtes erkannt hätte.

Ist die Religion Verbindung des Menschen mit Gott, so folgt daraus schon, daß die Religionslehre es mit dreierlei Erkenntniß zu thun hat, also in drei Theile zerfällt. Denn wenn Du zwei Dinge mit einander verbindest und solches gründlich untersuchen willst, so hast Du die beiden Dinge, wie sie an sich sind, jedes für sich zu be-

trachten, und dann ihre vollzogene Verbindung. Die Religionslehre zerfällt also in die Lehre von Gott, vom Menschen und von der wirklich vollbrachten Vereinigung des Menschen mit Gott, d. h. vom Gottmenschen (gestatte mir vorläufig diesen Ausdruck, ich werde ihn späterhin rechtfertigen). Der erste Theil lehrt uns, wie Gott beschaffen ist, der zweite, wie es um den Menschen steht, der dritte, wie durch Christum die ersehnte Vereinigung zwischen Gott und dem Menschen zu Stande kommt. Diese drei Theile erinnern zugleich an die drei Hauptträger der göttlichen Offenbarung, an Abraham, Moses und Christus, und ihre Anordnung ist somit von Gott selbst angegeben. Denn Abraham, der Stammvater der Juden, predigte schon den Namen des Herrn, wußte also von dem Wesen, den Eigenschaften und Werken Gottes. Durch Moses kam das Gesetz dazu und eröffnete den Blick in die Tiefen des Menschenherzens, in die Sünde. Hier treten nun die Propheten dazwischen mit der Hinweisung auf das zukünftige Heil, als Vorbereiter auf Christum, als Bindemittel und Uebergang vom alten zum neuen Bunde. Und endlich kommt Er selbst, der Vollender der Offenbarung, und bringt uns die Heilsbotschaft, das Evangelium von der Gnade Gottes. Hiemit sinkt der Mensch wieder an Gottes Vaterherz, und die Religion hat ihren Kreislauf beschlossen, ihren Beruf erfüllt.

Das sei für heute genug. Nächstens ergreifen wir unsern Wanderstab, um die Quelle der Religion aufzusuchen.

Vierter Brief.

Die Offenbarung.

Zu der Quelle, aus welcher das Wasser des Lebens entspringt, wollte ich Dich heute führen, nämlich zur göttlichen Offenbarung. Aber was ich ahnte, ist geschehen, Du schlägst einen ganz andern Weg ein. Als ein echtes Kind der Zeit theilst Du die Ansicht der Gebildeten unserer Tage und nennst die menschliche Vernunft den Brunnen, aus dem die Religion geschöpft werde. Diese Verschiedenheit unsrer Meinungen geht aus unsrer verschiedenen Vorstellung von der Religion hervor. Dir ist die Religion nur eine menschliche Thätigkeit, folglich muß sie auch

ihren Ursprung aus dem Menschengeist haben. Mir ist sie ebenso sehr eine That Gottes, als eine That des Menschen, d. h. Gott giebt, und der Mensch empfängt sie; sie ist herzuleiten aus der göttlichen Offenbarung und wird aufgenommen von der menschlichen Vernunft.

Wir wollen uns Deine Bedenken noch einmal klar vor Augen führen.

Durch die Betrachtung der Natur, durch die Stimme des Gewissens, meinst Du, werde der vernünftige Mensch zu dem Glauben an ein allmächtiges und allgütiges Wesen gelenkt. Ohne Vernunft würden wir von Gott nichts wissen, sie sei die höchste und dankenswertheste Gabe Gottes. Die Vernünftigkeit einer Lehre sei auch die Probe ihrer Christlichkeit; was vernünftig sei, das sei christlich. Angeblich göttlicher Offenbarungen gebe es mehrere; man müsse also prüfen, welches die beste sei, und das könnte nur mittelst der Vernunft geschehen. Die Bibel fordere ja selbst: „Prüfet alles, und das Beste behaltet." Uebernatürliche Offenbarung sei etwas Unmögliches, wenigstens Undenkbares. Gott werde doch nicht reden wie ein Menschenkind; er habe sich den sogenannten Propheten und Aposteln nicht anders zu erkennen gegeben als uns, d. h. vermöge der geistigen Fähigkeiten, die er in sie hineingepflanzt. Insofern also die Vernunft, die den Gedanken Gottes denke, selbst ein Geschenk Gottes sei, könne man allerdings von geoffenbarter Religion reden, aber das gehe ganz natürlich zu, und anders als auf natürlichem Wege wirke Gott nie. Auch würde ja die Vernunft, was über ihren Horizont hinausläge, nicht begreifen können. Das Werthvollste und eigentlich allein Brauchbare an der Offenbarung sei also das, was mit der Vernunft übereinstimme und was diese durch ihr eigenes Nachdenken, auch ohne göttliche Eingebung, hätte finden können. — Was nun die Bibel betreffe, so sei sie entstanden wie jedes andere Buch, daher auch ebenso zu behandeln. Die biblischen Schriftsteller seien sehr verständige Menschen gewesen, die zuerst auf den Gedanken an Einen Gott gekommen seien, und aus diesem Grunde müsse man sie hochschätzen. Aber, daß der heilige Geist sie nur als seine Geheimsekretäre gebraucht, denen er höhere Weisheit gleichsam eingetrichtert habe, das könne doch in unsrer aufgeklärten Zeit kein Mensch mehr glauben. Dazu enthalte auch die Bibel zu viele Widersprüche mit sich selbst und Widersprüche mit der Vernunft

des neunzehnten Jahrhunderts. Und nun fragst Du mich, ob ich wirklich glaube, daß die Welt erst 6000 Jahre bestehe, da doch neuere Forschungen eine viel längere Dauer fordern; daß die Menschheit von Einem Paare abstamme, da doch die Verschiedenheit der Menschenracen dagegen zeuge; fragst mich, wo denn Kain ein Weib hergenommen habe, ob Gott ein Menschenopfer habe fordern können, ob ich die biblischen Personen auch bei allen Unsittlichkeiten, die von ihnen erzählt werden, als Muster für alle Zeiten betrachte, ob auch der Mantel, den Paulus zu Troas vergessen habe, ein Stück vom Worte Gottes sei, ob die vielen Wunder und Weissagungen nicht meiner Vernunft widersprächen. Du schließest mit der Versicherung, Du werdest Dir das vernunftgemäße Christenthum nie nehmen lassen, und es sei ein vergebliches Bemühen von Seiten der Vernunftverächter, die Menschheit in eine starre, alte Zeit zurückzuschrauben und unter den Gehorsam eines blinden Glaubens zwingen zu wollen.

Ich sehe schon, daß ich an Dir einen harten Gegner haben werde; aber im Vertrauen auf des Herrn Wort will ich den Kampf wagen. Auch erkenne ich aus Deinen Einwürfen mehr den Rationalisten, als den Pantheisten; und das ist mir gewissermaßen tröstlich. Der Letztere, wenn man ihn bereits zu haben glaubt, entschlüpft plötzlich, wie eine Schlange; der Rationalist pflegt den Gründen des Gegners mehr Rede zu stehen.

Du richtest Deine Ausstellungen, nachdem Du mit dem Lobe der Vernunft begonnen, theils gegen die Offenbarung überhaupt, theils gegen die heilige Schrift insbesondere. Ich will Dir darin folgen.

Bildest Du Dir durch Deine Vernunft den Gedanken Gottes, so hast Du eben nur ein Gedankengebilde, welches Dir keine Bürgschaft giebt, daß es auch in der Wirklichkeit und außerhalb Deines Gehirns existire; Du hast nicht Gott, wie er ist, unabhängig von unserm Denken, nicht den Gott der Offenbarung, der sein Dasein und seinen Willen uns aufdringt, ohne danach zu fragen, ob und wie wir ihn haben wollen; Du verehrst nur das Bild, das Du Dir von ihm gemacht hast. Dein Gott ist, wie Du bist, aber Du bist nicht wie er; er ist Dein Ebenbild, Du nicht das seinige, Du wirst nicht zu ihm erhoben, sondern er zu Dir hinabgedrückt, und das ist das Wesen des Heidenthums. Du verlierst den hei-

ligen Gott, der Dir Gesetze giebt, der Gesetzgeber bist Du. Du hast einen Gott, wie Du ihn Dir wünschest, einen Gott, der Deinen Neigungen schmeichelt, zu Deinen Thorheiten und Sünden Ja sagen muß, weil er Dein Geschöpf ist. Denn Du wirst an Deiner Vorstellung von Gott so lange modeln und formen, bis er Dir bequem, bis er so geworden ist, daß er gegen Dich nie in Widerspruch tritt. Das Leugnen der Offenbarung verläuft sich zuletzt nothwendig in die Schlußfolgerungen der Atheisten, denen Du bis jetzt wohl nicht beistimmen wirst, daß Gott nur im denkenden Menschengeist die Wurzeln seines Daseins hat, daß jedes Volk sich seinen Gott so macht, wie es selber ist, daß also der Gottesbegriff nur Zeugniß giebt von der Bildungsstufe des Menschen, der sich diesen Begriff bildet, ohne daß ihm selbstständiges Leben zukommt.

Ist der Gottesgedanke ein Ergebniß des menschlichen Nachdenkens, woher kommt es denn, daß unter allen Völkern der Erde allein das Völkchen der Juden auf diesen simpeln Gedanken kam? Waren sie etwa die Gelehrtesten und Verständigsten? Keineswegs! gleich nebenan die Phönicier waren viel gewecktere Köpfe, großartig in Handel und Wandel, anstellig im Verkehr des Lebens, berühmt durch unzählige Erfindungen. Und zumal die Griechen, was waren die für ausgezeichnete Denker im Vergleich mit den Juden! Wie ausgezeichnet vor ihnen in allen Künsten und Wissenschaften!

Läßt sich der Gottesbegriff aus einer vernünftigen Naturbetrachtung entnehmen, so ist er entweder ein zufälliger Gewinn — und dann hat Gott kein nothwendiges Dasein, wenigstens ist die Forderung, ihn anzuerkennen und anzubeten, keine nothwendige mehr; oder dieser Gedanke ist ein nothwendiges Erzeugniß — und dann hätten ihn alle Völker finden müssen, und die ihn nicht gefunden haben, entbehrten der Vernunft. Und so unduldsam wirst Du doch nicht sein wollen, den Heiden alle Vernunft abzusprechen. Ich meine, die Heiden haben auch Vernunft, sehen auch mit verständigem Blick die Werke Gottes an, und doch erkennen sie nicht daraus den heiligen Werkmeister.

Auf die Vernunft, lieber Freund, berufen sich alle Parteien. Strauß löset das Leben Jesu in lauter Fabeln auf; Wislicenus erklärt das Christenthum für eine unvollkommne Erscheinung, worüber die Bildung der Ge-

genwart hinaus sei, und ein dritter von den Neuen und Freien meint, es könne nur noch durch Heuchler aufrecht erhalten werden. Ich weiß, daß Du diesen Männern nicht beistimmst; willst Du nun behaupten, daß sie keinen Verstand haben, oder wenigstens eine geringere Portion als Du? Es ist bei den Lichtfreunden eine allgemein verbreitete Meinung, daß sie die allein legitimen Besitzer des Verstandes seien, und daß die kirchliche oder gläubige Partei aus lauter Finsterlingen und lichtscheuen Menschen oder gar aus verkappten Jesuiten bestehe, die anders reden als denken. Auf den Ruhm, Vernunft zu haben, machen auch wir Anspruch und halten unsern biblischen Glauben für völlig vernunftgemäß, wissen ihn auch mit guten Gründen zu erhärten. Glaubst Du wirklich, daß wir nicht im Stande seien, die wenigen und dürftigen Sätze zu durchschauen, aus denen die Religion der Lichtfreunde besteht, daß nur Ein Gott ist, daß es ein ewiges Leben giebt (worüber indessen die Gelehrten noch nicht einig sind), daß Jesus einmal gelebt, die christliche Religion gestiftet und zuletzt den Tod erlitten hat? Aber Ihr nehmt keine Notiz von unserm Glauben und wendet Euch vornehm davon ab, habt ihn also keineswegs durchschaut. Zweifler waren auch wir einst — denn jeder Mensch ist es vor seiner Bekehrung — wir haben aber den Zweifel überwunden, und glauben uns damit auf einen höheren Standpunkt erhoben zu haben.

Der Mensch nimmt bei der Erkenntniß der Wahrheit einen dreifachen Standpunkt ein. Der unterste ist der des Kinderglaubens, wo man die gehörte Wahrheit auf das Wort des Lehrers annimmt. Dann fangen wir an das Empfangene selbstständig zu verarbeiten, zu bezweifeln, zu leugnen. Aber den höchsten Standpunkt haben wir erst dann erstiegen, wenn wir auch über den Zweifel hinaus sind und zu dem nunmehr gesicherten, durch höhere Gründe erhärteten Glauben zurückkehren. Dies Gesetz wiederholt sich in allen Wissenschaften und findet darum auch auf dem Gebiete der Religionslehre seine Geltung. Halte das Leugnen der geoffenbarten Wahrheit nicht für das Zeichen der höchsten Bildung; höher steht unstreitig der durch den Zweifel hindurch gegangene und bei diesem Schmerzensgange geläuterte und innerlich befestigte Glaube. Die Theologen stehen jetzt wohl der überwiegenden Mehrzahl nach auf Seiten des Offen-

barungsglaubens, Männer von staunenswerthem Scharfsinn gehören zu den Gläubigen, während Du sicher sein kannst, daß alle Halbwisser sich zu den Lichtfreunden schlagen, namentlich aber alle diejenigen, welche die Religion zur bloßen Verstandessache machen und die tieferen Forderungen des Gemüthes nicht zu ihrem Rechte kommen lassen, also die einseitig Gebildeten, welche die Herzensbildung versäumt haben. Es gab eine Zeit, wo man alle wissenschaftliche Tiefe, alles, was über das Verständniß eines Gänsejungen hinausreichte, z. B. die Kantische Philosophie, die Dichtungen Göthe's, für tiefsinnigen Unsinn erklärte. Gott bewahre uns vor der Rückkehr solcher Barbarei! Es ist nicht jedem gegeben, sich zu dem dritten Standpunkt, dem wissenschaftlich begründeten Glauben, zu erheben. Heil solchem, wenn er auf der ersten Stufe stehen bleibt! Der Segen des Christenglaubens geht ihm da nicht verloren. Aber unerträglich ist das Sichbrüsten und Breitmachen derer, die in ihrer Halbbildung unwiderruflich dem Zweifel verfallen sind, die um die Gründe des Glaubens sich gar nicht kümmern und sich doch darüber hoch erhaben dünken.

Die Vernunft der Menschen ist ebenso vielgestaltig, als ihr Wille: sie ist das Endergebniß ihrer Erziehung, ihres Umganges, ihrer Lebenserfahrungen. Ja! die Vernunft sagt Dir stets, was Du wünschest, sie steht im Dienst des Herzens, sie geht am Gängelbande Deiner Neigungen. Was der Mensch lebhaft wünscht, das weiß er stets mit Vernunftgründen zu unterstützen. Wenn zwei Menschen mit einander streiten, so kann doch nur einer Recht haben, und doch glauben beide im Recht zu sein, d. h. sie wissen für das, was ihnen begehrungswerth erscheint, Vernunftgründe ausfindig zu machen. Wenn zwei Gelehrte über die Echtheit oder Unechtheit eines biblischen Buchs sich streiten, so könnte ja, wenn die Vernunft Richterin wäre, gar kein Streit sein; es unterscheidet aber etwas ganz anderes, das Herz, das innerste Begehren. Der eine wünscht sich von der Echtheit, der andere von der Unechtheit zu überzeugen, folglich überzeugt er sich davon, und keinen überzeugen die Gründe des andern. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz (Matth. 6, 21.), und wo euer Herz ist, da ist auch eure Ueberzeugung, eure Vernunft. Die natürliche Vernunft hat ihr Herz auf Erden, darum bleibt sie für die Erkenntniß des Himmlischen verschlossen. Die

erleuchtete hat ihr Herz im Himmel, darum versteht sie das Himmlische leicht. Erst, wenn das Herz göttlich geworden ist und am Göttlichen Gefallen findet, wird auch die Vernunft für das Göttliche empfänglich; doch davon reden wir ein ander Mal.

Fünfter Brief.

Fortsetzung.

Der neulich zur Sprache gebrachte Gegenstand wird uns noch längere Zeit beschäftigen. Ich habe Dir in meinem vorigen Briefe gezeigt, in was für Widersprüche Du Dich verwickelst, wenn Du die Gotteserkenntniß aus der Vernunft ableiten willst. Heute will ich Dir beweisen, daß nur die Offenbarung Gottes die Quelle der Religion sein kann.

Der Mensch erschafft keine einzige Wahrheit, sondern findet sie nur vor und eignet sie sich an. Er kann überhaupt nicht schaffen, sondern nur einen gegebenen Stoff verarbeiten. So muß auch die Vernunft einen empfangenen Stoff haben, über den sie nachdenkt; sie kann sich ihn nicht selber schaffen. Kenntnisse von Dingen erlangen wir allein dadurch, daß die Dinge sich uns zu erkennen geben; alle unsere Erkenntnisse beruhen auf Selbstoffenbarung der erkannten Dinge. Was nie ein Mensch wahrgenommen hat, das kennt auch niemand. Vom Kolibri z. B., der nur in Amerika lebt, hatte man vor der Entdeckung dieses Welttheils keine Vorstellung. Selbst die kühnste Einbildungskraft des Dichters erzeugt keine neue Gedankenschöpfungen, sondern macht nur aus bekannten Theilen und Gestalten neue Zusammensetzungen. Sie nimmt die Flügel des Adlers, den Schweif des Pfauen, einen Kopf mit einem Helmbusch geziert, Schenkel in Purpur getaucht — und formt daraus den Phönix.

So könnten wir auch von Gott nichts wissen, wenn er sich uns nicht zu erkennen gäbe. Wir würden von einem allmächtigen und allgegenwärtigen Wesen gar keine Vorstellung haben, wenn dieses Wesen sich uns nicht so geoffenbaret hätte, denn von andern Dingen können wir diese Vorstellung nicht entlehnen. Du mußt entweder eingestehen, daß wir von Gott nichts wissen, daß die Religion eine Unmöglichkeit ist, oder daß unsere religiöse

Erkenntniß ihren Ursprung aus Gott selbst hat. Ein dritter Fall ist nicht denkbar. Die Religion muß einen von Gott gegebenen Inhalt haben, oder es giebt gar keine Religion.

Daß wir unsere Gotteserkenntniß von Gott empfangen haben, lehrt uns auch die heilige Schrift. Bei Dir ist die lebendige Quelle, sagt David (Psalm 36, 10.), und in Deinem Lichte sehen wir das Licht. Denn, daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret (Röm. 1, 19.). Unser Glaube, lehrt Paulus, beruhet nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiß niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes (1 Cor. 2, 5. 11.). Hier lehrt Paulus ganz dasselbe. Haben wir ein Wissen von Gott, will er sagen, so können wir es nur durch Mittheilung Gottes empfangen haben.

Die Selbstoffenbarung der Dinge, die wir erkennen wollen, geschieht aber auf zweierlei Weise. Wir erkennen sie entweder durch eigene Wahrnehmung, oder durch Mittheilung und Belehrung von andern, die sie wahrgenommen haben. So erkennen wir auch Gott theils durch eigene Anschauung, d. h. in der Natur, denn die Schöpfung ist ein Spiegel des Schöpfers, wie das Haus ein sprechendes Zeugniß von dem Geist des Baumeisters (Hebr. 3, 4.); theils durch Mittheilung andrer, denen Gott sich geoffenbaret hat, d. h. in der heiligen Schrift. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion unterscheidet; denn Religion kann ihrem Wesen nach immer nur auf Offenbarung beruhen. Selbst im Heidenthum ist noch ein kleiner Ueberrest von Offenbarung vorhanden, nämlich das Gottesbedürfniß der Heiden, das sie sich nicht willkührlich gegeben, sondern von Gott empfangen haben. Und wenn unter ihnen einzelne hochbegabte und weise Männer Lichtblicke in eine reinere Gotteserkenntniß gethan, so läßt sich auch das nicht anders als aus dem im Heidenthum noch vorräthigen Rest ursprünglicher Offenbarung erklären. Richtiger ist es daher zu sagen, die Offenbarung sei eine doppelte, Offenbarung in der Natur, in den Werken Gottes, wozu auch die Gottesstimme des Gewissens gehört, und

Offenbarung in der heiligen Schrift, durch gotterleuchtete Männer.

Aber die zweite giebt erst den Schlüssel zur ersten. Auch das Gewissen, wenn es sich selbst überlassen bleibt, und nicht durch einen geoffenbarten Willen Gottes geregelt und zurechtgewiesen wird, verfällt auf Irrthümer und Greuel, wovor ein zarteres, durch Gottes Wort geläutertes Gewissen zurückschaudert. Wie viele Heiden morden ihre Kinder auf die grausamste Weise! Der Chinese sieht ruhig seines Nachbarn Haus brennen, und es fällt ihm nicht ein, ihm beizuspringen. Ein Taubstummer sah ein Schwein schlachten, und als er danach einer Frau begegnete, schnitt er sie auf und nahm die Eingeweide heraus und war sehr erstaunt, als man ihn hinwegriß. Daraus siehst Du, daß das bloße Nachdenken ohne die Beihilfe des Unterrichts sehr trüglich ist.

Das bloße Selbstschauen liefert in der That für die Vermehrung unsrer Kenntnisse nur eine geringe Ausbeute. Wie wenig lernt der Mensch durch eigene Anschauung von der Erde kennen! Dessen, was er durch andere erfährt, ist unendlich mehr. Die meisten kommen kaum über ihr Dörfchen und dessen nächste Umgebung hinaus. Und sollte die Rechenkunst jeder sich selbst erfinden, so würden die wenigsten es bis zum Zusammenzählen bringen. Das ist es ja eben, was den Menschen auszeichnet, daß er unterrichtsfähig ist, daß jedes folgende Geschlecht die Erfahrungen der früheren mitbenutzen kann. In der Religion ist es nicht anders. Sollten wir da alle von vorne anfangen, so ständen wir sammt und sonders noch bei dem ABC der Religion, bei dem noch leeren Gottesbedürfniß. Auch, was der Rationalismus unabhängig von der Bibel zu haben meint und seine eigne Schöpfung nennt, ist doch nur aus der Bibel geschöpft, und es ist Undank, das nicht erkennen zu wollen. Er hat mit all seiner Vernunft bis jetzt keine einzige Wahrheit entdeckt, die vorher nicht erkannt worden wäre. Oder nenne mir, wenn Du es wagen willst, eine neue, erst im vorigen Jahrhundert entdeckte religiöse Erkenntniß. Die Natur redet wohl von der Macht Gottes, aber seine Allmacht bezeugt nur die heilige Schrift. Die Natur predigt von dem Schöpfer, aber von dem Erlöser schweigt sie gänzlich. Sie giebt uns einzelne Zeugnisse von der Liebe Gottes, aber auch Beispiele, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, schwere Leiden, die schon

manchen zum Zweifler an Gottes Barmherzigkeit gemacht haben und die erst im Lichte der Offenbarung ihre Aufklärung finden. Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen (1 Joh. 4, 9.); erst, wenn diese größte Liebesthat Gottes in uns feststeht, ist der Glaube an seine Liebe zu zweifelloser Gewißheit erhoben. Assaph war verdrießlich, als er sah, daß es dem Gottlosen oft so wohl gehe. Er sagt: Ich dachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte, aber es war mir zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligthum Gottes (Psalm 73, 16. 17.). Das Räthsel also, das für die natürliche Vernunft zu schwer war, fand seine genügende Lösung im Tempel, wo Gottes Wort gepredigt wird, also in der göttlichen Offenbarung. Denn das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, das hat Gott uns geoffenbaret durch seinen Geist (1 Cor. 2, 9. 10.). Die Offenbarung lehrt uns Gott kennen, wie er wirklich ist, die Natur zeigt ihn, wie er sich abbildlich in seinen Werken spiegelt; dort redet er selbst zu uns, hier zeugen nur seine Werke von ihm. Die Offenbarung ist daher augenscheinlich eine wesentliche und dankenswerthe Vermehrung unsrer Erkenntniß, und wenn Du die Offenbarung die werthvollste nennst, die nur das bestätigt, was die Vernunft aus sich selbst schöpfen konnte, so ist das eine Offenbarung, die gar keinen Werth hat, weil sie eben nichts offenbart, und gar wunderlich ist es, solche Ansicht einen Fortschritt zu nennen, da ja dieser Schritt uns vielmehr zurückträgt in eine Zeit, wo das menschliche Wissen noch nicht durch die Offenbarung bereichert war.

Du wirst mich nun fragen, in welchem Verhältnisse denn die menschliche Vernunft zur göttlichen Offenbarung stehe. Du würdest mir Unrecht thun, mein Freund, wenn Du mich für einen Verächter der Vernunft hieltest. Ich schätze diese theure Gottesgabe so hoch wie irgend einer; aber man muß auch die Grenzen kennen, innerhalb deren sie sich zu bewegen hat. Die Vernunft soll die Offenbarung Gottes vernehmen, in sich aufnehmen, sich aneignen als ihr theuer-werthes Besitzthum. Durch die Vernunft gelangen wir erst zum Verständniß,

zum Besitz und Genuß der Offenbarung. Religion beruht auf zweierlei Voraussetzungen: sie setzt einen Schöpfer voraus, der sich offenbart, und Geschöpfe, die für seine Offenbarung empfänglich sind. Um sehen zu können, brauchst Du erstlich Licht — denn sonst hilft Dir das Auge nichts, und zweitens ein sehendes Auge, sonst kann Dir das Licht nichts nützen (wie ja auch die göttliche Offenbarung für das Thier verloren geht). Ein Mann wandte der Sonne den Rücken zu und sprach: Ich brauche dich nicht, ich kann auch ohne deine Strahlen sehen, denn ich habe zwei gesunde Augen am Kopf, die alles deutlich erkennen können. War der Mann nicht ein Thor? brauchte er nicht das Sonnenlicht dennoch unbewußt? und sind nicht ebenso thöricht die Menschen, die, weil sie Vernunft haben, das Licht der Offenbarung für entbehrlich halten? Das Licht ist das von Gott Gegebene; der Gebrauch des Auges ist des Menschen Thätigkeit. Die Vernunft ist das innere Auge, das die durch das Sonnenlicht der göttlichen Offenbarung beleuchteten Gegenstände erkennt. Christus nennt sich selbst das Licht der Welt, nicht uns, nicht unsere Vernunft. Zu einem Schriftgelehrten aber, der vernünftiglich geantwortet hatte, sprach er: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes (Marc. 12, 34.). Denn die Vernunft ist das Organ, womit wir die Offenbarung empfangen; wer also Vernunft hat, für den ist das Reich Gottes zugänglich. Wer aber von seiner Vernunft nur den Gebrauch macht, daß er die Offenbarung verwirft, der kommt ins Reich Gottes nicht hinein. Jener vernünftige Schriftgelehrte war zwar nicht fern davon, aber doch noch nicht darin.

Wenn Du aber meinst, daß die Vernunft keinen Gedanken begreifen könne, den sie nicht auch frei aus sich zu erzeugen im Stande sei; daß die Offenbarung aus einer höheren Welt für sie unfaßbar sein müsse, so vergißt Du, daß diese höhere Welt mit ihren Wurzeln auch in uns schon liegt, daß der menschliche Geist selbst etwas Uebersinnliches und Ueberirdisches ist und darum das ihm Verwandte wohl erkennen kann, sobald es sich ihm zu erkennen giebt. Einen Gedanken erfinden, und einen vorgefundenen Gedanken verstehen sind zwei verschiedene Dinge. Schillersche Gedichte bringen wir beide nicht zu Wege, aber wir können sie doch genießend in uns aufnehmen und uns an solchem Genusse erquicken. Ist das Christenthum

auch eine That Gottes, so ist doch der Mensch, auch der ungebildete, fähig, es zu verstehen und mit aller Gluth der Liebe es zu umfassen.

In Schottland besteht die Sitte, daß jeder, der zum heiligen Abendmahl gehen will, zuvor vom Geistlichen über seine Bußfertigkeit und seinen Glauben befragt wird. Nun erschien einmal ein einfaches Landmädchen, dem der Prediger mehrere Fragen vorlegte; aber vergebens, sie beantwortete keine. Er sah sich deshalb genöthigt, sie zurückzuweisen, weil ihr Schweigen entweder aus Trotz oder aus einer gänzlich unvorbereiteten Seele herzurühren schien. Beim Hinausgehen brach die junge Christin in helle Thränen aus. Der Geistliche bemerkte das, rief sie zurück und bat sie im freundlichsten Tone, sie möchte ihm doch sagen, warum sie auf seine Fragen nicht geantwortet habe, warum sie von ihrem Heilande, den sie doch zu lieben scheine, kein Zeugniß ablegen wollte. „Ach," erwiederte sie unter vielem Schluchzen, „von ihm reden kann ich nicht, aber für ihn sterben möchte ich wohl!" Diese Worte waren ihm genug, er konnte sie nun mit gutem Gewissen zum Tische des Herrn zulassen.

So, lieber Freund, hat mancher, der die Religion nicht in Worte fassen kann, sich doch tief und innig in sie hineingelebt. Es kann mancher nicht Rede stehen, was Jesus an ihm gethan und wie sich das gemacht habe. Auch jener geheilte Blinde wußte die Neugierde, die nach der Art und Weise und dem Hergange der Heilung fragte, nicht zu befriedigen, aber er setzte doch hinzu: Eins weiß ich, daß ich blind war und bin sehend (Joh. 9, 25.). Der Genesene empfindet deutlich das Wohlgefühl der Gesundheit, aber die Kurmethode des Arztes kann er nicht beschreiben. Darum sage ich Dir: Verachte mir die Kleinen und Schwachen nicht! Es lebt in ihnen nicht selten eine Gluth des Gefühls, die auf den Wangen des Gebildeten nur den Wiederschein der Schamröthe hervorbringt. Ja, ich habe bei schlichten Landleuten oft auch eine Klarheit der religiösen Erkenntniß gefunden, die ich in der vornehmen Welt, die sich doch über die Bibel hoch erhaben dünkt, vergebens gesucht habe.

Sechster Brief.

Fortsetzung.

Vernunft und Offenbarung, werther Freund, haben wir betrachtet. Ich komme nun auf den Widerspruch, der nach der Meinung so vieler zwischen beiden obwaltet. Die Thatsache leugne ich nicht, kann mich aber auch darüber nicht wundern. Denn wenn die Offenbarung uns etwas wirklich Neues und bisher nicht Erkanntes giebt, so ist es ganz natürlich, daß sie mit den bisherigen Meinungen und Lebensanschauungen des noch nicht erleuchteten Menschen in Gegensatz tritt. Da aber jeder Mensch für die Offenbarung empfänglich und ihrer bedürftig ist, halte ich das Vorgeben, nicht glauben zu können, für eine leere Einbildung, die mehr und mehr schwindet, je ernstlicher man den Entschluß faßt, glauben zu wollen. Aber um den Glauben zu gewinnen, muß man ihn kennen lernen, und daran lassen es die meisten fehlen. Unzählige haben seit ihrer Einsegnung nie mehr einem religiösen Eindruck sich hingegeben, sich nie mit Religion beschäftigt, und wie wenig der meistens mangelhafte Religionsunterricht sie in die Tiefen des Christenthums eingeführt hat, darüber haben wir früher schon gesprochen. Man thut keinen Schritt, um von seiner Unkenntniß geheilt zu werden, man hat vorweg ein ungünstiges Vorurtheil gegen die Offenbarung.

Ich sprach einmal mit einem Gebildeten, der gewaltig auf die Regierung schimpfte, der von seiner politischen Bildung eine hohe Meinung hatte und alle, die nicht seiner Ansicht waren, der Dummheit oder der Kriecherei beschuldigte. Das Gespräch kam auf eine Schrift, die der Sache des Königs günstig war; er tadelte sie scharf, und, da ich ihn fragte, ob er sie gelesen habe, entgegnete er: Nein, solch Zeug ist mir zuwider, ich lese nur verbotene Schriften. Er liest also nur, was die Farbe seiner Partei trägt, und dabei rühmt er sich unbefangener Forschung. Er tadelt eine Sache, ohne von ihren Vertheidigungsgründen Notiz zu nehmen. Findest Du das gerecht?

In religiösen Dingen aber machen es alle, welche die Schrift- und Kirchenlehre verwerfen, ebenso. Sie rühmen sich bis zum Ueberdruß, daß ihre Partei die forschende sei, die Partei der Vernünftigen, und die andere nennen sie die Blindgläubigen; aber dabei prüfen

und forschen sie immer nur auf einer Seite. Die dem Bibelglauben feindlichen Schriften verschlingen sie mit Heißhunger; aber lege einmal einem Lichtfreunde die Gewissensfrage vor, welche Schriften er denn von Seiten der gläubigen Partei gelesen habe, so wird er Dir keine einzige nennen. Freund! die Hand auf's Herz! Du fühlst Dich selbst getroffen. Ihr haltet Gericht über den christlichen Glauben und mögt nur den Ankläger hören, aber, wenn der Vertheidiger den Mund aufthut, geht Ihr davon. Und das nennt Ihr unbefangene Forschung?

Ihr werft uns Auctoritätsglauben vor, Glauben auf das Ansehen des göttlichen Worts. Meint Ihr denn, daß Ihr auf eignen Füßen steht und stets mit eignen Augen seht? Ihr folgt blindlings einer viel zweifelhafteren Auctorität, dem ewig wechselnden Zeitgeist, dem Allgemeinglauben der sogenannten Gebildeten, die den Mittelpunkt aller Bildung, die Religion, aus dem Auge verloren haben. Was so ein Tagesheld vorsagt, das glauben tausend andere nach, ohne die Gegenmeinung einer Prüfung zu würdigen. Was dem Geschmack der feinen Welt nicht zusagt, das muß hinfort eine Thorheit heißen in Israel, ob's auch von Gott selbst verbrieft und versiegelt wäre, und das Verwerfungsurtheil fliegt wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Gebildeten.

Ein Beispiel: Vor etwa 80 Jahren suchte ein Zweifler, Namens Reimarus, die neutestamentlichen Wunder dadurch hinwegzuschaffen, daß er die Jünger des absichtlichen Betruges zieh. Das war die naturalistische Ansicht, sie wurde in der ungläubigen Welt zur Modesache. Hierauf fing der Rationalismus an die Wunder natürlich zu erklären, die Nachbeter folgten auch dieser Meinung. Dann kam Strauß mit seinem Pantheismus und nannte sie Sagen und Fabeln ohne geschichtlichen Hintergrund; die Ungläubigen pflichteten eiligst dieser vortrefflichen Erfindung bei. Auch die Straußische Ansicht hat sich bereits überlebt, und man neigt sich im Kreisgange wieder der Ansicht von der absichtlichen Fälschung des Christenthums zu. Der Unglaube hat sich also erschöpft und ist am Ende. Bei all dieser Unbeständigkeit des sich für wissenschaftlich ausgebenden Unglaubens, verfolgt der christliche Glaube, wie das immer das Kennzeichen der Wahrheit ist, stets dieselbe, sich gleich bleibende Richtung, nämlich die Ueber-

zeugung von der Glaubwürdigkeit der Evangelisten und der Wahrheit des Evangeliums.

Auch wir folgen einer fremden Auctorität, wie denn kein Mensch sich allein aus sich selber bildet, aber doch einer viel zuverlässigeren Auctorität. Denn wenn Du mir mit der Gegenrede kommst: „Die ganze gebildete Welt denkt so," so lache ich darüber, so lange ich Gottes Wort hinter mir habe. Nein! nicht lachen, weinen möchte ich, wie Jeremias (9, 1.) und wünschen, daß meine Augen Thränenquellen wären, darum, daß Ihr den Herrn, die lebendige Quelle, verlaßt und Euch selber ausgehauene Brunnen macht, die doch löchrig sind und kein Wasser geben (Jer. 2, 13.).

Scheint Dir eine Lehre der Offenbarung unvernünftig, so setze nur ohne Weiteres voraus, daß die Schuld nicht an der Offenbarung, sondern an **Deinem mangelhaften Verständniß** liegt, so thue Deinem Gott die Ehre an, eher gegen das letztere als gegen die erstere mißtrauisch zu werden. Solche Bescheidenheit vor Gott steht dem Menschen wohl an. Die biblischen Lehren stehen fest, auch wenn es uns bis dahin nicht gelungen wäre, Vernunftgründe dafür aufzufinden, gleichwie die Erde sich um die Sonne bewegte, auch ehe Kopernicus es erkannte. Denn die **Schrift kann doch nicht gebrochen werden** (Joh. 10, 35.), sondern Gott muß Recht behalten in seinen Worten und rein bleiben, wenn er gerichtet wird (Ps. 51, 6.). Die Wahrheit des göttlichen Worts, durch die zwei- bis dreitausendjährigen Erfahrungen aller Gläubigen bestätigt, bedarf eigentlich keines Beweises, sondern wir suchen nur Erklärungsgründe dafür auf, durch die wir nicht die Wahrheit unterstützen, sondern unserm Verständniß zu Hilfe kommen wollen. Für die Erscheinung der Ebbe und Fluth z. B. hat man bis jetzt keine vollkommen genügende Erklärung gefunden; giebt nun jemand eine falsche Erklärung derselben, so folgt doch daraus wahrlich nicht, daß es keine Ebbe und Fluth giebt; die tägliche Erfahrung beweist es ja. Jede Erscheinung genießen wir weit eher im Leben, als wir sie wissenschaftlich begreifen, mit andern Worten: Christus giebt sich eher dem Herzen, als dem Verstande zu erkennen.

Aber der Unglaube hat noch einen tieferen Grund: **die böse Lust des Herzens**. Bei dem natürlichen Menschen, der noch an der Sünde mehr Gefallen findet,

als an Gottes Gesetz und noch nicht wiedergeboren ist zu einem göttlichen Leben, steht die Vernunft offenbar im Dienst seines fleischlichen Gelüstes und wird durch die Sünde verfinstert. Paulus sagt: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen (1 Cor. 2, 14.); denn geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein, und an dieser Erleuchtung von oben her, an diesem göttlichen Sinn, der allein das Göttliche fassen kann, fehlt es eben dem natürlichen Menschen noch. Der Heiland sagt: Die Menschen liebten die Finsterniß mehr, denn das Licht, denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden (Joh. 3, 19. 20.). Der Hochmuth will sich von einer belehrenden Offenbarung nicht zurechtweisen lassen, die Fleischeslust will die Fesseln nicht tragen, welche die Bibel ihr anlegt. Daher ist man stets geneigter, das Wort Gottes der Unwahrheit zu beschuldigen, als sich selbst. Man müßte ja sich selbst die Verdammniß zusprechen, wenn man der Bibel Recht geben wollte, folglich muß die Hölle eine Thorheit sein. Man bezweifelt das Gesetz, man übertüncht die Sünde, man leugnet die Vergeltung, man hält die ganze Offenbarung für ein bloßes Vorgeben der Pfaffen, um nicht dem Gericht des lebendigen Gottes zu verfallen. Man begrüßt mit einem gewissen Wohlgefühl alles, was den Offenbarungsglauben bekämpft, man hascht nach Zweifeln, man stellt die erbärmlichsten Auctoritäten über Gottes Wort, blos, um eine Entschuldigung für seine Sünde und innere Gottesentfremdung darin zu finden. Gewiß, mein Theurer, die in unsrer Zeit so weit verbreitete Leugnung der Offenbarung ist nichts weiter als die Auflehnung des unbekehrten, hochmüthigen und fleischlich gesinnten Menschen gegen die göttliche Auctorität, weil er sich durch sie nicht will meistern und züchtigen lassen, sondern so bleiben, wie er ist, und so leben, wie es ihn gelüstet. Darum kann ich in dem Unglauben, der gegen Gottes Wort protestirt, keine neue Weisheit, keinen Fortschritt der neuen Zeit erkennen. Denn Leute, denen Gottes Gebote und Mahnungen nicht behagten, weil sie ihnen zu hart und strenge waren, hat es zu jeder Zeit gegeben. Ja, die erste Zweiflerin in der Welt lebte schon im Paradiese. Es war die alte Schlange, die da sprach:

Sollte Gott gesagt haben (1 Mos. 3, 1.)? und die thut noch immer ihren Mund groß auf zu derselben Rede.

Siebenter Brief.

Fortsetzung.

Du hast ein Bußbekenntniß gethan; Du gestehst ein, daß Du von den Schriften neuerer Männer Gottes, die sich des geschmähten Bibelglaubens annehmen, bisher nichts gelesen habest. Du erkennst es auch als ein Unrecht, als eine Einseitigkeit, versprichst Besserung. Du hast mir ein köstliches Geständniß gemacht; nun bin ich in guter Zuversicht, daß das gute Werk in Dir sicher, wenn auch langsam, seinen Fortgang nehmen werde.

Du mußt zugeben, daß es eine widernatürliche Stellung ist, sich Christi Jünger nennen und doch im beständigen Widerspruche mit seinem Worte sich befinden. Es sagte neulich einer zu mir: „In diesem Punkte bin ich mit Christo nicht einverstanden.“ Ich erwiederte ihm: „Wenn Sie mit Christus verschiedener Meinung sind, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft, auf welcher Seite die Wahrheit liegt.“ Wenn Christus sagt: Ihr müsset von neuem geboren werden, und Herr X hält das nicht für nöthig; wenn Christus behauptet, ihm sei alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, und Herr X hält ihn für einen bloßen Menschen, so liegt darin ein grenzenloser Hochmuth. Denn wenn Herr X dieses alles besser weiß, als Christus, so giebt er sich, da Christus Gottes Sohn ist, mindestens für Gott den Vater aus. O gewiß, es ist recht betrübend, solche Reden von Christen zu hören, die doch darum so heißen — nicht weil sie in diesem und jenem Punkte mit Christo übereinstimmen, denn das thun auch Juden und Türken, — sondern weil sie in allen Stücken ihn als ihren Meister anerkennen. Und das Volk fühlt das auch, wie unehrenwerth solche Stellung ist, darum hat es in der Regel auch viel mehr Vertrauen zu den gläubigen Predigern, die doch für wahr halten, was sie predigen, als zu denen, die über Texte predigen, welche sie meistern, Feste verherrlichen helfen, die sie eigentlich nicht mitfeiern können, weil sie die Thatsachen, die ihnen zu Grunde liegen, in Abrede stellen.

Muß aber für einen jeden Christen in dem bewußten

Widerspruch gegen die göttliche Wahrheit etwas Peinliches liegen, so wird er auch den Vorschlag, sich einem Heilungsversuch zu unterziehen, nicht zurückweisen wollen und, so lange er sich selbst nicht für allwissend und untrüglich hält, die Möglichkeit der Heilung anerkennen müssen.

Wir haben neulich theils die Unkenntniß, theils die Sünde, also Verfinsterung des Verstandes oder des Herzens als die Ursachen des Unglaubens erkannt. Heute wollen wir über die Mittel der Abhilfe nachdenken, die jenen beiden Ursachen entsprechen werden. Prüfe Dich ernstlich, worin bei Dir der Grund des Widerspruchs liegt, und suche die aufgefundene Quelle der Krankheit zu verstopfen, so wird die Heilung von selbst erfolgen.

Ein wackrer amerikanischer Christ, der ein Buch wider den Unglauben geschrieben und sich viele Jahre lang mit bewundernswürdigem Erfolg der Bekehrung von Zweiflern gewidmet hat, führt zwei Heilmittel des Unglaubens an. Das eine nennt er das gewaltige, das andere das allgewaltige Mittel. Das erste lasse sich leichter anwenden, schlage auch selten fehl; er könne bei seinen langen Erfahrungen nur zweier Fälle sich erinnern, wo er von der Wirksamkeit desselben keine sichere Kenntniß erlangt habe, aber nur darum, weil die Patienten ihm späterhin aus den Augen gekommen seien. Das andere Mittel gehe schwerer ein, seine Anwendung werde meistens verweigert, aber, wo es angewandt werde, heile es unfehlbar.

Das erste ist die Kenntnißnahme von den Zeugnissen andrer, das Lesen christlicher Schriften. Wir haben nicht alle die nöthigen Kenntnisse, um die Wahrheit dieser oder jener Bibellehre, die uns widersinnig scheint, einsehen zu können. Darum thut es noth, das zu benutzen, was andere gläubige Christen mit vielem Scharfsinn ausgedacht oder durch jahrelangen Fleiß zur Erklärung gesammelt haben. Als Philippus jenen Kämmerer fragte: Verstehest Du auch, was Du liesest? so antwortete der: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet (Ap. Gesch. 8, 31.)?

„Wer sich selbst nicht weiß zu rathen,
„Schau, was andre vor ihm thaten.“

Dies Mittel ist besonders bei denen anwendbar, deren Unglaube auf Unkenntniß der christlichen Lehre beruht. Und mehr oder weniger findet das bei allen Ungläubigen und Halbgläubigen statt. Wer es nur erst über sich vermag, seinen Hochmuth in so weit zu beugen, daß

er sich der angebotenen Belehrung nicht entzieht, bei dem hat die Sache der Wahrheit meistens schon gewonnenes Spiel. Weisheit ist bei den Demüthigen, sagt Salomo (Spr. Sal. 11, 2.). Der Strom der Wahrheit sucht, wie jedes andere Wasser, die Tiefen, und nicht die Höhen, also die demüthigen Seelen. Ja, es liegt dem Widerwillen des Unglaubens gegen den Glauben wohl die dunkle Ahnung zum Grunde, daß es um seine eigene Existenz geschehen ist, sobald dem Glauben Raum gegeben wird, sich ungehindert zu entfalten; daß ihm selber die innere Kraft abgeht; daß in des Satans Schule kein rechtes Leben, keine herzerwärmende Begeisterung waltet; daß sogar der Aberglaube eine größere Macht auf Erden ist, als der Unglaube. Baue mir eine Kanzel in der Welt, von der herab ich den Ungläubigen ungehindert das Evangelium predigen darf, gegen welches sie so geflissentlich ihre Ohren verstopfen – und Du sollst sehen, wie ich Berge versetzen, wie ganze Schaaren ihre Knie beugen würden vor dem Schmerzensmann auf Golgatha, den sie eigentlich gar nicht kennen.

Freund! nimm Dir ein Exempel an Maria, der Gebenedeiten unter den Weibern. Als ihr zwölfjähriger Sohn sagte: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ da verstand sie seine Rede nicht, aber sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen (Luc. 2, 49–51.). Unverstandene Worte der heiligen Schrift mußt Du nicht gleich beseitigen, nicht voreilig verwerfen, sondern sie im Herzen hin und her bewegen, bis Du sie verstehen lernst. Denn das halte fest: unbegriffene Wahrheiten sind darum noch nicht unbegreifliche. Was Du heute nicht verstanden hast, lehrt Dich die Erfahrung des Lebens morgen vielleicht verstehen. Wenn Du ehedem als Rechenschüler ein anderes Facit herausbekamst als der Lehrer, so hast Du gewiß nicht gesagt: der Lehrer hat sich verrechnet, sondern Du wirst zuerst die Richtigkeit Deiner Rechnung bezweifelt und das Exempel noch einmal angesetzt haben. Nun bleiben wir lebenslänglich allzumal Schüler Jesu Christi, und wenn unser Denken und Meinen mit seinem Facit nicht stimmen will, so müssen wir unsere bisherige Ansicht zu allererst einer nochmaligen Prüfung unterwerfen. Aber unter Hunderten, welche die Bibel verachten, wirst Du immer neunundneunzig finden, die von ihr wenig mehr anzuführen wissen, als Bileams re-

denden Esel, die stillstehende Sonne im Buch Josua, den feurigen Wagen des Elias und dergleichen, und auch dies haben sie selten selbst in der Bibel gelesen.

Ein Prediger begab sich einmal auf die Reise, um Menschen zu fangen; er ging gradeswegs in ein Wirthshaus; denn er dachte: da finde ich sie gleich alle beisammen, denen es noth thut. Er sieht viele beim Branntwein sitzen, und es dauert nicht lange, so kommt einer, der das große Wort führt, auf Lästerungen gegen das Evangelium. Der Prediger kann dazu nicht schweigen und hält dem Schreier ein kräftig Bibelwort entgegen. Aber jener ruft: „Ach, bleibt mir mit der Bibel zu Hause, das ist ein dummes Buch!" — „Habt Ihr denn die Bibel gelesen?" fragt der Prediger. „Nein," antwortet jener, „wer wird solchen Unsinn lesen!" Drauf fragt der Prediger, ob er ihn kenne, und da jener es verneint, fragt er weiter: „Haltet Ihr mich für einen Schurken?" — „Gott behüte, das wäre ja Tollheit, ich kenne Euch ja nicht." — „Aber die Bibel kennt Ihr ja auch nicht und nennt sie doch ein unsinniges Buch, ist das nicht auch Tollheit?" — Der Schlag traf, die andern machten lange Gesichter, und der Lästerer suchte allerlei Ausrede, z. B. daß die Wunder nicht wahr seien und daß Bileams Esel nicht könne gesprochen haben. „Aber bedenkt doch," versetzte der Prediger, „thut der liebe Gott nicht jetzt noch viel größere Wunder, wenn er zuläßt, daß jeder Esel den Mund aufthut zu argen Lästerungen?" — Da schwieg der Schreier und der Mann Gottes erzählte den Leuten allerlei Köstliches vom Evangelium und manch einer behielt das Wort im Herzen.

Unter den fleißigen und andächtigen Lesern der Bibel findest Du nie einen, der sie verachtet, sondern die lesen da täglich neue und wundersame Schätze heraus. Darum rathe ich Dir: Lies die Bibel, lies sie wieder und wieder.

Dieser Rath hat schon an Tausenden eine gesegnete Wirkung gehabt. Ich habe von einem Christen gehört, der auch die Bibel verachtete und die Bildung der neuen Zeit weit über sie erhob. Er hatte einen gläubigen Bruder, dem das sehr wehe that; der sprach einst mit Thränen zu ihm: Aber, lieber Bruder, lies doch erst, ehe Du verdammst. Das mahnte den Bruder; er las und las wieder, las die heilige Schrift mit allem Ernst, las sie jeden Morgen. Ist sie Gottes Wort, dachte er, so muß sie auch

an mir ihre Gotteskraft bewähren. Und sie bewährte sich als solche — in sechs Wochen glaubte er.

Ein Vater hatte einen ungläubigen Sohn; er vermahnte ihn oft und hielt ihm Gottes Wort vor; aber seine Vorstellungen schlugen nicht an. Da dachte er: wo meine Kraft nicht ausreicht, da muß der Allmächtige helfen mit seiner Gnade. Er legte unvermerkt das neue Testament auf den Tisch des Sohnes, das sollte die Vermahnungen fortsetzen. Der Sohn las es im Stillen — und in kurzer Zeit war er gläubig.

Aber Belehrung allein thut es nicht; denn Unkenntniß ist nicht die einzige Ursache des Unglaubens. Will das Lesen nicht anschlagen, so steckt der Fehler tiefer, so ist es der alte Adam, der ungebrochene Wille, die böse Lust des Herzens, die sich dem Licht der Wahrheit verschließt. Und hier tritt denn ein zweiter Rath in Kraft: Thue Buße und ziehe den neuen Menschen an! Wer aus Gott geboren ist, dem wird Gottes Stimme vernehmbar werden. Denn in den gottverwandten und von Gottes Geist durchleuchteten Seelen kann es der göttlichen Offenbarung nicht an günstigen Anklängen fehlen, und wem für Gottes Wort das vernehmende Ohr noch fehlt, der kann sicher sein, daß der fleischliche Wille in ihm noch dem Willen Gottes widerstrebt. Nur die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß, sagt ein erfahrener Christ, macht die Himmelfahrt der Gotteserkenntniß möglich. Das ist das allgewaltige Mittel, das nie fehl schlägt, das aber meistens zurückgewiesen wird. Denke Dir, daß jemand noch nie in der Nähe des Feuers gewesen wäre und behauptete dabei steif und fest, Feuer sei nicht heiß, und wer das sage, der täusche sich selbst oder wolle andere täuschen. Ist es nicht thöricht, solche Behauptung aufzustellen, ehe man über die besprochene Sache eine Erfahrung gemacht hat? und würdest Du solchem nicht den einfachen Rath geben: geh doch selber ans Feuer, so wirst Du merken, daß es wirklich heiß ist und daß folglich wir andern Recht haben? Mit dem christlichen Glauben machen es aber Unzählige so; sie behaupten, er tauge nichts, und haben sich nie im Leben seiner Einwirkung überlassen. Freund! probire es nur einmal mit Jesus Christus! übergieb Dich seiner Heilmethode, so kann es gar nicht fehlen, Du mußt ihn zuletzt für Deinen Heiland und Seelenarzt halten. Geh zu ihm, wenn Du Dich mühselig und beladen fühlst, so wird

er Dich erquicken (Matth. 11, 28.). Suche nur einmal die Schranke zu durchbrechen, welche die Finsterniß der Sünde Dir gesteckt hat, und erhebe Dich auf jenen höheren und freieren Standpunkt, wo das Licht aus Gott Dich allseitig und gleichsam ohne Strahlenbrechung umleuchtet, so wirst Du das als die höchste Weisheit erkennen, was Dir vorher Thorheit dünkte, so wirst Du mit David sprechen: „Der Herr, mein Gott, macht meine Finsterniß licht" (Ps. 18, 29.). Denn wenn die Vernunft auch durch die Sünde verfinstert ist, so ist sie doch nicht zur reinen Unvernunft geworden. In diesem Fall würde der natürliche Mensch das Organ für die göttliche Offenbarung ganz verloren haben. Er wäre blind, und das Licht würde ihm nichts helfen, er wäre unfähig von Christo erlöst zu werden. Aber so ist es nicht, das ist auch nicht Lehre der christlichen Kirche. Das Auge ist nur getrübt, nicht geblendet.

Das nächste Mal wollen wir diesem Licht aus Gott noch näher treten.

Achter Brief.

Die heilige Schrift.

Wir haben gesehen, lieber Freund, daß unsere Gotteserkenntniß eine Thatsache ist, der eine Kundgebung Gottes von sich selbst zu Grunde liegen muß. Heute gehe ich nun weiter und sage: diese Selbstoffenbarung Gottes ist niedergelegt in der heiligen Schrift. Der Christ ist so lange Christ, als er die Bibel, der Muhamedaner so lange Muhamedaner, als er den Koran für den Ausdruck göttlicher Offenbarung hält, und jeder von ihnen hört auf, das zu sein, was er war, sobald er diesen Glauben aufgiebt.

Du behauptest, die Vernunft müßte prüfen, welche unter den vorgeblich göttlichen Offenbarungen die beste sei. In der Wirklichkeit kommt aber kein Mensch in die Verlegenheit, zwischen zwei oder mehreren Religionen wählen zu müssen. Ueberdies kann einem Christen ein Richteramt über das geoffenbarte Wort Gottes, in dem Sinne, daß er dasselbe auch verwerfen könne, nicht zugestanden werden; denn sobald er dieses sich zueignete, würde er sich über das Christenthum stellen, aber nicht mehr in ihm stehen. Wenn Du nun zur Unterstützung Deiner Behauptung Dich auf

das Schriftwort berufst: „Prüfet alles und das Beste behaltet,“ so möchte ich Dich doch fragen, ob es wirklich Deine aufrichtige Meinung ist, daß derselbe Apostel, der da sagt: „So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht“ (Gal. 1, 8.)! hier seinen Schülern den Rath geben wolle, diese Lehre erst mit ihrer Vernunft zu prüfen, das Gute darin zu behalten und das Schlechte zu verwerfen? Das wäre ja ein unerklärlicher Widerspruch, das konnte der Mann Gottes nicht sagen wollen. Du wendest also seinen Ausspruch auf etwas an, worauf er die Anwendung sich verbitten würde. Haben wir denn in der Bibel nicht zweifellose Wahrheiten, die keiner Prüfung weiter benöthigt sind? steht die große Heilsthatsache der Erlösung nicht ewig fest? oder muß sie immer noch untersucht werden? Der Apostel hat unstreitig nur menschliche Meinungen im Sinne, die wir prüfen und sichten sollen.

Jener Nordamerikaner, dessen Schrift wider den Unglauben ich Dir neulich namhaft gemacht habe, fragte einst einen Mann in Illinois, der viel fluchte und den Sonntag entheiligte, wie es denn mit seiner Beobachtung der Bibelvorschriften stehe? Mit selbstgefälligem Lächeln erwiederte dieser ihm: Welche Bibel er denn meine; die Mormonen hätten ja auch eine Bibel, und er, als ein ungelehrter Mann, sei natürlich nicht im Stande zu unterscheiden, welches eigentlich das echte Wort Gottes sei. Sein innerliches Frohlocken schien zu sagen: „Endlich hab' ich's doch aufgefunden, wie man die dreißig Jahre von Predigten, die man hat hören müssen, sich vom Halse schaffen kann.“ Dieser Mann verstand sich sehr gut darauf, ein werthvolles Pferd von einem schlechten, oder einen echten Thaler von einem bleiernen zu unterscheiden. Um solche Kenntniß zu erlangen, hatte er keine Mühe gescheut, an Pfiffigkeit im Handel und Wandel kamen ihm wenige gleich. Aber um die Gotteskraft der Bibel zu erkennen, dazu hatte er keinen Schritt gethan, obgleich er im Lande der Bibeln und der Schulen erzogen war. Wenn Du von einem reichen Manne einen Brief bekämst, worin er Dir einen Schatz vermachte, auch genau den Weg angäbe, den Du zu gehen hättest, um ihn zu heben, so würdest Du Dich doch gewiß mit dem Inhalt dieses Briefes sogleich bekannt machen, von seiner Echtheit und der Zuverlässigkeit des darin ent-

haltenen Vermächtnisses Dich zu überzeugen suchen. Wäre es nicht seltsam, wenn Du diesen Brief Jahrelang liegen ließest, ohne ihn zu lesen? Jener Mann aber machte es so, glaubte auch eine recht pfiffige Antwort gegeben zu haben mit der Bemerkung, er sei zu ungelehrt, um die echte Bibel, die ihm eine ewige und überaus köstliche Erbschaft zusichert, von der falschen zu unterscheiden. Warum suchte er sich denn diese Fähigkeit nicht zu verschaffen?

„Meine Lehre ist nicht mein," spricht der Herr, „sondern deß, der mich gesandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede." Das ist's. Auf die eigne Erfahrung kommts an. Zu Newton äußerte ein gelehrter Freund einst: „Ich habe jedes Wort in der Bibel siebzehn Mal verglichen nach dem Grundtext, und es befremdet mich, daß ich die Versöhnungslehre, die Sie lehren, nicht darin gefunden habe." „Mich befremdet's nicht," antwortete Newton, „ich wollte neulich mein Licht anzünden, als das Lichthütchen drauf war, und da ging's auch nicht, und hätt' ich's noch siebzehn Mal versucht, es wäre doch nicht gegangen." Solchen Lichthütchen, lieber Freund, gleichen die durch verkehrte Bildung eingesogenen Vorurtheile; so lange die das Auge bedecken, hilft alles Lesen nichts, das Licht von Gott dringt nicht hinein. Christum kann man nicht lernen, wie das Einmaleins, man muß ihn erfahren und erleben, um von ihm zeugen zu können; die Welt muß uns erst Wunden schlagen, und wir müssen in gutem Glauben den heilenden Balsam Jesu drauf legen, um zu erkennen, wie unendlich wohl seine Liebe thut, und was für ein geschickter Arzt er ist.

Im Westphälischen kam einst ein Fremder in eine Kirche; die Andacht der Versammlung rührte ihn. Er sah mit einem Einheimischen ins Gesangbuch, sang mit aus tiefer Seele und fühlte sich beim Singen so bewegt, wie noch nie zuvor. Am Schlusse sagte er: „Welche herrliche Lieder habt ihr hier! laßt mich doch das Gesangbuch ansehen." Und als er's ansah, war es dasselbe, das auch in seiner Heimath gebräuchlich war; nur das empfängliche Herz hatte ihm dort gefehlt. Mit der Bibel ist's ebenso. Wer sie verstehen will, muß sich dem Geist, der in ihr weht, verwandt fühlen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Nur wer von Gott ist, der höret Gottes Wort (Joh. 8, 27.). Die nöthigen sprachlichen und geschicht-

lichen Kenntnisse allein machen's wahrlich nicht. Auslegen gehöret Gott zu, sagte schon Joseph; nur dem göttlichen Sinn erschließt sich das Göttliche. Wenn Du also meinst, die Bibel müsse behandelt werden, wie jedes andere Buch, so hast Du über die Auslegekunst eine sehr unrichtige Vorstellung. Wer einen Schriftsteller verstehen will, muß sich seinem Geist verwandt fühlen, sonst wird nichts draus. Wie ein ABC-Schütze ein gelehrtes Werk über Astronomie oder höhere Mathematik nicht verstehen würde, so versteht auch der, dem der religiöse Sinn abgeht, die Bibel nicht, mag er in andern Stücken auch grundgelehrt sein.

Die Bibel hat sich an Tausenden und aber Tausenden schon als eine Quelle des Heils bewährt. Tausende und aber Tausende sind durch sie in Leidensstunden getröstet, in Versuchungen gestärkt und aus Knechten der Sünde in Kinder Gottes, in neue Creaturen verwandelt worden. Gilt Dir das nichts? Nenne mir irgend ein andres Buch, das zwei bis dreitausend Jahr alt ist, und das in unsrer Zeit noch, und zwar den gelehrtesten und verständigsten Leuten, als reichste und vollkommen genügende Quelle der Lehre, der Mahnung, der Erbauung und des Trostes dient. Haben nicht alle Altersgenossen dieses Buchs längst ihren Werth verloren? Man belächelt sie jetzt, weil sie durch viel bessere ersetzt worden sind. Ueber die Bibel aber kommt kein Mensch hinaus. Ist das nicht auch ein Zeugniß, daß jene nur Menschenwerke sind, und sie ein Werk von Gott? Sie enthält einen Schatz, der sich nie erschöpft.

Ein armer Hirt in Frankreich, der eine Frau und viele Kinder, aber wenig Geld besaß, hatte sich längst eine Bibel gewünscht. Endlich war so viel zusammengespart, daß er sich vom Krämer eine alte Bibel kaufen konnte. Nun las er jeden Tag darin zu seines Herzens Erquickung. Und wie er eines Tages auch so liest und ein Blatt umschlägt, weil die Seite zu Ende ist, so stimmt das nicht. Er schlägt nochmal zurück und bemerkt, daß zwei Blätter zusammengeklebt sind. Und als er sie vorsichtig von einandergeschnitten, so liegt dazwischen ein Papier von 100 Thalern an Werth. Stumm vor Schrecken sitzt er da und weiß nicht, was er davon denken soll. Bei dem Papier liegt aber ein Zettel, auf dem geschrieben steht: „Diese Summe habe ich mit sehr vieler Mühe zusammengebracht; da aber meine natürlichen Erben lauter reiche Leute sind,

so übergebe ich dir dies Vermächtniß, dir, der du so andächtig diese Bibel liesest." Und darunter steht ein Name. Nun kannst Du Dir die Freude, die Ueberraschung des armen Hirten denken. Aber in unsern Bibeln, lieber Freund, liegen solche Schätze auch, oder vielmehr noch viel köstlichere, Schätze, die uns reich machen in Gott. Suche nur nach in Deinem Exemplar! Du wirst einen Segen darin finden, den Du in Zeiten der Noth für 100 Thaler nicht hingeben wirst. Den Katholiken gegenüber rühmen wir uns fort und fort, die heilige Schrift zu haben, und wie viele Protestanten lassen sie ungelesen liegen! Die Christen der alten Zeit ließen sich für's liebe Gotteswort martern und verbrennen, und wir, die wir es unangefochten besitzen dürfen, werfen es unbenutzt bei Seite. Ist das nicht eine Schande? — —

Neunter Brief.

Fortsetzung.

Die Gotteskraft der heiligen Schrift, mein Theurer, zeigt sich oft von wunderbarem Erfolg. Leute, die nicht in der besten Absicht sich an sie machten, die aus ihr wohl gar Waffen gegen den evangelischen Glauben entlehnen wollten, sind im Verlauf des Lesens durch sie bekehrt und umgewandelt worden.

Im vorigen Jahrhundert schrieb ein gelehrter Benediktinermönch, Namens Gregorius Rothfischer, ein Werk über den Ablaß in zwei Bänden. Im ersten Theil erzählte er die Geschichte des Ablasses und kündigte am Schlusse an, daß er im nachfolgenden zweiten Bande die Beweise für den Ablaß anführen und die Einwürfe der Protestanten aus der heiligen Schrift widerlegen werde. Da mochte der liebe Gott denken: will doch sehen, wie der das anfangen wird. Nun hatte er bis dahin noch nie so recht sorgfältig die heilige Schrift gelesen. Er machte sich also heran, und beim Lesen wurde ihm ganz eigen zu Muthe; kurz er las sich aus der päpstlichen Kirche heraus und mitten in die evangelische hinein und wurde bekehrt zu einem Menschen Gottes. Und nun schrieb er seinen angekündigten zweiten Theil, aber nicht so, wie er ihn angekündigt hatte, sondern er rechtfertigte darin den evangelischen Glauben und widerlegte seinen eigenen ersten Theil.

Ein lieber Freund und Amtsbruder von mir predigte kürzlich in Marienbad in Böhmen; er predigte die lautere evangelische Wahrheit. Unter seinen Zuhörern befand sich aber ein katholischer Geistlicher, der in Vorurtheilen gegen den Protestantismus erzogen, solche Predigt nie gehört hatte. Dieser tritt nach beendigtem Gottesdienst an den wackern Redner heran, bedankt sich bei ihm für die erbauliche Predigt und sagt: „ich bin über die Protestanten bisher ganz falsch unterrichtet worden; sie haben ja eigentlich eine viel reinere Verkündigung des göttlichen Wortes, als wir." Freund, könnten wir in Böhmen oder in Italien nur ungehindert predigen, wie die Katholiken bei uns, könnten wir Gottes Wort frei ausbreiten, die Zahl der Evangelischen würde sich ins Ungeheure mehren. Das Wort Gottes ist eine gewaltige Macht.

Auf der Universität habe ich einen Freund gehabt, der hielt nicht viel von Christo und seiner Lehre, desto mehr aber von dem freien Geist der neuen Zeit, und wenn man ihm sagte, er solle doch erst prüfen, solle doch mal ernstlich das neue Testament lesen, so pflegte er zu antworten: „Das mag ich nicht, die jüdische Literatur ist mir zuwider." Späterhin kam er an den Rhein, und es war grade ein Nothjahr und des Volkes Elend groß. Da dachte er viel über die Ursachen der zunehmenden Verarmung der niederen Klassen nach, wollt' auch ein Werk darüber schreiben. Weil's aber was Gründliches werden sollte, so las er zuvor, was andere darüber gedacht und gesagt, und da fand er denn, daß man auch das Christenthum als ein Mittel, der Noth abzuhelfen, zu betrachten pflege. „Thorheit," dachte er, „der Unsinn bedarf keiner Widerlegung." Aber der bessere Geist flüsterte ihm zu: „Prüfe doch erst!" Und er nahm das neue Testament vor und las es, und je weiter er las, desto mehr schwanden seine alten Vorurtheile, und es ward immer lichter um ihn und immer wärmer in ihm. Er ward ein Gläubiger. Und, was das Beste war, die heilige Schrift riß ihm den früheren Hochmuth mit der Wurzel aus, also daß er in all' seinen Urtheilen bescheidener wurde, und wenn er eine fremde Ansicht verdammen wollte, hielt er an sich und dachte: „Wie du dort in großem Irrthum befangen warst, so kannst du auch hier wieder irren!"

Ein Geselle, der in seiner Jugend in Gottes Wort wohl unterwiesen worden war, kam zu einem Meister in die Lehre, welcher sich um ihn nicht viel kümmerte. Hier

fand er schlechte Gesellschaft; was er bei der Einsegnung versprochen hatte, vergaß er und trieb's, wie die andern es trieben. War er nicht in der Werkstatt, so war er im Wirthshause und um die zehn Gebote ließ er sich keine grauen Haare wachsen. Es stand recht schlecht um seine Seele und er ahnte es nicht. Nun kam das Revolutionsjahr 48, und haltlos, wie er war, gerieth er in die Schlingen der Verführung. Als in der Stadt, in welcher er lebte, der Aufruhr losbrach, stürmte er mit und war nicht der Letzte dabei. Man machte sich an den Bürgermeister, zerschmetterte seine Fenster, drang in sein Haus und riß alles nieder. Unser Geselle konnte da nicht fehlen. Man schlug Tische und Stühle entzwei, nahm, was man brauchen konnte, und warf das Uebrige zum Fenster hinaus. So drang auch ein Haufe in des Bürgermeisters Studierstube, unser Geselle mit. Da waren viele Bücher, die mußten auch nach und nach auf die Straße fliegen. Wie nun der Geselle eben wieder einen Arm voll Bücher hinauswerfen will, liegt oben auf das neue Testament; er erkennt es — und stutzt. Gottes Wort, denkt er, kannst du doch nicht zum Fenster hinauswerfen, das hat doch Gott nicht um dich verdient. Es wird ihm ganz eigen um's Herz, und er schiebt, als die andern nicht drauf achten, das Himmelsbüchlein ganz sacht in seine Tasche. Aber nun kann er auch nicht weiter stürmen mit den andern wilden Gesellen, die Gottesstimme in seiner Tasche läßt es nicht zu. Er schleicht sich still hinweg und geht nach Hause. In ihm wird's unruhig, ein grenzenloses Wehe steigt in ihm auf, daß er sich die Haare hätte ausraufen mögen. Gegen Abend geht er aus, aber auf den Straßen ist es menschenleer. Er fragt nach seinen Genossen; dieser ist erschossen, jener sitzt im Gefängniß — ihn hat Gottes Wort gerettet. Da geht er heim und liest das neue Testament; nach und nach kehrt Friede in seine Seele und in acht Wochen ist aus dem Kinde der Welt ein Jünger Christi geworden.

Zu einem alten Mann, der auch den Werth der heiligen Schrift nicht erkannte, kam ein Bibelverkäufer und bot ihm seine unschätzbare Waare an. Der Alte aber behauptete, dafür kein Geld übrig zu haben. „Ach, ein einziges Wort in der Bibel," lautete die Antwort des wackern Boten Gottes, „ist werth, daß man für solchen Schatz alles dahingebe." Und ehe noch der staunende Alte dazu

kommen konnte, seine Bedenken und Zweifel in Worte zu fassen, hat unser Bibelfreund schon Joh. 3, 16 aufgeschlagen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, und liest ihm dies kostbare Evangelium im Evangelium mit der ganzen Inbrunst stiller Fürbitte vor. Da rollen Thränen der Rührung über die von Alter und Schmerz durchfurchten Wangen des ungläubigen Thomas, und sein einziges Wort der Erwiederung lautet: „Diesen schönen Spruch will ich mir doch auch kaufen.“ Und er nahm mit Freuden eine Bibel.

Ein ehemaliger spanischer Mönch, Ramon Montsalvatge, der zum Evangelium bekehrt worden war, ließ es sich fleißig angelegen sein, das Wort Gottes zu verbreiten. In Montpellier kam er unter andern auch in das Haus eines wohlhabenden Mannes und bot demselben eine Bibel an. „Ach,“ sagte der, „ich kenne Sie, Sie sind ein schlechtes Subjekt.“ — „Sehr wahr,“ erwiederte jener, „ich fühle das je länger je mehr, und dieses Buch hat mich gelehrt, was ich bin, und wer der Heiland ist, dessen ich bedarf.“ Aber der Herr ließ ihn nicht ausreden, sondern jagte ihn aus dem Hause. Am nächsten Tage kam er wieder mit demselben Anliegen, da versetzte der Herr ihm einen Schlag auf den Kopf. Am dritten Tage hatte er keinen bessern Erfolg, aber er wiederholte seine Besuche bis zum vierzehnten Mal, da erhielt er einen so heftigen Schlag, daß er mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Bald danach hörte er, daß die Frau jenes Mannes schwer erkrankt sei, und da er ihm auf der Straße begegnet, spricht er sein Bedauern darüber aus und bietet ihm abermals eine Bibel an. „Gottes Wort,“ setzt er hinzu, „hat meiner Seele Frieden gegeben und wird auch Ihrer Seele Frieden geben, wenn Sie es annehmen wollen.“ Um den Ueberlästigen endlich los zu werden, nimmt der Mann das Buch, bezahlt's und geht hinweg. Nach fünf Tagen aber geht er zu dem Bibelfreunde hin und bittet ihn unter Thränen um Verzeihung für die frühere Behandlung, er habe seiner Frau daraus vorgelesen und sie seien ergriffen von dem Segen, der in diesem Buche liege. Dann schließt er mit den Worten: „Eins müssen Sie mir noch versprechen: wenn Sie je wieder dies Buch einem Ungeheuer, wie ich

bin, anbieten, und er weist Sie vierzehn Mal ab, ach so gehen Sie noch das funfzehnte Mal zu ihm!"

Es war in Jena ein Tuchweber, hieß Martin Schlobach, der nährte sich kümmerlich. Es wollte in sein Haus kein rechter Segen einkehren, denn es war um ihn selber schlecht bestellt. Wenn die Frau ihn an's Kirchengehen mahnte, bekam sie nichts als Spott und Hohn zu hören; aber auch mit ihrer Frömmigkeit war es nicht weit her. Daß die Gottvergessenheit die eigentliche Ursache ihrer Leiden sei, das merkten beide nicht, oder wollten es nicht merken. Nun heirathete die Tochter einen Handwerker in Naumburg, der brav und gottesfürchtig war und jeden Morgen und Abend Hausgottesdienst hielt mit Gesang, Bibellesen und Gebet. Da merkte denn die Tochter, warum es in ihrer Eltern Haus so trostlos aussah; es fehlte ihnen das Evangelium, das liebe Gotteswort. Sie aber tauchte sich in einen Strom von Gottesgnade, von dessen Wellenschlag sie bisher nie etwas vernommen. Nach etlicher Zeit erhielt sie die Nachricht, daß der Vater gefährlich krank sei, machte sich auf und ging nach Jena. Ihr Wunsch und Gebet war es, daß der Vater doch vor seinem Ende noch sich zu dem lebendigen Gott und Heiland bekehren möchte; aber sie wird von ihm geschmäht, daß sie nun auch zu „den Frommen" gehöre, und dadurch abgeschreckt, unterläßt sie den Bekehrungsversuch. Doch sie kann so von ihm nicht scheiden und verzieht von einem Tage zum andern; drum kommt der Mann ihr nach, denn er denkt, in Jena muß es schlecht stehen. Wie es nun Abend wird, fragt er, ob er mit seiner Frau, wie das seine Sitte sei, hier einen Psalm lesen könne; und als er das Lied gesungen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," liest er laut den neunzigsten Psalm vor und zum Schlusse betet er für den Kranken zum Heiland aller Menschenkinder. Drauf ziehen die Naumburger ab in ihre Herberge. In der Nacht schreit der Kranke plötzlich: Mutter, den Psalm!" Die Mutter steht auf und sucht die Bibel vor, findet aber die verlangte Schriftstelle nicht. Und der Vater wird immer unruhiger, und in ihrer Angst nimmt sie das Gesangbuch und liest das Erste Beste, was sie findet, nämlich das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden," und wie sie die Stelle gelesen hat: „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiß' mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein" — da wird der Kranke stille und verlangt

nach dem heiligen Abendmahl und ist zuletzt im Glauben an den Erlöser entschlafen. Und diese gesegnete Umänderung hat der neunzigste Psalm hervorgebracht: „Herr, Du bist unsere Zuflucht für und für!“

Ja, Lieber! Er ist unsere Zuflucht für und für, und er soll es auch bleiben. Amen!

Zehnter Brief.

Fortsetzung.

Wir haben nun von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift zu reden. Verlangst Du, daß ich Dir diese auf sinnlich handgreifliche Weise beschreibe, so verlangst Du freilich etwas schlechthin Unmögliches; denn es liegt in der Natur des Geistes, daß er nicht auf sinnlich vernehmbare Weise wirkt. Eine Ahnung von dieser Einwirkung Gottes auf den Menschen können wir aber allerdings gewinnen, und zwar durch's Gebet. Wenn also viele keine Vorstellung davon haben, wie Gott sich einem Menschen offenbare, so liegt's nur daran, daß sie nie mit andächtigem und gläubigem Flehen dem Throne des Allmächtigen nahe getreten sind. Die Propheten und Apostel waren bei dieser Einwirkung nicht willenlose Werkzeuge des heiligen Geistes; er blieb ihnen keinesweges etwas Aeußerliches, sondern sie waren von ihm erfüllt und durchdrungen, durch ihn zu heiligem Sinn und Leben erweckt, also selber voll heiligen Geistes. Er machte sie tüchtig die Wahrheit Gottes zu erkennen, sie schrieben also nicht Unverstandenes nieder; er machte sie willig, die empfangene Offenbarung niederzuschreiben, sie wurden also nicht willenlos von ihm gelenkt. Es ist zwar nicht jedes Wort der Schrift von gleicher Wichtigkeit; das eine drängt sich uns mit größerer Entschiedenheit als unentbehrliche Richtschnur des Glaubens und Lebens auf, als das andere; aber den Stempel der Gottesrede trägt die ganze heilige Schrift an sich. Sie gleicht einem Gebäude von allerlei Steinen erbaut, auf deren einem wohl eine größere Schwerkraft ruht, als auf dem andern, die aber doch alle nothwendig sind zum Bau.

Du hast mir früher gegen die göttliche Eingebung der Schrift allerlei aus einzelnen Schriftstellen entnommene Einwendungen entgegen gehalten, die ich zu beleuchten habe.

Du sagst, die Bibel enthalte zu viele Widersprüche mit der Vernunft. Das soll heißen: mit der unerleuchteten Vernunft, mit der Fassungsgabe des natürlichen Menschen. Den Erklärungsgrund hievon habe ich Dir schon früher gegeben (6. Br.). Ich will hier nur noch einen andern Einwand berühren, der damit in genauestem Zusammenhange steht. Du meinst: die Vernünftigkeit einer Lehre sei die beste Probe ihrer Christlichkeit. Dieser Grundsatz klingt ganz ehrenvoll für das Christenthum, und doch kann ich ihm nicht beistimmen; denn er legt an das Christenthum einen durchaus fremdartigen Maßstab an. Was christlich sei, was nicht, darüber kann allein die Urkunde des Christenthums, die wir besitzen, nämlich das neue Testament, entscheiden. Was Jesus und seine von ihm unterwiesenen Apostel gelehrt haben, das ist christliche Lehre; und hältst Du diese für unvernünftig, so folgt daraus nicht, daß Christus nicht christlich gelehrt hat, sondern daß Du nicht im Christenthum stehst, daß seine Lehre und Deine Vernunft noch nicht mit einander in Einklang getreten sind. Und wenn in unserer Zeit Millionen, die sich Christen nennen, mit der neutestamentlichen Lehre nicht übereinstimmen, so folgt daraus nicht, daß das Christenthum sich der Ansicht dieser Millionen anbequemen müsse, sondern nur, daß diese Millionen das Wesen des Christenthums nicht erkannt haben. — Nicht besser steht es um den Grundsatz: die Sittlichkeit einer Erscheinung sei die Probe ihrer Christlichkeit. Ist denn das Christenthum die einzige sittliche Religion? Das Sittengesetz in tadelloser Reinheit ward ja schon durch Moses gegeben. Trägt also eine Person oder eine That den Ruhm der Sittlichkeit an sich, so folgt daraus noch nicht ihre Durchdrungenheit vom Geiste Christi, sondern nur erst ihr Zusammenhang mit dem Judenthum, als Vorhalle des Christenthums. Man hört so oft das Urtheil: den freien Gemeinden lasse sich die Christlichkeit nicht absprechen, da sie so viele christliche Werke aufzuweisen haben. Was sind denn christliche Werke? Den Armen Gutes thun? Das vermag auch ein Heide. Auf den Sinn, mit dem ein Werk geschieht, kommt's allein an. Was wir thun im Drange der Liebe Christi, getrieben von der Dankbarkeit für das, was er an uns gethan, das wird durch diesen christlichen Sinn zu einem christlichen Werk gestempelt.

Du meinst ferner, die Bibel enthalte zu viele Widersprüche mit sich selbst. Wenn man fleißig in der Bibel forscht und dabei gute Erklärungen benutzt, so schwinden diese scheinbaren Widersprüche mehr und mehr. Und wenn auch mitunter zwei Evangelisten dieselbe Handlung auf zwei verschiedene Zeiten verlegen, so muß ich gestehen, daß dies meinen Offenbarungsglauben mehr unterstützt, als ihn widerlegt. Hätten sie betrügen wollen, so würden sie alle Abweichungen, auch im Kleinsten, nach gemeinsamer Verabredung vermieden haben. Abweichungen im Unwesentlichen, in der Scenerie der Handlung, sind also grade ein Beweis für die Wahrheit des Ganzen und für die Wahrhaftigkeit der Berichterstatter.

Du nimmst einen Anstoß daran, daß nach biblischen Angaben die Welt erst 6000 Jahre bestehe. Diese Berechnung ist bekanntlich auf die alttestamentlichen Geschlechtsregister begründet und beruht auf der Voraussetzung, daß keine Mittelglieder dabei übergangen seien. Im Geschlechtsregister Jesu fehlen wirklich einige Mittelglieder, unberühmtere Namen, auf die nicht viel ankommt. Sohn heißt häufig soviel als Nachkomme, wie ja auch Jesus David's Sohn genannt wird. Uebrigens verlangt ja schon Paulus, daß wir uns der thörichten Fragen in Betreff der Geschlechtsregister entschlagen, also auf Geschlechtsregister nicht unsern Glauben gründen sollen. Aber auch bei der Voraussetzung, daß bei diesen Angaben kein Glied ausgelassen sei, beschränkt die Bibel die Dauer der Welt keineswegs auf 6000 Jahre. Denn wie lange das Wüst- und Leersein der Erde, das Schweben des Geistes Gottes über den finstern Wassern vor der Erschaffung des Lichts gedauert habe, das sagt uns Moses nicht. Verlangen also neuere Naturforscher einen längeren Zeitraum der Weltdauer, so können sie unbehindert zwischen dem zweiten und dritten Verse des ersten Buchs Mose Jahrtausende einschieben.

Hier will ich Dir wieder eine Geschichte erzählen. Ein englischer Reisender fand auf dem Aetna einen verhärteten Lavastrom, von dem er vermuthete, derselbe müsse von dem Ausbruch des Vulkans herrühren, dessen Polybius erwähnt und der vor etwa 1700 Jahren statt gefunden hatte. Die Lava war unbedeckt von Erde. An andern Stellen, erzählt er weiter, hat man bei Nachgrabungen sieben verschiedene Lavaschichten über einander entdeckt,

jede von der andern durch zwei Fuß Erde getrennt. Nun meinte er, zur Bildung einer jeden solchen Erdschicht sei wenigstens ein Zeitraum von 2000 Jahren erforderlich, da nach 1700 Jahren die Lava noch nackt daliege; folglich zur Bildung von 7 Schichten wenigstens 14000 Jahre, also habe die Bibel Unrecht. Dem Engländer machte diese wichtige Entdeckung große Freude und seine Bewunderer waren entzückt über diese nach ihrer Meinung siegreiche Widerlegung der heiligen Schrift; daß sie auf einer bloßen Vermuthung gegründet sei, vergaß man freilich. Nun hielt ein anderer gelehrter Engländer dieser Entdeckung folgende Erfahrung entgegen: bei dem Aufgraben der Städte Herculanum und Pompeji, die bekanntlich vor 1700 Jahren durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet sind, habe man sechs Lavaschichten über einander gefunden, zwischen denen ebenfalls je zwei Fuß Erde gelegen; wenn diese sechs Schichten in 1700 Jahren gebildet seien, so könne eine siebenfache Lavaschicht wohl in 6000 Jahren entstanden sein. Man hätte glauben sollen, daß diejenigen, welche die erstere Entdeckung mit Jubel begrüßt hatten, durch diese thatsächliche Widerlegung geschlagen worden seien; aber das geschah keineswegs. Wer einmal Neigung zum Unglauben hat, der verlangt gar keine Antwort, der liest die Widerlegung nicht.

Du mußt überhaupt nicht glauben, daß die Bibel in beständiger Gefahr sei, von neueren Naturforschungen widerlegt zu werden. Was Dich in diesem Glauben von vorne herein wankend machen sollte, ist der Umstand, daß gerade die größten Naturforscher, wie Newton, Haller und unter den Neueren besonders Schubert, in ihrer Wissenschaft keinen Widerspruch gegen den Bibelglauben gefunden, daß sie nicht nur selbst bibelgläubige Christen waren, sondern sogar geistvolle Werke zur Widerlegung des Unglaubens geschrieben haben. Wie können denn die kleinen Geister, die nur stümperlich nachsprechen, was jene großen Männer vorgedacht, sich rühmen, den Christenglauben überflügelt zu haben?

Du bist der Meinung, die Menschheit könne nicht von Einem Elternpaar abstammen. Daß die Verschiedenheit der Racen dagegen zeuge, wird von sehr gründlichen Naturforschern bestritten. Wenn man anführt, daß die nach Amerika übergesiedelten Neger auch dort Neger geblieben und nicht Amerikaner geworden seien, so be-

ruht das auf einer erst dreihundertjährigen Beobachtung. Gieb der Beobachtung einen Zeitraum von mehreren Jahrtausenden, so kann ihr Erfolg ein andrer sein. Aendert doch die Sommersonne in wenigen Wochen unsere Gesichtsfarbe. Das Klima hat einen gewaltigen Einfluß auf alle Erdgeschöpfe, der Hund z. B. verliert in heißen Zonen die Fähigkeit des Bellens. Die Verschiedenheit der Racen ist nicht so groß, als bibelfeindliche Naturforscher sie dargestellt haben, sie ist keine wesentliche. — Auch die Erfahrung, daß man fast alle Inseln von Menschen bewohnt gefunden hat, widerspricht nicht der Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paar. Denn theils können sie durch Schiffahrt dorthin gekommen sein, eine Kunst, die von nachkommenden Geschlechtern sehr leicht wieder vergessen werden konnte, theils können die Inseln in früherer Zeit mit dem Festlande zusammengehangen haben und durch große Stürme, Wasserfluthen und Erdrevolutionen davon getrennt worden sein. Beispiele der Art haben wir auch in neuerer Zeit noch erlebt.

Aber wo hat Kain eine Frau hergenommen? Die Bibel, lieber Freund, nennt uns nicht alle Kinder Adams; die Töchter fehlen gänzlich. Kain hat also entweder eine Schwester oder eine Brudertochter geheirathet. Das konnte ihm nicht zur Sünde gerechnet werden. Denn Sünde ist nur, was gegen Gottes Gebot ist, und wenn keine andere Wahl getroffen werden konnte und Gott doch die Vermehrung des Menschengeschlechts wollte, so geschah das, was uns späterhin untersagt wurde, hier mit Gottes Willen.

Du fragst, ob Gott wohl habe ein Menschenopfer verlangen können. Wo hat er denn das verlangt, mein Lieber? Meinst Du die Opferung Isaaks? Daß es Gottes Meinung nicht war, Abraham solle den Sohn schlachten, daß also Abraham den göttlichen Befehl mißverstanden hatte, geht ja aus dem Wort hervor: lege deine Hand nicht an den Knaben! Abraham, der offenbar in Gefahr stand, den einzigen Sohn, den Erben der großen Verheißung, über alles zu lieben, sollte ihn nur geistlich, im Innern des Herzens dem Herrn opfern; ist denn das nicht auch ein Opfer, wenn wir unser Herz, unser Theuerstes ihm hingeben? Sollte Abraham sich würdig beweisen, der Stammvater des Volkes Gottes zu sein, so durfte er den Sohn nicht mehr lieben als Gottes Gebot und

Willen (Matth. 10, 37.), und er hat diese Probe rühmlich bestanden.

Es erregen ferner die mancherlei Unsittlichkeiten, die von biblischen Personen erzählt werden, Dir Aergerniß. Aber warum soll die Bibel uns nicht auch warnende Beispiele vor Augen legen? Es giebt durchaus nur Einen Menschen, der ohne Sünde war und darum der Erlöser aller andern werden konnte; alle übrigen Menschenkinder, mögen sie einen Namen haben, welchen sie wollen, waren erlösungsbedürftige Sünder. Wenn also auch von sonst ehrenwerthen und gottesfürchtigen Männern Uebertretungen erzählt werden, so bestärkt das unsern Glauben, daß wir wahres Heil und wahre Gerechtigkeit nur bei Einem finden können. Man nimmt besonders daran Anstoß, daß David, ob er gleich ein Ehebrecher und Mörder gewesen, ein Mann nach dem Herzen Gottes genannt wird. Aber nicht darum heißt er so, weil er ein so großer, sondern weil er ein so bußfertiger Sünder war. Wenn nur alle königlichen und andere Ehebrecher und Mörder solche Buße thäten, wie er!

Du fragest, ob auch der Mantel, den Paulus zu Troas vergessen habe, ein Stück vom Worte Gottes sei. Denke noch einmal an das oben angeführte Gleichniß von den verschiedenen Bausteinen. Allerdings steht auch die Erwähnung dieses unschuldigen Mantels in einigem Zusammenhange mit der Offenbarung. Denn wenn Paulus seinen Freund Timotheus bittet, ihm denselben mitzubringen, so ist das ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel der dienenden Liebe, die er in Anspruch nimmt.

Du nimmst endlich einen Anstoß an den vielen Wundern und Weissagungen der heiligen Schrift. Der Mittelpunkt beider ist Jesus Christus. Du mußt also schon gestatten, daß ich diesen sehr wichtigen Gegenstand erst später bespreche, wenn wir auf die Lehre von Christo kommen.

Einwendungen gegen einzelne Bibelstellen ließen sich noch mehrere hervorheben, aber wollte ich sie alle widerlegen, so würde mein Brief zu einem Buche heranwachsen. Erlaube mir daher mit einer Erzählung zu schließen, die belehrender ist, als weitläufige Widerlegungen.

Ein Arzt kam zu einem Rechtsgelehrten, der an einer gefährlichen Krankheit litt. Dieser Arzt war aber einer von den wenigen, welche die Seele höher achten, als den Leib; er fragte daher seinen Patienten, ob er bereit sei zum

Gange in die Ewigkeit. Der Kranke entgegnete ihm, daß er an das Christenthum nicht glauben könne, und auf die weitere Nachfrage, ob er die Sache je einer gewissenhaften Prüfung unterworfen habe, ergab es sich, daß er fünf oder sechs ungläubige Schriften, aber nie eine Vertheidigung des christlichen Glaubens gelesen hatte. Sein größter Anstoß aber bestand darin, daß nach der biblischen Erzählung bei der Kreuzigung Christi eine Finsterniß im ganzen Lande gewesen sein solle, während doch Plinius, welcher der Aufzählung von Finsternissen ein ganzes Kapitel seiner Naturgeschichte gewidmet habe, über diese Begebenheit gänzlich schweige. Der Arzt antwortete ihm, daß er dies vermuthlich in Gibbon's „Verfall und Untergang des römischen Reichs" gelesen habe. Die Angabe sei aber nicht wahr; denn was Gibbon ein ganzes Kapitel des Plinius über die Finsternisse nenne, das beschränke sich auf die wenigen Worte: „Finsternisse dauern zuweilen sehr lange, wie die nach Cäsars Tode, da die Sonne fast ein Jahr bleich war." Mehr sage Plinius nicht. So ausgezeichnet auch Gibbons Geistesgaben gewesen seien, so mache er sich doch kein Gewissen daraus, wenn er von der Religion rede, Unwahrheiten niederzuschreiben. Der Kranke wurde sehr nachdenkend, kam aber nicht mehr zum Glauben. — Ist es nicht traurig, wenn eine von Christo theuer erkaufte Menschenseele um so geringen Preis, auf Grund solcher elenden Erfindungen sich von ihrem Erlöser abwendig machen läßt?

Ich glaube nun mit der Beleuchtung der von Dir erhobenen Einwürfe fertig zu sein. Hast Du noch etwas auf dem Herzen, so sage es heraus; ich werde Dir Rede stehen.

Elfter Brief.

Fortsetzung.

Werther Freund! Du schreibst mir, daß Du in Folge meiner letzten Briefe manches bisherige Vorurtheil gegen die Bibel und die Bibelgläubigen aufgegeben habest; das ist mir ein sehr erfreuliches Geständniß. Aber du bist doch, wie König Agrippa, immer erst nur nahe daran zu glauben, — hast noch immer Bedenken!

Zunächst fragst Du mich, ob denn Wislicenus in sei-

ner Broschüre: „Ob Schrift, ob Geist?“ so ganz Unrecht habe, wenn er den Geist über die Schrift setze? — Er stellt uns da allerdings eine sehr verfängliche Wahl. Aber frage doch vor allem: wie kommt der Mann zu dieser Frage? was berechtigt ihn, zwischen der heiligen Schrift und dem heiligen Geist einen unvereinbaren Gegensatz aufzustellen? Ist denn die heilige Schrift geistlos? Das kann doch niemand zugeben, der sie je mit Andacht gelesen. Und konnten die Offenbarungen des heiligen Geistes sich auf spätere Geschlechter fortpflanzen, ohne im Schriftwort eine feste Gestalt anzunehmen? Das würde ja eben zu dem katholischen Willkührglauben, zu einer mündlichen Ueberlieferung geführt haben. Der Geist giebt sich nur kund durch Rede, und die Rede setzt sich fest durch Schrift. Wie eine Flüssigkeit sich nicht ohne Gefäß zusammenhält, sondern ins Unendliche verschwimmt und zuletzt verdunstet, so wäre auch der Geist Gottes, der durch Christum und die Apostel sprach, wenn seine Offenbarungen nicht aufgezeichnet wären, längst verschwommen und verschwunden, und jeder hätte das Recht, seine beschränkte Privatansicht für eine Offenbarung des heiligen Geistes auszugeben. Dazu ist auch dieser Geist des Herrn Wislicenus eine gar wundersame Gestalt, eine durchaus verworrene Vorstellung, von der man nicht recht weiß, was man daraus machen soll und jedenfalls ein schlechter Ersatz für den die Bibel durchwehenden heiligen Geist.

Dann bringst Du noch einmal die Fortschritte der neueren Wissenschaften zur Sprache, und meinst, die Vernunft habe die Aufgabe, die Religion mit diesen unaufhaltsamen Fortschritten in stets flüssiger Verbindung zu erhalten und ihr eine den jedesmaligen Zeitbedürfnissen angemessene Form zu geben. Du tadelst das starre Festhangen am Alten und behauptest die Vervollkommnungsfähigkeit des Christenthums. Es liegt viel Wahres in Deiner Einwendung: ich habe aber Folgendes dagegen zu erinnern. Das Christenthum ist keine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts, sondern bereits 1800 Jahre alt. Aber die Wahrheit kann nie veralten. Christus sagt von sich: „Ich bin die Wahrheit;“ wahrer Fortschritt besteht also darin, daß man näher zu Christo hinschreitet; von ihm sich lossagen, heißt Rückschritte machen. Das Christenthum als die vollendete Offenbarung Gottes ist über alle Vervollkommnung erhaben, wohl aber kann sich unsre

Erkenntniß vom Christenthum stets vervollkommnen; und wenn daher auch die christliche Kirche beständig im Besitz der Wahrheit gewesen ist, wenn auch ihr von Gott gegebener Glaubensinhalt stets derselbe bleibt: so kann der Glaubensausdruck, die wissenschaftliche Darstellung desselben von der fortgeschrittenen Erkenntniß späterer Jahrhunderte berichtigt werden. — Es giebt aber Leute, die noch weiter gehen, als Du, und die Religion überhaupt als eine abgestandene Waare, als eine nur noch für den gemeinen Mann genießbare Speise ansehen; der Gebildete habe dafür die Philosophie oder Weltweisheit, oder Vernunftglauben, oder Wissenschaftslehre, oder wie man das Ding sonst nennen will (denn die Philosophen sind selbst noch nicht recht einig, wie sie's verdeutschen sollen; das macht, ihr Kind ist noch nicht auf Jesum Christum getauft, drum läuft's noch immer ohne Namen herum). Ich bin kein ausgelernter Philosoph und will drum zwei Philosophen für mich reden lassen. Hegel sagt, die Philosophie an die Stelle der Religion setzen zu wollen, sei ebenso thöricht, als wenn jemand eine Abhandlung über den Blutumlauf an die Stelle des Herzens setzen, oder als wenn man bei einer Hungersnoth zur Stillung des Hungers Abhandlungen über den Verdauungsproceß vertheilen wollte. Und der große englische Philosoph Bako von Verulam sagt: wer an der Philosophie nur ein wenig nippe, werde leicht ein Gottesleugner; wer aber einen vollen Trunk aus ihr thue, der kehre zur Religion zurück.

Du versuchst ferner die Bibelgläubigen mit der Bibel selbst zu schlagen, indem Du Dich auf 1 Cor. 2, 10 berufst: „Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." Du deutest diese Stelle natürlich auf den menschlichen Geist. Aber vorher ist gesagt: „Was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott uns geoffenbaret durch seinen Geist," und dann folgt: „Denn der Geist erforschet alle Dinge." Paulus redet also vom Geiste Gottes, und die angezogene Stelle, anstatt Deine Meinung zu unterstützen, unterstützt im Gegentheil die meinige, daß nämlich unsere Gotteserkenntniß nur in Gott ihren Ursprung haben kann.

Auch stellst Du mir noch das Bibelwort entgegen: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig" (2 Cor. 3, 6.). Nach dem Sinn, den Du diesem Wort beilegst, hat es oben schon seine Widerlegung gefun-

den; denn Du schiebst ihm wieder eine ganz unrichtige Bedeutung unter. Du kommst mir vor wie der Versucher in der Wüste, der, als Jesus alle seine Anträge mit Bibelstellen zurückschlug, sich auch einmal auf das gesegnete Feld der Offenbarung wagte und dem Herrn ein Bibelwort entgegenhielt; aber er konnte es nur dadurch schlagfertig machen, daß er es verdrehte, daß er ihm einen fremdartigen Sinn unterlegte, als ob er in die Schule des Rationalismus gegangen wäre. Paulus versteht nämlich unter dem Buchstaben das in steinerne Tafeln gehauene Gesetz und unter dem Geist das Evangelium von Christo. Willst Du Dir die Mühe nehmen, die Stelle im Zusammenhange nachzulesen, so wirst Du finden, daß der Apostel nichts andres sagen will, als daß das Gesetz tödtet und die Gnadenbotschaft von Christo lebendig macht.

Endlich meinst Du noch, das sogenannte vernunftgemäße Christenthum sei doch eigentlich die preiswürdige Errungenschaft der Reformation, Luther sei entschieden der rationalistischen Ansicht zugethan, das beweise schon sein Ausspruch in Worms: „Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde u. s. w.“ Aber erklärt Luther nicht auch hier durch Voranstellung der Schrift diese für die Quelle der religiösen Erkenntniß, wie sich aus tausend andern seiner Aussprüche unbestritten erweisen läßt? und räumt er nicht eben dadurch der Vernunft nur das Recht und die Fähigkeit des Schriftverständnisses, der Schrifterforschung ein? Auch wäre ein gelegentlich gesprochenes Wort noch keineswegs einem maßgebenden Bekenntniß der Kirche gleichzustellen. Und unsere Bekenntnisse erklären einstimmig und mit zweifelloser Bestimmtheit die heilige Schrift für die einzige Quelle und allein maßgebende Richtschnur in Glaubenssachen. Sie verwerfen die in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche nie darum, weil sie vernunftwidrig seien, sondern, weil sie dem Worte Gottes widersprechen. Daraus geht hervor, daß eine Ansicht, welche die Religion aus der Vernunft herleitet, oder auch nur Vernunft und Schrift für zwei ebenmäßige Quellen hält, woraus der Strom der Religion getränkt werde, für entschieden unevangelisch erklärt werden muß, daß also der Rationalismus mit Aufstellung und Verbreitung dieses Grundsatzes einen Kirchenraub begangen hat, einen Raub, von dem man sich nicht genug wundern kann, wie die

evangelischen Gemeinden ihn funfzig Jahre lang so widerspruchslos haben über sich ergehen lassen.

Hiemit haben wir denn die Betrachtung der Quelle der Religion beendigt, und werden daher weiter fragen müssen, auf welche Art die geoffenbarte Religion sich auf Erden fortsetzt, sich in flüssigem Zustande erhält, so daß das Wasser, das aus dem Quell der Offenbarung entspringt, ein immer lebendiges bleibt.

Es wäre mir lieb, wenn meine Auseinandersetzungen Dir ein wenig Ehrfurcht vor der heiligen Schrift beigebracht hätten. Paulus sagt: „Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht, wenn es bestätiget ist, und thut auch nichts dazu" (Gal. 3, 15.). Um so weniger solltest Du das Testament Jesu Christi, das Dich zum Erben des ewigen Lebens einsetzen will und das durch seinen Tod in Kraft getreten und bestätigt ist, verachten. Du kannst zu seinen Verheißungen nichts hinzuthun, denn das hat keine Giltigkeit vor Gott, Du solltest aber auch nicht so thöricht sein, seiner Gnadenverheißungen eine zu streichen, denn das ist Dein eigner Schade und macht Dich nur ärmer. 5 Mos. 4, 2 heißt es: „Ihr sollt nichts dazuthun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun," und Off. Joh. 22, 18. 19: „So jemand dazusetzt, so wird Gott zusetzen auf ihn die Plagen, und so jemand davon thut, so wird Gott abthun sein Theil vom Buch des Lebens." So zieht sich vom ersten bis zum letzten Buch der heiligen Schrift, von Weltanfang bis Weltende die gleiche Forderung, Gottes Wort zu achten. Ein theurer Mann Gottes giebt den Rath: „Lies das neue Testament nicht so, wie ein Rechtsgelehrter ein Testament liest, der es bekrittelt, um zu sehen, ob es keinen Formfehler habe, sondern gewöhne Dich, es freudig wie ein Erbe zu lesen, der dadurch in den Besitz eines großen Vermächtnisses gesetzt wird." Denn es ist kein Sträuchlein in der Bibel, sagt Luther, so man es klopft, das nicht einen güldenen Apfel gebe.

Klopf Du auch fleißig an, lieber Freund! Und damit Gott befohlen für heute!

Zwölfter Brief.

Der Sonntag.

Lieber Freund! Du schreibst mir, daß Du diesmal die Ankündigung der Frage, die zunächst zur Sprache kommen soll, nicht verstanden habest. Meine Meinung ist diese: was den Strom der Offenbarung zu dem einzelnen Christen hinüberleitet, was uns mit der Religion in fortdauernder Verwandtschaft erhält, das ist der Sonntag. Das Heil, das Gott uns bereitet hat, pflanzt sich nur durch die Heilsverkündigung, durch die Predigt, fort. Bei weitem die meisten Menschen stehen allein vermittelst des sonntäglichen Gottesdienstes mit dem geoffenbarten Gotteswort in Verbindung. Wenn man also einer Christenseele den Sonntag raubt, wenn Brotherren ihre Dienstleute an diesem Tage zur Arbeit anhalten, wenn am Sonntage Landwehrübungen angeordnet werden, so laden, die solches thun, darum eine so schwere Verantwortung auf sich, weil sie ihren Untergebenen hiemit die Möglichkeit entziehen, für ihr Seelenheil zu sorgen; und das Recht darf kein Mensch über den andern sich anmaßen, weil damit ein göttliches Recht verletzt wird; dagegen wird die Kirche im Namen ihrer Pflegebefohlenen stets protestiren müssen, und je lebendiger sie ihren Beruf erkennt, desto entschiedener wird ihr Protest sein. Denn wenn sie dazu schweigen wollte, würde sie nicht nur stiefmütterlich an diesen Seelen handeln, sondern sie würde sich selbst aufgeben, ihr eigenes Bestehen in Frage stellen. Daher sind auch in neuerer Zeit, wo das kirchliche Leben wieder zu reicherer Entfaltung, zu frischerem Wachsthum gekommen ist, die Bestrebungen für Sonntagsheiligung ernster geworden. Ja, der Sonntag ist auch der Tag des Herrn, er gehört Ihm; und jede Entheiligung desselben ist ein Diebstahl, den wir an der Ehre Gottes begehen. In einer Gesellschaft erzählte jemand, er habe einen Mann gekannt, der seine Sonntagsarbeiten damit zu entschuldigen pflegte, daß es doch besser sei zu arbeiten, als umherzuschwärmen. Ein anwesender Prediger versetzte darauf: „Das ist ungefähr so, als wenn man sagen wollte, stehlen ist doch noch besser, als morden."

Wir wollen nun die Sache näher beleuchten, und zwar wollen wir von der Pflicht noch ganz absehen und zunächst das heilige Sonntagsrecht ins Auge fassen.

Arbeit war ursprünglich Strafe, die nach dem Sün-

benfall den Menschen auferlegt ward, und wenn wir auch oft eine Erquickung darin finden, so ist das nur ein Beweis von unsres Gottes Freundlichkeit, die auch das Leiden, das doch gewiß eine Züchtigung ist, in Segen zu verwandeln pflegt. Die Gnade Gottes schenkt uns nun in jeder Woche einen Ruhetag als Andenken und Nachgeschmack des verlornen Paradieses, als ein übrig gebliebenes Plätzchen aus dem versunkenen Garten Eden. Du darfst an diesem Tage ruhen; Gott giebt Dir das Recht, Deine Arbeit an diesem Tage bei Seite zu legen und will Dich doch ernähren. Auch ladet er Dich ein in sein Haus, um Deine Seele köstlich zu bewirthen mit seinem Worte. Du darfst an seinem Tische sitzen. Giebt es eine größere Thorheit, als solch Anerbieten süßer Ruhe und köstlicher Bewirthung schnöde zurückzuweisen und des edelsten Rechts sich muthwillig zu begeben? Du hältst doch sonst viel auf Deine Rechte, warum giebst Du dies himmlische Recht so leichtsinnig Preis? Denk' nur an den Segen, den Dir dies heilige Sonntagsrecht verleihet. Du hast Zutritt zum Hause des Herrn; da hörst Du seine gnadenvollen Verheißungen, seine trostvolle Botschaft an Dich; das Wort Gottes wird Dir ein Licht in der Finsterniß, eine Gotteskraft in der Schwachheit, ein Labsal in der Dürre. Als die Christen in Antiochien den Brief empfingen, den die versammelten Apostel an sie gerichtet hatten, da heißt es: „Als sie den lasen, wurden sie des Trostes voll“ (Ap. Gesch. 15, 31.). So ist die Predigt des göttlichen Wortes ein Brief, den Gott an dein Herz adressirt und durch seinen Diener Dir einhändigen läßt, und wenn Du den liesest oder hörst, so wirst Du in Zeiten, da Deine Seele bekümmert ist, des Trostes voll. Und was sagt der heilige Apostel? Er spricht: „Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden; wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? wie sollen sie aber glauben, von dem sie nicht gehört haben? wie sollen sie aber hören ohne Prediger? So kommt denn der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes“ (Röm. 10, 13. 14. 17.). Siehe da, wie Deine Seligkeit beschlossen ist in dem Worte, auf welches der Sonntag Dir das Recht verstattet!

Aber wenn Du von dem Sonntagsrechte auch keinen Gebrauch machen wolltest, so bleibt des Sonntags Heili-

gung doch immer Deine Pflicht, eine Pflicht des Gehorsams gegen das Gesetz Gottes im alten Testament, und eine Schuld der Dankbarkeit, gegründet auf die große Heilsthatsache des neuen Testaments, auf die Auferstehung Jesu Christi und die dadurch vollendete Erlösung; und so lange es auf Erden erlösungsbedürftige Menschen giebt, darf auch der Dank für diese Gottesthat nicht erlöschen. Halte im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten (2 Tim. 2, 8.), das ist gewisser Maßen das neutestamentliche Sonntagsgebot, wenn im neuen Testament überhaupt noch von Geboten geredet werden darf. Ist die Heiligung des Feiertages aber Gottes Wille, so ist die Entheiligung desselben nicht minder sündlich, als die Uebertretung jedes andern Gebots, z. B. des fünften und siebenten, Mord oder Diebstahl. Dir steht keine beliebige Auswahl der Gebote zu, so daß Du sagen dürftest: dieses will ich halten, aber jenes nicht, und Gott wird mir das nicht so übel vermerken. Gottes Wort spricht vielmehr: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig" (Jac. 2, 10.). Wie kann denn das einer Christenseele gleichgültig sein, ob sie Gottes Willen erfüllt, oder ihm zuwider handelt? Es wäre wenigstens sehr schlimm! Wie ist es möglich ein guter Christ zu sein, wenn man ein deutliches und unzweifelhaftes Gebot Gottes aus Grundsatz nicht erfüllt, also offenbare Opposition gegen den Herrn macht? Das wäre ja eine Selbsttäuschung ohne Gleichen!

An diesem Gebote wird es auch recht klar, wie Gerechtigkeit ein Volk erhöhet, während die Sünde ist der Leute Verderben. England ist das reichste, das gesegneteste Land unter allen Ländern weit umher. Woher kommt das? Mag man dafür Gründe anführen, welche man will, der einfachste und tiefste ist doch der, daß England noch einen Sonntag hat. Fromme Engländer haben es auch allein diesem Umstande zugeschrieben, daß die Stürme der Revolution, welche vor wenigen Jahren ganz Europa durchbrauseten, England nicht berührten. Es liegt ja auch auf der Hand, in welchem innigen Zusammenhange die Erfüllung oder Uebertretung der religiösen und staatsbürgerlichen Pflichten mit einander steht. Wer die göttlichen Gebote verachtet, wird sich um so weniger ein Gewissen daraus machen, menschliche Gesetze zu übertreten. Die Revolution bezieht ihre Hilfstruppen nur aus den

Sonntagsverächtern. Wer Gott fürchtet, pflegt auch den König zu ehren, und es ist der ungegründetste Vorwurf, den man jemals den Christen gemacht hat, wenn man fürchtet, sie seien dem Kaiser nicht treu, weil sie Jesum als König verehren (Ap. Gesch. 17, 7.). Das Jahr 1848 hat's gelehrt, wo die wahre Treue zu finden war. Daher haben christliche Regierungen schon um ihrer selbst willen stets Verordnungen für die Sonntagsheiligung erlassen, und, wenn sie schlaff gehandhabt wurden, wiederholentlich eingeschärft.

Und, lieber Freund, brauche ich Dich nun noch auf das Elend hinzuweisen, welches die Entheiligung des Sonntags in ihrem Gefolge hat? Ein Mensch, der keinen Sonntag mehr hat, hat auch bald keinen Gott und keinen Rock mehr. Er ist unwiederbringlich der Sünde und dem aus ihr entspringenden geistlichen und leiblichen Verderben hingegeben. Ein Haus, das keinen Sonntag mehr hat, wird bald eine Wohnstätte des bösen Geistes, der Eltern und Kinder, Herrschaften und Dienstboten, Brüder und Schwestern, Verwandte und Freunde an einander hetzt, und den Unfrieden säet, der alles verzehrt. Und giebt ein ganzes Volk den Sonntag auf, so giebt es sich selbst auf. Mit welchen Blutströmen hat es das französische Volk büßen müssen, daß es den Sonntag abthat, und ob es gleich denselben wiederhergestellt hat, wie kann es um des vorigen Frevels willen doch noch nicht zur Ruhe kommen! Und wenn die ganze Christenheit den Sonntag verlöre, behaupte ich getrost, sie würde zerstieben, wie Spreu vor dem Winde! Denn es fehlte ihr der Quell, aus dem sie ihr Leben regelmäßig erfrischt, das Band, das sie immer wieder in dem gemeinschaftlichen Gottesdienste zusammenfügt. Drum sage ich noch einmal: Das Christenthum steht und fällt mit dem christlichen Sonntage. Glaubst Du das?

Dreizehnter Brief.

Fortsetzung.

Ich schloß im vorigen Brief mit der Frage: Glaubst Du das? Ich sehe, Du glaubest es nicht. Du hast im Gegentheil Deine Waffen geschärft zu kühnem Kampfe wider die christliche Sonntagsfeier. Zwar als einen unent-

behrlichen Ruhetag willst Du den Sonntag stehen lassen. Aber Ruhe genießt am Sonntage auch das Zugvieh, und das Mastvieh ruht alle Tage. Ruhe allein macht noch nicht den Christen. Ich kann Deiner Werthschätzung des Sonntags von dieser Seite nur einen sehr untergeordneten Werth beilegen, und was Du gegen die christliche Sonntagsheiligung vorbringst, hat mich recht traurig gestimmt. Aber ehe ich mich zur Gegenwehr rüste, höre zuvor drei Sonntagsgeschichten an. Dabei kühlt sich die Streitsucht ab, und wir scheiden vielleicht in Frieden. Die eine handelt davon, wie Gott die Heiligung seines Ehrentages zu segnen weiß; die andere zeigt dir, wie er die Entheiligung bestraft, und die dritte, wie er einen Sonntagsverächter aus dem Verderben herumzuholen versteht.

Es war ein Müller, der pflegte, wie viele andere Müller, auch am Sonntage zu mahlen und sein Mehl zu verkaufen. Aber eines Tages ging ihm Gottes Wort scharf durch's Herz und machte ihm Vorwürfe über solche schnöde Entheiligung des Ehrentages seines Gottes und Heilandes. Von Stund an beschloß er sich solcher Sünde nicht mehr schuldig zu machen, es entstehe auch daraus, was da wolle; und richtig, den folgenden Sonntag weist er seine Kunden ab, und, obgleich guter Wind weht, seine Mühle wird nicht in Gang gesetzt. Aber was geschieht? Er wird nicht nur ausgelacht von den Kindern dieser Welt, sondern seine bisherigen Kunden verlassen ihn auch und fahren zu andern Mühlen. Da ward denn sein Glaube auf eine harte Probe gestellt, denn er büßte hiemit viel ein an seinem zeitlichen Gut. Nur die frommen Kunden blieben ihm treu. Aber was geschieht weiter? Nach und nach werden alle gewahr, daß auf dieser Mühle, weil Gottes Wort des Müllers Herz durchdrungen, das richtigste Maaß zugetheilt wird. Kurz, die alten Kunden kehren allmählig alle wieder und viele neue dazu, und der fromme Müller sieht sein Einkommen bald gesegneter als je zuvor. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Höre meine zweite Geschichte. In einem Dorfe waren drei Männer, die nannte man die Aufgeklärten, weil sie in keine Kirche gingen, nie zum Abendmahl kamen, und alles Heilige verspotteten, nämlich der Schreiber, der Förster und ein wohlhabender Holländer. Die machten immer Eine Gesellschaft aus. In dem Dorfe wohnte aber

auch der alte Lucas, der war ein frommer Mann, bei Jung und Alt beliebt, und der sagte zu den drei Sonntagsverächtern einst: „Was du thust, bedenke das Ende" (Sir. 7, 40.)! aber sie lachten darüber und verhöhnten ihn, so oft er sich sehen ließ. Der Jäger jagte und fluchte des Sonntags, der Schreiber amtete am Sonntage, und der Holländer aß, trank und spielte den ganzen Sonntag. Drum ließ sich der alte Lucas im Wirthshause, wo die Drei das große Wort führten, nimmer sehen, denn er wollte nicht sitzen, da die Spötter sitzen. Nach einigen Jahren war der Förster aus dem Orte verschwunden; er hatte wegen Untreue Amt und Ehre verloren. Der Schreiber war wegen falscher Urkunden im Zuchthause, und der Holländer hatte sein Gut verpraßt und war davon gezogen, und niemand wußte, wohin. Da erschien der alte Lucas wieder am Sonntag Abend, sein Schöpplein zu trinken. Es kam die Rede auf die drei Aufgeklärten, und einer der Gäste erinnerte an den Spruch des Alten: „Was du thust, so bedenke das Ende." Und Lucas ließ sich die Bibel holen und las Psalm 37, 35. 36: „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum; da man vorüberging, siehe, da war er dahin, ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden."

Ich komme zu meiner dritten Geschichte, die von dem geheilten Sonntagsverächter handelt. Das war nämlich ein reicher Gutsherr, zugleich Patron einer Kirche; der hatte in seinen Jünglingsjahren die Weisheit dieser Welt in vollen Zügen eingesogen, redete drum gern von einer vernünftigen Auffassung des Christenthums und hielt vom Kirchengehen gar nichts. Nun saß er am heiligen Weihnachtsabend am warmen Ofen auf einem bequemen Stuhl und sah in den Jubel der reichbeschenkten Kinder hinein, blieb aber bei all' dem sehr ernst und still; denn er dachte an die lieben Tage seiner Jugend, an seinen alten, würdigen Vater und dessen heitere Frömmigkeit. Da fragt ihn einer seiner Knaben: Vater, warum werden denn zu Weihnachten die Kinder alle beschenkt, als ob Geburtstag wäre, und warum brennen so viele Lichter? Diese Frage setzte ihn in große Verlegenheit. Er hätte zwar sagen können: heute ist der Geburtstag eines sehr weisen Mannes, des Stifters unserer Religion. Aber er fühlte selbst, daß er heute solche Antwort nicht geben könne, daß damit der Jubel in

allen Häusern und die vielen Freudenkerzen nicht genügend erklärt seien. In dem öffnet sich die Thür und ein kleines Waisenmädchen aus der Nachbarschaft tritt ein. Von den Kindern gefragt, ob ihr schon bescheert worden sei, antwortet sie mit Thränen: „Seitdem der liebe Vater todt ist, werde ich nicht beschenkt.“ Da geben sie ihr von ihren Gaben, und die Mutter legt noch ein reichlich Theil hinzu. Das Mädchen will gern seine Dankbarkeit beweisen und sagt mit zitternder Stimme, wie sie's zu Hause gelernt: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Und dann fuhr sie mit den Worten der Epistel fort: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“ Der Hausherr war tief gerührt, er hatte die Hände gefaltet und andächtig zugehört. So hatte er in seiner Kindheit auch sprechen gelernt, und die lieblichen Klänge der Vergangenheit drangen nicht blos in sein Ohr, sondern auch in sein Herz. Er ging hin und küßte die Waise und gab ihr ein Goldstück. Am ersten Weihnachtstage sieht man ihn nach langer Zeit zum ersten Mal wieder in die benachbarte Kirche fahren, deren Patron er ist. Die Gemeinde verwundert sich höchlich, die gnädige Herrschaft zu sehen. Als die Thür zum Patronatssitz geöffnet wird, knarrt sie gewaltig, weil sie Jahre lang müßig gestanden. So knarrt auch die Thür des Herzens, wenn sie lange verschlossen geblieben ist und der Herr Jesus sie zum ersten Mal wieder aufthut. Der Kirchstuhl ist mit Staub bedeckt. So liegt auf dem natürlichen Herzen der Staub der Weltlust und Weltsorge. Der Gutsherr sitzt auf dem Platz seiner Väter und denkt an die Frage seines Kindes: „Warum wird dieses Fest gefeiert?“ und ihm gegenüber steht das Grabdenkmal seines frommen Vaters mit der Inschrift: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“ Die Gemeinde singt: „Vom Himmel hoch da komm ich her,“ und die Predigt hat den Text: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“ Es war eine ergreifende Predigt, und das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, bohrt sich tief in des Gutsherrn Seele. Sein Herzensacker ist zubereitet und nimmt den guten Samen auf. Und daß ich es kurz mache: die Thür zum Kirchstuhl knarrt jetzt längst nicht mehr, weil sie Sonntag für Sonntag geöffnet wird,

und als das nächste Weihnachtsfest kam, da konnte der Vater sich recht herzlich mit den Kindern freuen, weil er selbst inzwischen ein Kind Gottes geworden war.

Im nächsten Brief will ich Deine Einwendungen beantworten.

Apropos! Wie steht es doch mit Deiner Thür? knarrt sie noch?

Vierzehnter Brief.

Fortsetzung.

Was Du gegen die Heiligung des Sonntags einwendest, läuft meistens auf den Grundsatz hinaus: Der Mensch könne religiös sein, ohne kirchlich zu sein. Man könne sich auch zu Hause erbauen, sagst Du; ja, Du gestehst, daß Du die einsame Erhebung des Gemüthes zu Gott der öffentlichen Gottesverehrung vorziehest, und meinst, der Herr selber empfehle das durch die Mahnung: „Wenn du betest, so geh in dein Kämmerlein!" Was Dir in der Kirche gesagt werde, das könntest Du Dir selber sagen, es seien ja lauter alte und längst bekannte Wahrheiten. Wenigstens scheine es Dir sehr überflüssig, jeden Sonntag in die Kirche zu laufen; gerade je seltener man komme, desto feierlicher sei der Gottesdienst, man müsse ihn nicht zur Gewohnheit werden lassen. Auch habe man nicht jeden Sonntag Zeit dazu. Ueberdies bestätige die Erfahrung zur Genüge, daß mancher ein sonntäglicher Kirchengast, und dabei doch ein schlechter Mensch sei. Du habest in der freien Natur oft eine gesegnetere Erbauung gefunden als in der Kirche, da jene ein weit erhabenerer Tempel Gottes sei, als ein von Menschen errichtetes Gebäude. Endlich bemerkst Du, daß Du Dich von jeher an den Grundsatz gehalten habest: „Thue Recht und scheue niemand!" und damit glaubest Du wohl durchzukommen. Was aber Deine gegenwärtige Saumseligkeit im Kirchengehen betreffe, so rühre dieselbe besonders daher, daß der Ortsprediger Dir nicht zusage.

Dies sind Deine Einwürfe. Was nun vorerst den Grundsatz betrifft, der Mensch könne religiös sein, ohne kirchlich zu sein, so hat er in Deinem Munde wahrscheinlich den Sinn: der Mensch könne rechtschaffen leben, ohne sich um die Predigt des göttlichen Wortes zu kümmern. Höre mich! Die Kirche ist die Vermittlerin zwi-

schen der Religion und der Menschheit, sie macht dem Menschen erst die Religion zugänglich. Religiosität ohne Kirchlichkeit hat keinen sichern Bestand, und die Rechtschaffenheit, die sich von der Frömmigkeit losreißt, leistet uns keine Bürgschaft für ihre Dauer; denn sie reißt sich von dem Boden los, aus welchem sie ihre Nahrung saugt, und verliert nur zu leicht ihr letztes Ziel, nämlich den Willen Gottes aus dem Auge. Wie wir aber die rechte Kraft zu allem Guten, das neue Herz, das mit der Sünde den Kampf auf Tod und Leben eingeht, erst bei dem Anblick des Kreuzes Christi gewinnen, davon reden wir künftig. Wenn Du noch die Meinung durchblicken läßt, daß man die Religion zwar als eine dankenswerthe Gabe Gottes betrachten könne, die Kirche aber ein Werk von Menschen sei, so ist das eine Unwahrheit. Denn derselbe, der die christliche Religion gegründet, sagt auch: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen" (Matth. 16, 18.).

Man kann sich auch zu Hause erbauen; das ist wahr, und die häusliche Erbauung ist ein köstlich Ding und soll fleißig getrieben werden. Aber die Hand aufs Herz! treibst Du den häuslichen Gottesdienst so fleißig? Mir ist noch keiner vorgekommen, der den öffentlichen Gottesdienst verachtete, und des häuslichen täglich gepflegt hätte. Der eifrig und täglich gepflegte häusliche Gottesdienst treibt stets zur Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste. Du sagst: Du kannst Dich auch zu Hause erbauen. Aber thust Du's? — Ich will gar nicht davon reden, daß der häusliche Gottesdienst so tausendfachen Störungen ausgesetzt ist, und daß es als eine hohe Wohlthat erscheinen muß, daß ein Haus da ist, wo alle ohne Störung, in Frieden und Ruhe das Wort Gottes anhören können; aber wo findet die Andacht so viel Nahrung, als da, wo alle anbeten? wo findest Du so mächtige Antriebe zum Glauben, als da, wo alle denselben Glauben bekennen? zur Bruderliebe, als da, wo alle um Einen himmlischen Vater vereinigt sind, Eine Gabe und Gnade empfangen, alle Einen Gott und Heiland preisen und sich als Glieder Eines Leibes fühlen? Christus ist unser gemeinsames Haupt, die Kirche sein Leib; sagst Du Dich also von der kirchlichen Gemeinschaft los, so bist Du ein von dem Leibe

und dem Haupte abgerissenes Glied, das alle Lebenskraft verliert und elendiglich verkommen muß.

Aber Du begründest Deinen Einwurf noch durch das Wort des Herrn: Wenn Du betest, so gehe in Dein Kämmerlein! Glaubst Du wirklich, daß der Herr dies gegen das gemeinsame Gebet der Gläubigen sage, daß er das Kirchengehen herabsetzen wolle? Das kann Deine Meinung kaum sein; er richtet ja sein Wort gegen die Heuchler, die an den Straßenecken beten, um von den Leuten gelobt zu werden. Du wendest also wieder seinen Ausspruch unrichtig an. Auch erinnere ich noch, daß die Religion keineswegs blos im Gebet besteht; dies ist nur Eins, da redest Du mit Gott. Du sollst aber auch hören, was Gott Dir zu sagen hat, was er von Dir verlangt, und das hörst Du in der Predigt des göttlichen Worts.

Du rühmst Dich aber, was Dir in der Kirche gesagt werde, könnest Du Dir selber sagen. Von allen Menschen läßt sich das gewiß nicht rühmen, und dann behaupte ich auch getrost: wenn Du es Dir auch sagen könntest, so sagst Du es Dir doch nicht; wenn Du am Sonntage zu Hause bleibst, so nimmst Du ganz was anderes vor. Und gesetzt auch, Du denkest an Gott, so sagst Du Dir grade das nicht, was Dir am nöthigsten ist, sagst Dir, was Dir behagt, schmeichelst Deinen Leidenschaften, verschweigst und bedeckst Deine eigenen Fehler. Und wenn Du sie Dir auch sagst, so steht doch die Abhilfe nicht in Deiner Hand. Um ein Mensch Gottes zu werden, also ein anderer, als Du vordem warst, mußt Du nothwendig aus Deinem frühern Gedankenkreise heraustreten, und das kann nur durch eine fremde Anregung, durch einen Anstoß von außen geschehen; denn was in Dir ist, das bedarf ja eben der Aenderung, das kann also nicht selbst diese Aenderung bewirken.

„In der Kirche höre ich nur lauter alte und längst bekannte Wahrheiten.“ Ja, aber Wahrheiten, die im Strudel des alltäglichen Lebens immer wieder hinweggeschwemmt werden, Wahrheiten, die beständig erneuert sein wollen, auch ewig ihre jugendliche Kraft behalten. Die Sonne steht noch viel länger am Himmel als Gottes Wort in der Bibel, und doch veraltet sie nicht, doch kannst Du ihre Wärme und ihr Licht noch immer nicht entbehren. Wolltest Du sprechen: mit meinen alten Freunden brauche ich nicht umzugehen, die kenne ich ja schon

lange, drum suche ich mir täglich neue — so wärest Du ein Thor; denn die alten sind eben die werthvollsten, weil sie die erprobtesten sind. Das bloße Wissen der Wahrheit macht's auch nicht aus; wer da weiß, was recht ist, thut's darum noch nicht, sondern muß geweckt und gestärkt werden. Daß der Lahme nicht gehen kann, liegt nicht daran, daß er nicht weiß, wie er die Füße setzen soll, sondern daß seinen Füßen die Kraft zum Gehen fehlt.

„Nur nicht Sonntag für Sonntag!" Du kommst nur, wenn Du einen innern Drang nach Erbauung fühlst. Aber das scheint mir doch ein sehr trüglicher Antrieb zu sein. Dieser Drang schwindet, je weniger er in Ausübung kommt, während er dadurch, daß Du ihn sonntäglich nährtest, gestärkt werden würde. Was man recht von Herzen liebt, davon, meine ich, kann man nicht oft genug reden hören. Wer von Gott nichts hören mag, der wird mich nie überzeugen, daß er ihn lieb habe. Und verdient Gott nicht jeden Sonntag Deinen Dank? und, wenn er ihn verdient, thust Du dann nicht Unrecht, so oft Du ihm denselben vorenthältst? Sechs Tage hast Du für die Leibessorge; ist's denn zu viel, wenn Du Einen Tag Deinem Seelenheil nachsinnest? Sechs Tage gehst Du mit den Menschen um, Deinen Brüdern; willst Du nicht Einen Tag dem Herzensverkehr mit dem Vater hingeben? Die Wochentage zerstreuen Deine Seele unter mannigfaltigen Geschäften, da hat sie bald dies, bald das zu beschicken; der Sonntag sammelt sie wieder zu der einen und nothwendigsten Sorge. Die Wochentage sind die Marthatage, wo Du Dir mit Wirthschaftsmühen zu schaffen machst; der Sonntag ist der Marientag, wo Du zu Jesu Füßen sitzen und seiner Rede lauschen sollst. Jedesmal, wo Du den Gottesdienst versäumst, beraubst Du Deine Seele eines sehr wahrscheinlichen Gewinnes. Wenn Du einem Arbeiter zuriefst: komm, du kannst hier einen schönen Groschen verdienen, und er antwortete Dir, das lohne sich nicht der Mühe, so würdest Du ihn ohne Zweifel träg im Erwerb des Irdischen nennen. Mit demselben Recht nenne ich Dich träg im Suchen des Himmlischen, so oft Du eine Gelegenheit, Deine Seele zu bereichern, ungenutzt vorübergehen läßt.

„Je seltner ich komme, desto feierlicher ist mir der Gottesdienst." Täusche dich nicht, liebe Seele! Wer sich der Kirche entwöhnt, dessen Herz verliert

immer mehr die Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke. Er fühlt sich vielleicht zu Thränen gerührt, wenn er nach langer Zeit mal wieder schaut die schönen Gottesdienste des Herrn; aber es sind nicht die nachhaltigen Thränen der Buße. Die rechte Wirkung des Gottesdienstes ist die Umkehr zum Herrn und das treue Verharren bei Ihm. Ein Schritt vorwärts will ja nichts sagen gegen tausend Schritte rückwärts, die Du in der Zwischenzeit wieder machst. Der Gottesdienst soll Dir ein unentbehrliches Bedürfniß werden, wie die Speise dem Leibe; dann erst wächst und gedeiht der inwendige Mensch. Aber das will ich Dir zugeben, daß wir nicht um der bloßen Gewohnheit willen, also unbußfertig und gedankenlos zur Kirche kommen sollen.

„Ich habe nicht immer Zeit dazu.“ Wozu nicht, mein Lieber! nicht Zeit selig zu werden? Das Irdische läßt Dir nicht Zeit nach dem Himmlischen zu trachten? Das Nothwendigere muß unterbleiben, weil Dir das weniger Nothwendige die Zeit dazu raubt? Darin ist ja kein Verstand. Das Himmlische hat bei der Auskaufung der Zeit das Vorkaufsrecht. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, sagt der Herr (Matth. 6, 33.). Alle andern Sorgen nehmen also den zweiten Rang ein. Es ist ein gutes Sprüchwort: „Kirchengehen säumet nicht.“ Denn was Du durch Heiligung des Feiertags an Deiner Arbeit versäumst, das bringt Dir Gottes Segen reichlich wieder ein, weil Du in der Kirche Dir Lust und Liebe zu allem guten Ding, folglich auch neue Lust zu Deinen Berufsgeschäften, neue Stärkung für Deine Seele holst.

„Mancher geht oft in die Kirche, und ist doch ein schlechter Mensch.“ Gewiß! aber wie kannst Du Dich darüber nur wundern? Wie kannst Du denn erwarten, daß aller Same auf guten Boden fällt und nie auf steinigen Acker oder unter die Dornen? Und wie kannst Du Dich durch solche trübe Erfahrung vom Besuch des Gottesdienstes abhalten lassen? Hebt denn der Mißbrauch den Gebrauch auf? Willst Du die Kinder, die sich muthwillig in Gefahr begeben, darum nicht warnen, weil Du voraussiehst, daß sie nicht alle folgsam sein werden? Sind denn aber auch nicht Unzählige durch die Predigt des Evangeliums vom Sündenwege bekehrt worden? Und wenn auch an vielen das Wort abprallt ohne zu wirken,

so ist doch ohne die Predigt des göttlichen Worts kein Heilsgewinn möglich. Erst muß man kommen um zu hören, das ist die Grundlage von allem, das der unterste Fundamentstein, worauf man das Seelenheil sich erbauen soll, und, wenn der fehlt, so wird aus dem ganzen schönen Gebäude nichts, so bleibt es eine Seifenblase, die in der Luft schwebt. Ich begreife wohl, wie man ein Hörer des Worts sein kann, und doch kein Thäter; aber nie wirst Du mir begreiflich machen, wie man ein Thäter des Worts werden kann, ohne vorher ein Hörer gewesen zu sein.

Du erbauest Dich lieber in der freien Natur, dem erhabensten Tempel Gottes. Hier erst einmal wieder die Frage: Erbaust Du Dich wirklich so oft in dem Tempel Gottes da draußen? Betest Du dort wirklich, singst dem Herrn dort Deine Lieder? Mir sind noch keine bloßen Naturverehrer vorgekommen, die zugleich auch rechte Beter gewesen wären. Sonst aber alle Achtung vor der Natur, die meines Gottes Werk und Spiegel ist. Aber daß ihre Offenbarung sich nicht mit der in der Schrift ausgesprochenen und in der Kirche gepredigten Offenbarung vergleichen könne, haben wir schon früher erkannt (5. Br.). Die Blumen und die Vögel reden nicht von Deiner Sünde, ermahnen Dich nicht zur Buße (und das ist Dir vielleicht ganz lieb, und darum ziehst Du ihre Predigten vor). Aber sie lehren Dich auch nicht die Gnade schauen; von einem Sohne Gottes und Heiland aller Menschenkinder sagt Dir die ganze liebe Natur kein sterbendes Wörtchen. Und doch ist's der Sohn Gottes erst, der uns zum Vater führt, denn er spricht: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich (Joh. 14, 6.), und: Wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat (Luc. 10, 16.). Gewiß, wer den Erlöser verachtet, verachtet auch den Schöpfer, und, wer den Sohn nicht haben will, verliert auch den Vater.

Du hältst Dich an den Grundsatz: „Thue Recht und scheue niemand!" und damit hoffst Du durchzukommen. Ei, mein Bester, das ist ein sehr stolzes Wort. Ich wünschte, ich wäre schon so weit, daß ich es von Herzen nachsprechen könnte, aber mir fehlt noch unendlich viel. Lieber Freund, dies Sprüchwort zeugt ja von einem maßlosen Hochmuth, von einer Selbstgefälligkeit, die allem Worte Gottes Hohn spricht. Glaubst Du denn im Ernst, daß Du stets und unter allen Umständen Recht thust?

Wenn Du das sagst, so kenne ich Dich besser, als Du Dich kennst. Wenn Du aber nicht immer Recht thust, solltest Du dann niemanden zu scheuen haben? auch nicht den gerechten Gott, dem alle Sünde zuwider ist? Und wie gelangst Du zum Rechtthun? Du kannst es nur bei Christo lernen. Je weiter Du Dich von seiner Kirche entfernst, je mehr Du Dich ihrer entwöhnst, desto mehr Gewalt gewinnt die Sünde über Dich, und die Sünde ist das Unrecht; desto mehr ist die Gottesliebe im Erlöschen und die Lauigkeit im Zunehmen.

Endlich klagst Du, daß der dortige Prediger Dir nicht gefalle. Schade, daß Du mir nicht geschrieben hast, weß Geistes Kind er ist. Predigt er die Bibellehre, schöpft er aus Christi Fülle Gnade um Gnade, und nicht aus seinem eignen Kram, so ist er ein Bote Gottes an Dich, dem Du nicht ausweichen solltest. Jesus sagte von seinen Jüngern: „Wer euch höret, der höret mich" (Luc. 10, 16.). Verachtest Du also seine Boten, so verachtest Du ihn selbst, so gefällt Dir Gottes Wort nicht. Ist es aber ein Prediger, der nur seine eignen Träumereien predigt, so bedenke, daß die Predigt allein es nicht ausmacht; der Gottesdienst bietet Dir noch genug Erbauliches dar: Gesang, Gebet und Sakrament, wozu der Prediger nichts thut. Und manches Huhn hat auch aus dem Sande schon ein gutes Körnlein herausgescharrt.

Zum Schlusse will ich Dir noch ein Psalmwort vorhalten, in welches ich von ganzer Seele einstimme. O laß uns gemeinsam sprechen: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen (Ps. 27, 4.); denn ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause als lange wohnen in der Gottlosen Hütten (Ps. 84, 11.).

Funfzehnter Brief.

Der Glaube.

Noch haben wir die Vorhöfe zum Glauben nicht alle durchschritten; denn ehe wir die Gegenstände des evangelischen Glaubens betrachten können, müssen wir uns zuvor

über das Wesen und die Bedeutung des Glaubens verständigen. Wir reden also heute nur erst vom Glauben an sich, abgesehen von dem heiligen Inhalt, den das Evangelium ihm giebt, also ohne bestimmte Beziehung auf den großen Seligmacher Jesus Christus.

Wie die Offenbarung oder Gottes Wort die göttliche Seite der Religion ist, so ist der Glaube dabei die menschliche That. Die Predigt aber oder die sonntägliche Heilsverkündigung ist die Vermittlerin zwischen jener Gabe Gottes und denen, die sie empfangen sollen, zwischen der göttlichen Offenbarung und dem menschlichen Glauben. Die Ordnung, die ich in meinen Briefen befolgt habe, ist also eine nothwendige, auch von der heiligen Schrift angegebene; denn Paulus sagt in einem bereits angeführten Ausspruch: „So kommt nun der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes."

Es ist mir auffallend gewesen, mein Theurer, daß gerade Du, der Du doch die Religion als eine bloße Menschenthat willst gelten lassen, geneigt bist, den Werth des Glaubens zu verkennen und herabzusetzen. Es kommt aber daher, daß Du Dir vom Glauben einen falschen Begriff gemacht hast.

Du sagst, glauben sei so viel als fürwahrhalten, und machst dann die Bemerkung: das bloße Fürwahrhalten könne doch unmöglich selig machen (zugestanden!); die Kirche lehre, daß der Mensch nicht selig werden könne, wenn er nicht glaube, daß die Sonne stillgestanden, daß Bileams Esel gesprochen habe (das ist arge Verleumdung, das lehrt die Kirche nicht); an Jesum glauben könne nichts weiter heißen, als glauben, daß Jesus gelebt und gelehrt habe und hernach gestorben sei (das macht allerdings weder selig noch unselig), und, weil auch kein Jude dies bezweifle, so sehest Du nicht ein, warum man nicht mit den Juden in Glaubensgemeinschaft stehen solle.

Andrerseits versuchst Du aber auch die Ehre der Bibel zu retten, und giebst daher, wo es sich um den beseligenden Glauben handelt, den bedenklichen Rath, das Wort Glaube durch Liebe oder Gehorsam zu verdeutschen; die Liebe zu Gott, der Gehorsam gegen seine Gebote mache den Menschen selig. Aber das ist ein feiner Betrug, lieber Freund, und bringt überdies eine durchaus unbiblische Lehre zu Wege. Denn Lieben oder Gehor-

chen ist doch, wie jeder Mensch zugeben wird, etwas anderes als Glauben.

Warum fragst Du nicht da, wo es sich um biblische Worte handelt, vor allen Dingen die Bibel selbst um Rath? Nichts ist leichter, aber auch nichts unehrenhafter, als die Bibel dadurch lächerlich zu machen, daß man ihren Worten einen fremdartigen Sinn unterlegt. Sie sagt uns aber unverhohlen, was sie unter dem Glauben verstanden wissen will. Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet (Hebr. 11, 1.). Gegenstände des Glaubens sind hienach nur die unsichtbaren Dinge, also z. B. nicht Bileams redender Esel, Dinge, auf die man seine ganze Hoffnung setzen kann; und seinem Wesen nach ist der Glaube eine gewisse, feste Zuversicht, ein zweifelloses und freudiges Vertrauen, eine Hingabe des ganzen Herzens an das, worauf man hofft, also weder ein Meinen noch ein Thun.

In unserer Sprache hat das Wort Glauben einen dreifachen Gebrauch. Etwas glauben, z. B. eine erzählte Geschichte, heißt so viel, als es für wahr halten. Wenn ich nur glaube, daß ein Gott sei, so macht mich das noch nicht selig, denn es kann dies auch ein Gott sein, der mir droht, den ich zu fürchten habe; daher sagt Jakobus: „Die Teufel glaubens auch und zittern.“ Solcher Glaube ist also nicht jene beseligende Zuversicht, von welcher die Schrift spricht. Einem glauben will schon mehr sagen; da glaube ich das Gesagte um der Person willen, die es sagt, weil ich sie stets glaubwürdig befunden habe, z. B. ich glaube der heiligen Schrift, weil ich sie für Gottes untrügliches Wort halte. Den höchsten Standpunkt des Glaubens bezeichnet der Ausdruck an Einen glauben, und dies ist der religiöse Glaube, von dem die Bibel meistens spricht und den sie eine zweifellose und freudige Zuversicht nennt. Wenn ich an Gott glaube, so hänge ich mit meinem Glauben an ihm fest, so gebe ich mich mit vollem Vertrauen ihm hin, so umschlinge ich ihn wie Jakob und spreche: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“ Wenn daher Wislicenus die Frage aufwirft: Glaubt Ihr wirklich an Bileams redenden Esel, an Josua's stillstehende Sonne, an den Stern, der über Bethlehem stehen blieb? so haben Gläubige ihm mit Recht darauf geantwortet: „Wir glauben weder an Gestirne noch an Esel, son-

dern an den lebendigen Gott; denn nur auf diesen können wir unsre ganze Zuversicht setzen. Aber wir halten auch das Wort der Schrift für wahr: Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Als der gottselige Prediger Jänicke in Berlin in einer Predigt einst des Teufels erwähnte, unterbrach ihn ein vorwitziger Zuhörer mit den Worten: „Ho, ho! der Prediger Jänicke glaubt noch an den Teufel." Jänicke aber erwiederte ihm mit aller Ruhe: „Nein, mein Lieber! ich glaube nicht an den Teufel, denn ich kann auf den Teufel nicht mein Vertrauen setzen, da er mich nicht selig macht; wohl aber glaube ich, daß ein Teufel sei. Denn die heilige Schrift lehrt es, und den Teufel leugnen, hieße so viel als die Macht der Sünde und die Nothwendigkeit der Erlösung leugnen."

Bleibt der Glaube ein bloßes Fürwahrhalten dessen, was Gott gesagt, ohne auf das Gemüth einzuwirken, ohne Herz und Leben zu heiligen, ohne den Menschen aus der Sünde herauszureißen und ihn zu einem Kinde Gottes zu machen, so nennen wir ihn einen todten Glauben, und der bleibt ohne Segen. Ist der Glaube aber ein zuversichtliches Vertrauen zu dem lebendigen Gott geworden, voll Kraft und Leben, drängt und treibt er den Menschen zu heiligem Sinn und Wandel, und macht er aus ihm einen neuen Menschen, der sich von der Sünde lossagt und sich ganz seinem Gott hingiebt: so ist er ein lebendiger Glaube, der, wie der Apostel sagt, durch die Liebe thätig ist (Gal. 5, 6.). Und diesem Glauben folgt ein reicher Segen nach und göttliche Werke; er kommt von Gott und führt zu Gott. Ja, wem man sich völlig hingiebt, dem möchte man völlig gleich sein; es ist des Glaubens Art, den Glaubenden dem Geglaubten ähnlich zu machen, den Menschen um und um zu schaffen, bis daß er wieder Gottes Ebenbild werde und aus einem Gefäß der Sünde in einen Tempel des heiligen Geistes sich verwandle. Ansichten kann man wechseln, für sie opfert man nichts; aber für seinen Glauben geht man in Noth und Tod. Wie Du glaubst, so lebst Du. Mein Glaube ist mein inneres Leben, der Inbegriff meines geistigen Besitzthums. Ein Franzose könnte sagen: ma foi c'est moi — mein Glaube, das bin ich selbst. Wenn ich meinen Glauben aufgebe, so behalte ich nichts übrig, wenn ich ihn verleugne, gebe ich mich selbst auf.

Von solchem Glauben läßt sich nur Gutes und Liebliches sagen, und seine mächtige Wirksamkeit wirst Du kaum leugnen können.

Aus dem Glauben entwickelt sich das Erkennen, und wer den Glaubensflug nicht wagt, gelangt nie zu fester und sichrer Erkenntniß, sondern bleibt wie der Zweifler unbeständig auf allen seinen Wegen (Jak. 1, 8.). Hätte Kolumbus an den westlichen Weg nach Indien nicht geglaubt, so hätte er ihn auch nicht gefunden, sondern wäre vor den Beschwerden zurückgeschreckt und, wie seine Begleiter es wünschten, vor der Zeit umgekehrt. Der Zweifler, dem das Für und das Wider noch von gleichem Werth ist, hat keine Lust und Liebe zu der Sache, die er erkennen will, wird durch keinen lebhaften inneren Drang getrieben und scheut daher die Mühe der Untersuchung; ja, er faßt oft ein ungünstiges Vorurtheil wider die Sache, ist vorweg gegen sie eingenommen, und dadurch wird die unbefangene Prüfung mehr gehindert als befördert. Wer noch zweifelt, ob Christus der rechte Heiland sei, wird von den Heilsmitteln, die Christus ihm darbietet, keinen Gebrauch machen, also nie ihre heilende Kraft erkennen. Mein Heiland kann er erst dann werden, wenn ich mich gläubig, wie ein Kranker, ihm anvertraue; wer vor dieser Zeit von ihm reden will, schwatzt wie ein Blinder von der Farbe. Man muß erst von ihm ergriffen sein, sagt ein christlicher Mann, ehe man ihn begreifen kann; denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Auf Golgatha's Höhe tragen uns nicht unsre eigenen Füße, sondern nur die Flügel des Glaubens. Durch bloße Anwendung des Verstandes wird noch niemand ein Kind Gottes; man muß erst das Thränenmeer der Buße durchschiffen und den Leuchtthurm des Glaubens vor sich haben, um ins Reich Gottes zu kommen. Glaubst Du ein Gotteswort nicht eher, als bis Du es deutlich begriffen hast, so glaubst Du nicht Gott, sondern Dir, und das ist kein Glaube mehr; Glaube ist Hingabe an etwas anderes; Vertrauen zu einem Du, das größer ist als ich. Wie der nicht liebreich ist, der nur sich liebt, der nicht gehorsam, der nur aus Ueberzeugung, nur nach gewonnener Einsicht in die Zweckmäßigkeit des Befehls gehorcht, so ist auch der nicht gläubig, der nur seiner Vernunft, nur sich glaubt. Der Philosoph mit all seinen Vernunftgründen macht aus keinem Saulus einen Paulus. Der Glaube geht dem Er-

kennen voran. Erst der Glaube und dann die christliche Glaubenslehre; diesen Weg ist die christliche Kirche gewandelt, er ist der von Gott vorgeschriebene und einen andern giebt es nicht.

Der Glaube leitet das Gewissen. Der Hindu hält es für seine Pflicht, seinen altersmüden Vater todtzuschlagen, und er würde sich Vorwürfe machen, wenn er es nicht thäte, während wir uns solche That als Sünde anrechnen würden. Der Fetischdiener würde es für sträflich halten, wenn er nicht zu seinem thönernen Götzen betete; wir dagegen halten solche Anbetung für verwerflich. Der Katholik macht sich ein Gewissen daraus, wenn er es unterlassen, zu Maria zu beten; wir würden uns solches Gebet als eine arge Uebertretung des ersten Gebotes zu Herzen ziehen.

Aus dem Glauben keimt die Liebe hervor. Wenn ich einen Menschen für liebenswürdig halte, so liebe ich ihn; es ist möglich, daß er nicht liebenswürdig ist, daß ich über seinen Werth mich täusche; genug! für mich hat er so viel Werth, als mein Glaube ihm Werth beilegt. Unsere Liebe zu Gott ist eine Frucht unsres Glaubens an seine Liebe zu uns. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ (1 Joh. 4, 19.). „Darinnen stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat“ (1 Joh. 4, 10.).

Aus dem Glauben geht das Thun hervor. Wer den Branntwein für schädlich hält, wird ihn meiden; wer da glaubt, daß er ihm zuträglich sei, wird ihn trinken, vielleicht im Uebermaß. Wie der Mensch glaubt, so lebt er. Ich halte daher die Behauptung, die man oft zu hören bekommt, und die auch Du in Deinem Briefe wiederholst: es sei einerlei, was der Mensch glaube, wenn er nur rechtschaffen lebe, für sehr unrichtig, ich möchte sagen: für gedankenlos. Denn das Verhalten und die Lebensweise des Menschen ist das Facit seines Glaubens. Wie kannst Du nur denken, daß die Religion, die Richtung des Gemüthes auf Gott, so ohne allen Einfluß aufs Leben bleiben könne, daß sie mit unsren Handlungen in keinem Zusammenhange steht? Wenn das wahr wäre, so würde ich keiner Religion beitreten, weil ich dann durchaus keinen Grund hätte, irgend einer den Vorzug zu geben. Die Kraft zum rechten und gottwohlgefälligen Leben gewinne

ich erst durch den rechten Glauben. Wer Gottes unendliche Liebe zu uns beständig vor Augen und im Herzen hat, der wird aus Dankbarkeit gegen Gott seinem Willen gehorsam werden. Wer aber an einen unheiligen Gott glaubt, wird auch unheilige Werke thun, weil er keine Richtschnur der Heiligung vor sich hat. Die Heiden können kein göttliches Leben führen, weil kein rechter Glaube sie dazu anleitet. Ein kleiner Knabe in England hörte einst erzählen, daß in manchen Gegenden Indiens die Frauen ihre kleinen Kinder mordeten, ja daß manche heidnische Mutter schon acht bis zehn gemordet habe. Das Kind fragte: warum sind denn die Mütter dort so böse? Man gab ihm zur Antwort: „die heidnischen Frauen glaubten damit nichts Böses zu thun, weil sie nichts von Gott und dem Herrn Jesus wüßten.“ „O dann muß man ihnen Bibeln schicken, um sie zu belehren,“ erwiederte der Knabe, und somit kauft er aus seiner Sparbüchse eine Bibel, legt ein Zeichen hinein an den Stellen, welche die Heiden sich besonders merken sollen, packt sie ein und giebt sie einem Schiffscapitain mit „an die bösen heidnischen Frauen.“ Was dieses Kind dachte und that, finde ich verständiger, als die Meinung, daß der Glaube des Menschen auf seine Sittlichkeit keinen Einfluß habe. Wenn die Heiden zufällig und unbewußt das Rechte thun, so hat diese That darum ihren Werth verloren, weil sie nicht aus dem rechten Beweggrunde hervorgeht. Es ist daher zwar übertrieben, aber doch nicht aller Wahrheit entblößt jener bekannte Ausspruch eines alten Kirchenvaters: „Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster.“ Er beruht auf der apostolischen Wahrheit: Was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde (Röm. 14, 23.). Ihre Tugenden kommen nicht aus dem Glauben an den lebendigen Gott, geschehen nicht in dem heiligen Drange der Liebe, und darum sind sie werthlos. Aber diese Werthlosigkeit fällt weniger den Heiden zur Last, die ja den lebendigen Gott nicht kennen, als vielmehr uns, die wir ihnen das Evangelium noch nicht gebracht haben.

Du stützest Dich auf den Bibelspruch: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen (1 Cor. 13, 13.); da stehe es ja klar geschrieben, meinst Du, daß die Liebe mehr werth sei, als der Glaube. Aber, wenn Du das meinst, so hast Du des Apostels Wort nicht im Zusammenhange

nachgelesen. Vorher hat er gezeigt, wie die Weissagungen, Sprachen und Erkenntnisse aufhören werden, wie aber die Liebe nie aufhören könne. Auch der Glaube wird einst schwinden, denn in der Ewigkeit geht er in Schauen über; die Hoffnung wird dereinst nicht mehr sein, denn sie wird in Erfüllung, in Wirklichkeit übergehen; aber die Liebe bleibt auch im ewigen Leben Liebe. Der Apostel will also sagen: die Liebe ist die dauerndste unter diesen dreien. Daß aber die Liebe auf Erden werthvoller für uns sei als der Glaube, das konnte Paulus, der Apostel des Glaubens, gewiß nicht behaupten wollen, weil er damit tausenden seiner sonstigen Aussprüche widersprochen hätte.

Du suchst Dir den Glauben endlich damit vom Halse zu schieben, daß Du Dich mit dem Wort der Schrift entschuldigst: der Glaube ist nicht jedermanns Ding (2 Theß. 3, 2.). Hier sage Paulus selbst, daß nicht jeder zum Glauben geschickt sei, folglich könne man nicht dafür, wenn man nicht glaube. Aber, Freund, von all dem steht an besagter Stelle kein Wort. Es ist da nur gelehrt, daß der Glaube bis jetzt nicht jedes Menschen Ding oder Besitzthum sei, und die Erfahrung, daß nicht alle Menschen, ja nicht einmal alle Christen, geschweige denn die Heiden, den christlichen Glauben sich angeeignet haben, wird doch niemand in Abrede stellen wollen. Aber es ist nicht daraus zu folgern, steht auch dort nicht geschrieben, daß der Glaube nicht aller Menschen Eigenthum werden könne. Aus der Trägheit vieler Menschen wirst Du doch nicht schließen wollen, daß Thätigkeit für sie eine Unmöglichkeit sei, daß sie also nicht die Pflicht haben, ein thätiges Leben zu führen?

Schließlich bemerke ich noch, daß Paulus (2 Cor. 4, 13.) sich das Wort Davids aneignet: ich glaube, darum rede ich (Psalm 16, 10.). Auf den Glauben muß also das Bekenntniß des Glaubens folgen. Dadurch schließen die Glaubenden sich erst zu einer Gemeinde zusammen, dadurch wird der Glaube erst zu einer weltüberwindenden Macht.

Sechszehnter Brief.

Das Bekenntniß.

Du hast mich diesmal vergebens auf einen Brief warten lassen. Ich habe also Zeit, meine Burg gehörig zu verschanzen, ehe der feindliche Angriff erfolgt.

Ueber die Entstehung der Glaubensbekenntnisse (Symbole) walten in unserer Zeit merkwürdige Mißverständnisse ob. Man denkt sie sich gewöhnlich als willkührliche Erzeugnisse; und so sind deutschkatholische Gemeinden zusammengetreten und haben sich ohne inneren Drang, ohne wirkliche Glaubenseinheit Bekenntnisse erschaffen wollen. Aber das geht nicht. Bekenntnisse werden nicht gemacht, sondern entstehen mit innerer Nothwendigkeit; sie sind das Ergebniß und Erlebniß einer vorher schon deutlich erkannten Wahrheit, — der glücklich gefundene Ausdruck der bereits vorhandenen Glaubenseinigkeit. Jedesmal, wenn die Kirche nach schweren Kämpfen eine neue Entwicklung erlebt hat, bezeichnet sie diesen Gewinn durch ein neues Symbol, um ihn zu sichern und festzusetzen. Das neu hinzukommende Bekenntniß will daher nie die vorigen vernichten oder verdrängen, sondern nimmt sie in sich auf und giebt ihnen an der Stelle, wo man eine Lücke oder Unklarheit wahrgenommen hat, eine nöthig gewordene Ergänzung, einen bestimmteren Ausdruck. Das spätere will nicht die früheren verkürzen, sondern ausfüllen und aufklären, neu begrenzen und sichern. Denke Dir die Kirche als ein gesittetes Reich, umgeben von benachbarten wilden Völkerschaften. Die Grenzen sind noch nicht genau abgesteckt, und daher Gefahr vorhanden, daß das Christliche sich mit dem Unchristlichen, das Volk Gottes sich mit den Barbaren vermische. So oft man nun nach einer Seite hin das Reich Gottes begrenzt und den Irrthum hinausgejagt hat, setzt man einen Markstein, ein Bekenntniß; und damit muß man fortfahren, bis die christliche Wahrheit allseitig begrenzt ist. Der neue Grenzstein will also nicht die früheren aufheben, sondern die späteren Bekenntnisse haben die früheren zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, und alle zusammen bezeichnen erst den sichern und vollen Besitz der christlichen Wahrheit.

Das älteste ist das bekannte in drei Artikeln abgefaßte apostolische Glaubensbekenntniß, welches die einstimmige Lehre der Apostel kurz zusammenstellt, gleichsam eine

Umschreibung der Taufformel. Ihm folgt das nicänische, auf der Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahre 325 entstandene, das zum vorigen mehreres hinzufügt und namentlich den zweiten Artikel durch die Lehre von der Gottheit Christi erweitert. Dann kommt das athanasianische, das im fünften Jahrhundert entstand und worin zum ersten Mal die Lehre von der Dreieinigkeit entschieden ausgesprochen wurde. Diese drei nennt man die ökumenischen oder allgemeinen Bekenntnisse. Hiezu kommen nun noch für unsere Kirche die Bekenntnisse der Reformation: nämlich die Augsburgische Confession, das Hauptbekenntniß der evangelischen Kirche, das auf dem Reichstage zu Augsburg vorgelesen wurde, ferner die gegen die römische Widerlegung derselben gerichtete Apologie (Vertheidigung) der Augsburgischen Confession, der kleine für das Volk, und der große für die Geistlichen verfaßte Katechismus Luthers, die schmalkaldischen Artikel, die den Gegensatz gegen die römische Kirche noch schärfer aussprechen. Die hier genannten sind nur durch verschiedene Veranlassungen hervorgerufen, sonst aber von wesentlich gleichem Inhalt und bezeichnen alle dieselbe Stufe der Entwicklung. Einen Fortschritt aber drückt die zuletzt noch zu nennende Concordienformel aus, welche die innerhalb der evangelischen Kirche entstandenen Glaubenskämpfe entscheidet.

Was nun den Zweck der Glaubensbekenntnisse betrifft, so haben sie immer die doppelte Bestimmung: theils Zeugnisse von Christo vor der Welt zu sein, theils dem christlichen Gemeinschaftsbedürfniß Befriedigung zu gewähren. Paulus sagt: ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht (Röm. 1, 16.), und wir sollen ihm das von Herzen nachsprechen, sollen uns des Herrn nicht schämen vor der Welt, sondern Muth haben, das, was wir im Herzen glauben, auch vor den Menschen zu bekennen. Wer ihn bekennet vor den Menschen, den will er auch einst bekennen vor seinem himmlischen Vater (Matth. 10, 32.). So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig (Röm. 10, 10.). Aber auch unsres Herzens Bedürfniß verlangt ein Bekenntniß; denn wir wollen mit unserm Glauben nicht allein stehen, sondern uns fein zusammenthun. Durch das gemeinsame Bekenntniß der Gläubigen kommt es erst

zu einer Gemeinschaft von Bekennern, sammelt sich aus den Christen erst eine Christenheit, eine sichtbare Kirche, eine Gemeinde des Herrn. Ein evangelischer Beamter äußerte einmal, er habe zwar Religion, aber keine Confession. Soll das heißen: er glaube zwar, möge aber seinen Glauben nicht bekennen, so ist das Feigheit. Soll es aber heißen: er finde seinen Glauben in keinem der bisherigen Glaubenskenntnisse wieder, so liegt solcher Meinung, wonach das Christenthum nicht mit der Menschwerdung Jesu Christi ins Leben getreten ist, sondern auf die Geburt des Herrn N. N. hat warten müssen, um zu Verstand und Verständniß zu kommen, ein Hochmuth zu Grunde, der an Wahnsinn grenzt. Wenn wir früher sagten: ein Christ ist, wer das neue Testament für den reinsten Ausdruck der göttlichen Offenbarung hält — so können wir nun sagen: sich für einen evangelischen Christen ausgeben, heißt: im Bekenntnisse der evangelischen Kirche den Bibelglauben am richtigsten dargestellt finden. Wenn ich das nicht finde, so muß ich entweder im Bekenntniß einer andern Kirche mehr Schriftgemäßheit sehen, oder ich sehe sie nirgend. In beiden Fällen ist nicht einzusehen, warum ich mich fürder zur evangelischen Kirche rechne.

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun die Nothwendigkeit des Bekenntnisses von selbst. Ohne Glaubensbekenntniß giebt es keine Kirche, so wenig wie ein geordnetes Zusammenleben vieler Menschen denkbar ist ohne Staatsverband. Eine religiöse Gemeinschaft von Christen, die nichts Gemeinsames haben, das sie zusammenhält, ist ein Widerspruch in sich selbst; und dieses Gemeinsame kann doch eben nichts anderes sein, als die Uebereinstimmung des Glaubens. Bei dem Entstehen der deutschkatholischen Bewegung sandten einige Führer derselben eine Auseinandersetzung der Entstehungsgeschichte und der Zwecke des Deutschkatholicismus an den Herausgeber einer französischen Zeitung und baten ihn das Schriftstück zu veröffentlichen, damit der Versuch, eine Kirche ohne Glaubensbekenntniß zu gründen, auch in Frankreich Anklang fände. Dieser aber, ein Mann von praktischem Blick, gab ihnen die richtige Antwort, es scheine ihm ein sehr unreifer Plan zu sein, er könne nicht begreifen, wie es eine Glaubensgemeinschaft ohne ein Glaubensbekenntniß geben könne.

Das Bekenntniß ist nöthig, theils um die christliche Lehre im Gegensatz zur unchristlichen festzustellen, theils

um eine bestimmte Sonderkirche gegen andere Kirchen abzugrenzen. Ein Bekenntniß, das einer sich abschließenden Kirchengemeinschaft zur Grundlage dient, muß daher in zwei Theile zerfallen. Die Gemeinschaft hat erstlich ihren *Zusammenhang mit der allgemeinen christlichen Kirche*, ihre Verbindung mit dem gemeinsamen Haupte, Christus, nachzuweisen (denn sonst wäre sie keine *christliche* Gemeinschaft mehr), sodann aber auch ihren *Unterschied von andern christlichen Gemeinschaften*, den Grund ihrer Abzweigung von denen, mit welchen sie in gliedlichem Verhältniß steht, darzuthun (denn sonst wäre nicht abzusehen, warum sie eine *besondere* Gemeinschaft bilden wolle). Beides findest Du z. B. in der Augsburgischen Confession ausgedrückt, wo zuerst die Einigkeit der Evangelischen mit den drei ökumenischen Bekenntnissen dargethan, auch die Lehren, worin sie mit den Katholischen übereinstimmen, ausdrücklich aufgezählt, dann aber die streitigen Punkte, die Mißbräuche der päpstlichen Kirche namhaft gemacht werden. Die nun unsere Glaubensbekenntnisse verwerfen, die möchte ich doch vor allem fragen, welchen von diesen beiden Theilen sie für entbehrlich halten. Verwerfen sie den ersten Theil, so gestehen sie zu, daß sie nicht mehr zur Christenheit gehören wollen, da sie den Gemeinglauben derselben von sich weisen. Richtet sich ihr Angriff gegen die zweite Hälfte des Bekenntnisses, so geben sie zu erkennen, daß sie sich von der päpstlichen Kirche nicht weiter unterscheiden, daß sie also z. B. die Anbetung der Heiligen, das Papstthum, das Fegfeuer, die Messe wieder in sich aufnehmen wollen. Wirst Du also nicht selbst einräumen müssen, daß dem Verlangen, die kirchlichen Bekenntnisse abzuschaffen, bloße Gedankenlosigkeit zum Grunde liegt? Man will noch Christ, will auch evangelischer Christ genannt sein, und beraubt sich doch unbesonnener Weise des rechtlichen Anspruches auf beiderlei Namen.

Das Bekenntniß ist nöthig als Schutzwehr des Gemeindeglaubens. Will es auch zunächst nichts anders sein als ein Glaubenszeugniß derer, die in diesem Glauben sich einig fühlen, so folgt doch eben hieraus schon, daß es auch eine *Richtschnur der kirchlichen Lehre* sein soll für diejenigen, die dieser Kirche angehören wollen. Denn wer anders lehrt, der zeugt ja gegen den Glauben der Kirche, und dazu hat er kein Recht; die Gemeinde hat ihn berufen,

um den Gemeindeglauben zu predigen. So gut wie jede Ressource ihre Statuten hat, denen die Mitglieder sich unterwerfen müssen, so kann auch die Kirche solcher Grundgesetze nicht entbehren, und eine offene Verwerfung derselben ist zugleich als eine Austrittserklärung aus der Kirche anzusehen. Hat die Kirche kein Bekenntniß, so ist sie der maßlosen Willkühr ihrer Lehrer preisgegeben, so könnte jeder seine eigenen Träumereien vorbringen, und, was ihm über Nacht beifiele, könnte er den folgenden Tag auf die Kanzel bringen; ja! es könnte ein Jesuit sich zu einem evangelischen Lehrstuhl drängen und unevangelische Predigten halten, ohne daß ihm mit Rechtsgründen beizukommen wäre. Das Bekenntniß giebt der Gemeinde ein Recht zu fordern, daß ihr der in ihrem Bekenntniß ausgesprochene Glaube gepredigt werde.

Wenn nun trotz der Unentbehrlichkeit von Bekenntnißschriften überhaupt und der inneren Vortrefflichkeit unserer Bekenntnisse in neuester Zeit doch so viel Abneigung gegen dieselben laut geworden ist, so rührt das meistens von gänzlicher Unkenntniß her. Ich weiß nicht, ob Dir die Geschichte von den sibyllinischen Büchern bekannt ist, die eine Wahrsagerin, Namens Sibylle, dem römischen König Tarquinius anbot und, da derselbe wegen der zu hohen Forderung sie ausschlug, drei davon verbrannte und hernach noch drei, bis der König die drei letzten für den ursprünglichen Preis kaufte. Nun äußerte jüngst ein evangelischer Christ, die symbolischen Bücher unsrer Kirche seien sehr unnütz, und Tarquinius würde wohl gethan haben, wenn er auch die drei letzten hätte verbrennen lassen. Siehe, lieber Freund, dieser Mann erlaubte sich ein absprechendes Urtheil über die Bekenntnißschriften und legte dabei die unverzeihliche Unwissenheit an den Tag, daß er die symbolischen Bücher mit den sibyllinischen verwechselte. Forsche nur genauer nach, so wirst Du fast überall die Erfahrung bestätigt finden, daß die meisten, welche mit größter Erbitterung gegen die kirchlichen Bekenntnisse losziehen, sie nie in Händen gehabt, geschweige denn gelesen und durchdacht haben.

Hier muß ich leider mein eigenes Sündenbekenntniß ablegen. Auch ich stand einst nicht im evangelischen Glauben, sondern machte mir so meine eigenen Gedanken über Gott und göttliche Dinge — und wer hätte solche Zeit des Zweifels nie durchgemacht? Damals schmähte

ich auch gewaltig auf die symbolischen Bücher, ohne sie jemals ernstlich studirt zu haben, und bildete mir ein, ich thäte es nur deshalb, weil sie mit der heiligen Schrift nicht stimmten. Aber das war eben nur eine Einbildung, denn von der Schrift verwarf ich auch alles dasjenige, was meiner unerleuchteten Vernunft unbehaglich oder meinem ungebrochenen Willen lästig schien, und die weißen Randstücke meiner Bibel hatte ich mit unzähligen Fragezeichen verunehrt. Da äußerte gelegentlich ein wackerer Geistlicher gegen mich, daß die Bekenntnißschriften unter denen, die sie nie gelesen hätten, die meisten Gegner zählten. Er meinte nicht mich, aber sein Wort schnitt mir tief ins Herz, und als ich nach Hause kam, nahm ich die Augsburgische Confession vor und las und überdachte Wort für Wort und gewann sie bei weiterem Lesen immer lieber; und der allmächtige Gott klopfte gleichzeitig noch mit trüben Lebenserfahrungen bei mir an, und als ich mit meinem Lesen und Er mit seinen Schlägen fertig war, da war ich plötzlich zu meinem nicht geringen Erstaunen aus einem erbitterten Gegner ein entschiedener Verehrer der Symbole geworden. Drum wollte ich Dir rathen, Lieber, sie vor allen Dingen zu lesen und abermals zu lesen, und so es dem Herrn gefällt, auch sein Werk dabei zu treiben, so wird Deine Feindschaft wohl bald in entschiedene Freundschaft umschlagen.

Siebenzehnter Brief.

Fortsetzung.

Du seiest verwundert, schreibst Du, daß für die Symbole, die Du bisher nur als eine Geisteskechtung angesehen habest, sich so vieles zur Entschuldigung oder Rechtfertigung beibringen lasse. Gleichwohl habest Du noch schwere Bedenken auf dem Herzen, von denen Du meinst, daß ich sie nicht werde hinwegräumen können. Daß Du vorher die kirchlichen Bekenntnisse selber lesest, sei um so weniger nöthig, als Deine Bedenken nicht gegen ihren Inhalt insbesondere, sondern nur gegen die Aufstellung von Bekenntnissen überhaupt gerichtet seien. Da entschlüpfest Du mir also doch. Nun ich hoffe, der Tag wird noch kommen, wo Du unsere symbolischen Schriften Deiner Kenntnißnahme würdigest.

Du wirfst zunächst die Frage auf: „Wozu brauchen wir noch Bekenntnißschriften, da wir die heilige Schrift haben?“

Ich antworte darauf: Du verkennst die Bedeutung der heiligen Schrift, wenn Du meinst, daß sie sich zum Symbol eigene. Das Symbol ist ein Zeugniß unsres Glaubens, also eine menschliche That; es soll darstellen, wie die Kirche die geoffenbarte Schriftlehre verstanden habe. Die heilige Schrift ist Gottes Wort, Gottes Forderung an den Menschen; sie ist eine Frage Gottes an uns: „Glaubst Du das?“ und unser Bekenntniß ist die Antwort darauf: „Ja, Herr, wir glauben“ (Joh. 11, 26. 27.). Die Religion kann nicht mit einer Frage schließen; es muß zu einer Antwort, zu einem menschlichen Bekenntniß kommen. Die heilige Schrift kann unser Symbol nicht sein. Denn auf sie, als Grundlage des Glaubens, berufen sich alle christlichen Kirchengemeinschaften, die griechische wie die römische, die evangelische wie die mennonitische. Erklären wir also die Schrift für unser Glaubensbekenntniß, so heißt das mit andern Worten: wir erkennen keinen Unterschied mehr zwischen uns und den Katholiken an, wir geben den Gewinn der Reformation auf. Und das, denke ich, wollen wir nicht zu voreilig thun.

Die Schrift ist aber auch gar nicht Euer Symbol. Ihr zieht zuerst gegen die Kirchenlehre los, unter dem Vorwande, es gelte die Ehre der Schrift, und wenn Ihr damit fertig seid, kehrt Ihr Euch um und wendet Euch gegen die Schriftlehre selbst; denn auch diese Schranke der Freiheit muß ja fallen, damit der Mensch der Sünde ungestraft nach seinem fleischlichen Willen leben könne. Wir kennen dieses Kunststück schon. Berufe ich mich auf eine Kirchenlehre, die du leugnest, so sprichst Du: ja, sie steht zwar im Katechismus, aber nicht in der Bibel. Führe ich Dir eine Bibelstelle dafür an, so muß diese zufällig unecht heißen. Greife ich aus einer anerkannt echten apostolischen Schrift eine Belegstelle der angefochtenen Lehre heraus, so heißt es: „Ja, so spricht zwar der Apostel, aber nicht der Meister;“ und halte ich Dir auch ein Wort des Meisters entgegen, so sagst Du: „Hier hat sich Jesus von Nazareth einer gangbaren jüdischen Vorstellung anbequemt, das meint er nicht so, das muß anders gedeutet werden (als ob er Dir noch besondere Offenbarungen über seine wahre Herzensmeinung ins Ohr ge-

flüstert hätte — echt katholisch!). Und so deutest Du an dem Spruch so lange herum, bis das herauskommt, was Du haben willst. Wirklich, es ist hohe Zeit, daß dieses trügerische Verfahren endlich aufhöre. Habet doch einmal den Muth, aufrichtig zu gestehen, daß Ihr die Schrift eben so wenig anerkennt. Wie viel ist denn dessen, was Ihr gelten laßt? Alle wunderbaren Thatsachen, also beinahe den ganzen Geschichtsinhalt des Neuen Testaments, alle die Reden Jesu, die von der hohen Würde seiner Person handeln, von den Paulinischen Briefen überall den ersten belehrenden Theil, sämmtliche Weissagungen — verwerft Ihr ohne Weiteres. Was außerdem dem natürlichen Menschen nicht zusagt — und dessen ist sehr vieles — erklärt Ihr verblümt oder bildlich; gradezu und ohne Winkelzüge nehmt Ihr in der That äußerst Weniges an. Wie steht es denn da noch um die alleinige Geltung der heiligen Schrift?

Dein zweiter Einwand lautet: „Soll die Verheißung des Erlösers in Erfüllung gehen, daß einst alle Menschen Eine Heerde ausmachen, so müssen die Sonderbekenntnisse, welche die Vereinigung hindern, sämmtlich aufgegeben werden. Man halte doch blos das fest, worin alle übereinstimmen, man stelle ein ganz einfaches Bekenntniß auf, in welchem die verschiedensten Ansichten zusammentreffen, so ist die erwünschte Einigkeit von selber da."

Unbestimmtheit, mein theurer Freund, ist nie ein Fortschritt, sondern eine Vernichtung der Ergebnisse von jahrhundertelangem Nachdenken, ein gewaltsames Zurückschrauben der Menschheit auf einen längst überwundenen Standpunkt. Das Einfache ist der Anfang, aber nicht das Ziel des menschlichen Denkens. Und was wäre denn gewonnen mit einem Bekenntniß, welches so weit gemacht würde, daß die verschiedensten Glaubensansichten darin Raum fänden? Wäre damit schon alles unter Einen Hut gebracht? Keineswegs, lieber Freund! Eine Heerde wünschen auch wir, aber Eine Heerde kann nur unter Einem Hirten gedeihen, und von dem wollen eben die freien Gemeinden nichts wissen. Mit Deinem ganz einfachen Bekenntniß würdest Du die vorhandenen Gegensätze nur vertuschen, nicht ausgleichen, den Schaden nur verdecken, nicht heilen. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe,

Ein Gott und Vater unser aller (Ephes. 4, 4—6.). Das ist das Friedensband, das die ganze Christenheit umschlingen soll, und, wenn diesem Glaubenspanier alle folgen, dann ist die ersehnte Einigkeit im Geiste da; aber sie wird eine Schöpfung des heiligen Geistes und kein willkührliches menschliches Machwerk sein.

Ein wackerer Mann sagt: Glaube ist Hingabe des Gemüthes; der Glaubende will bestimmt wissen, wem er sich hingiebt, und je gewissenhafter er ist, desto genauer wird er den Gegenstand seines Glaubens beschrieben wissen wollen, desto mehr wird ihm vor dem Irrthum bange sein, einem Gegenstande sein Herz, sein innerstes Leben zu schenken, der diese Hingabe nicht verdient. Ich setze hinzu: Es ist ein ebenso unbesonnener als grausamer Rath, nur das festzuhalten, worin alle einig sind, und die streitigen Punkte hinwegzuthun. Denn die Menschen sind eben in den wichtigsten und werthvollsten Dingen uneinig; ja, es liegt in der Natur des Streites, daß ein Mensch dem andern nur das streitig macht oder sich von ihm nicht will abstreiten lassen, was er als ein werthvolles Gut ansieht, und er wird sich daher mit dem Vorschlage, diese für ihn werthvollen Artikel aufzugeben, nie befriedigt fühlen, wird sich nur gezwungen dazu verstehen, und so wird die scheinbar größte Glaubensfreiheit zum größten Glaubenszwange.

Die noch ein wenig weiter gehen, wünschen auch eine Einigungsformel mit den freien Juden. Diese Formel könnte nur im alten Testament gesucht werden, da die Juden das neue verwerfen. Mit andern Worten hieße das also das Christenthum aufgeben, und die Erscheinung Jesu für eine unnütze und verunglückte erklären, da der wesentlichste und wichtigste Theil der Religion schon vor ihm, schon im Alten Testament gefunden werde. Auch das rationalistische Symbol: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, oder die Schillerschen drei Worte des Glaubens: Gott, Freiheit, Tugend (denn die Unsterblichkeit war dem Dichter damals zweifelhaft geworden) suchen unbewußt das Christenthum zu verdrängen, d. h. sie erklären seinen Unterschied von andern Religionen für das Unwesentliche, da auch Juden und Muhamedaner dieses Bekenntniß unterschreiben würden.

Endlich schreibst Du: „Ein feststehendes Bekenntniß hindert durch Beschränkung der Lehrfreiheit die freie Ent-

wickelung der Menschheit; es setzt statt des lebendigen Papstes der Katholiken einen papiernen, der noch viel unerträglicher ist. Es ist für die Geistlichen ein Lehrzwang, für die Gemeinden ein unwürdiger Glaubenszwang; daher befördert es bei jenen die Heuchelei und bei allen hindert der abgeschlossene Glaube die Ausübung der allgemeinen Bruderliebe."

In gewissem Sinn will und soll das Bekenntniß allerdings die Freiheit beschränken, wenn man nämlich unter Freiheit nach der neumodischen Vorstellung menschliche Willkühr versteht. Ohne Beschränkung der Schriftauslegung giebt es keine Kirche; diese entsteht und besteht nur dadurch, daß man sich über eine bestimmte Schriftauslegung geeinigt hat. Und meinst Du denn, daß das Evangelium von Christo noch so wenig erforscht sei, daß es immer von neuem wieder in Frage gestellt werde, daß auch die Haupt- und Lebenssätze noch keine bestimmte und feststehende Erklärung gefunden haben? Gottlob! so undeutlich ist das Wort Gottes nicht; es macht die Schwankungen der Zeitmeinungen nicht mit. Die Kirche darf kein Tummelplatz menschlicher Einfälle sein; bei unbeschränkter Lehrfreiheit würde sie untergehen. Aber innerhalb der Wahrheiten, die man als feststehende erkannt hat, giebt es noch Spielraum genug für die freie Bewegung, und wenn Du Dich einigermaßen mit den Forschungen neuerer Theologen bekannt gemacht hättest, so würdest Du die großartige und vielgestaltige Entwickelung, welche die christliche Erkenntniß in letzter Zeit gewonnen hat, bewundern. Es wird nur verlangt, daß man nicht den Grund- und Hauptlehren des kirchlichen Bekenntnisses zuwider lehre. Wolltest Du nun entgegnen, es sei eben zweifelhaft, welche diese seien, so würde ich Dich bitten, unsre Bekenntnißschriften nur einmal mit rechter Aufmerksamkeit durchzulesen; dann wirst Du finden, daß zwei Lehren in allen Artikeln als maßgebend und grundlegend für alles Uebrige sich geltend machen, nämlich daß die heilige Schrift die einzige Quelle und Richtschnur in Glaubenssachen sei, und daß der Mensch allein durch die Gnade Gottes in Christo gerechtfertigt werde. Wem diese beiden Sätze feststehen, der giebt alles andere mit Freuden zu, ohne sich ängstlich um den Wortlaut einzelner Artikel zu kümmern. Diese beiden Sätze sind zugleich unsere wesentlichen Unterscheidungslehren von der römischen Kirche.

Denn diese stellt dem Worte Gottes die spätere Kirchenlehre, also Menschenwort, und der Rechtfertigung durch den Glauben das Verdienst eigener Werke mit gleicher Geltung zur Seite. Die Lichtfreunde, die uns so oft Neigung zum Katholicismus vorwerfen, widerstreiten gleichfalls jenen beiden Grundlehren; denn neben Gottes Wort haben sie ihr Menschenwort, die Aussprüche der Vernunft, die sogar Richterin der Schrift ist, also höher steht als sie, und statt der Rechtfertigung durch den Glauben, die sie gänzlich verwerfen, lehren sie dem Evangelium zuwider eine Rechtfertigung allein durch menschliche Gesinnung und That. Sie sind folglich die heimlichen Katholiken, und nicht wir; ja! ein Professor der protestantischen Theologie unterstützte seine unevangelische Lehre ausdrücklich durch Berufung auf den römischen Katechismus!!

Einen Lehrzwang gebe ich also innerhalb einer gewissen Grenze zu, der ist aber auch ganz in der Ordnung. Aber ich behaupte, daß dieser papierne Papst, wie Du ihn nennst, um vieles erträglicher ist, als ein lebendiger. Bei den freien Gemeinden darf der Prediger nur lehren, was die Mehrzahl der Mitglieder fordert; diese Forderungen ändern sich aber beständig, und da wird denn das Predigtamt zu einer furchtbaren Knechtschaft. Deutschkatholische Geistliche haben darüber schon manches Klagelied angestimmt. Ist unsere Stellung nicht eine viel würdigere? Wir wissen vorher, für welche Lehre wir uns verpflichten sollen, und diese Lehre ändert sich nicht. Du kannst also auch nicht sagen, daß das Bekenntniß die Geistlichen zur Heuchelei verführe; denn niemand hat sie ja gezwungen, ein Lehramt anzunehmen, und ehe sie sich für ihren Beruf entschieden, kannten sie die Lehre, die sie predigen sollten. Heuchelt also jemand, so war er schon ein Heuchler, als er sein Amt antrat; und nicht die Kirche, sondern er hat es zu verantworten, daß er den mit Füßen tritt, deß Brot er ißt. Hat er aber späterhin seine Meinung geändert, so hindert ihn ja niemand sein Amt niederzulegen, und ein Ehrenmann wird das ohne Zweifel thun. Sagst Du, das Bekenntniß verleite zu Heuchelei, so kannst Du mit demselben Recht dem Gesetz den Vorwurf machen, daß es zur Sünde verführe — also weg mit Gesetz und Bekenntniß! lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile! ein freies Leben führen wir! So toben die Heiden und rathschlagen wider

den Herrn und seinen Gesalbten — möchtest Du darin einstimmen? Aus demselben Grunde kann ich in dem kirchlichen Bekenntniß auch keinen Glaubenszwang für die Gemeinde finden; denn es wird ja niemand gezwungen beizutreten, auch niemand verhindert auszutreten. Ist da Zwang?

Den Vorwurf endlich, daß das Glaubensbekenntniß eine Schranke für die Liebe sei, habe ich um so weniger erwartet, als ich Dir früher schon dargethan habe, daß die Liebe ihre Kraft und ihr Leben erst im Glauben findet. Menschen, die keinen Glauben haben, haben auch Den nicht erkannt, der alle bis zum Tode geliebet hat, und darum fühlen sie, wie es die tägliche Erfahrung zeigt, herzliche Liebe weder zu Christen, noch Juden, noch Heiden. Je lebendiger und bestimmter aber der Glaube bekannt wird, desto herzlicher ist auch die Liebe. Der Vorwurf also, daß Glaubensbekenntnisse die Liebe hindern, schlägt, anstatt zu treffen, in sein Gegentheil um: die glaubenslose Liebe ist keine Liebe mehr.

Hiermit haben wir die Einleitung in den evangelischen Glauben beendigt und treten nunmehr durch die offene Thüre in das Heiligthum selber ein. Gott segne unsern Eingang!

Wir beginnen mit der Lehre von Gott. Ich werde Dich also zunächst um Darlegung Deiner Vorstellung von Gott bitten müssen.

Achtzehnter Brief.

Gott.

Es geht dem lieben Gott in unserer Zeit recht schlecht; er muß so viel von seinen undankbaren Menschenkindern, denen er doch täglich so viel Gutes thut, leiden!

Einige lassen gar nichts von ihm übrig, nicht einmal das nackte Leben. Andere sprechen ihm den Verstand und freien Willen ab; noch andere lassen ihn zwar den Schöpfer sein, aber er hat sich nun zur Ruhe gesetzt, und es geht alles ohne Ihn seinen guten Gang fort. Endlich erheben einige sogar die fürchterliche Anklage gegen ihn, daß er der Urheber alles Bösen sei.

Der bekannteste unter den neueren Atheisten (Gottesläugnern) ist Feuerbach. Seine Beweisführung läuft, wie ein Beurtheiler seiner Schrift bemerkt, kurzgefaßt, auf Folgendes hinaus: „Es giebt keinen Gott; es ist ja sonnenklar, hell wie der Tag, daß es keinen Gott giebt, noch mehr! daß es keinen geben kann. Denn: gäbe es einen Gott, so müßte es auch einen Gott geben, so wäre er nothwendig. Nun aber giebt es keinen Gott, also muß es auch keinen Gott geben, also kann es auch keinen Gott geben, also giebt es auch keinen Gott. Die Gottesverehrung der Völker ist ein Menschenwahn, ein Kinderspiel, eine Einbildung; denn es giebt keinen Gott, weil es keinen geben darf." — Daß es keinen Gott giebt, ist eine Voraussetzung, die Feuerbach in seinem Buch mehr als hundert Mal ausspricht, aber nie und nirgend beweist. Sein geschicktes Verfahren besteht hauptsächlich darin, daß er dieselbe Behauptung wieder und immer wieder bis zum Ueberdruß wiederholt, so daß seine Zuhörer oder Leser aus Müdigkeit und langer Weile zuletzt Ja sagen, damit der Mensch nur endlich stille werde.

Nach Feuerbach macht sich jedes Volk seinen Gott so, wie es selber ist, also nach Maßgabe seiner geistigen Bildung; die roheren Völker suchen sein Bild in der Natur, die fortgeschrittenen denken sich ihn dem Menschen ähnlich. Aber daraus, daß die einen ihn hier, die anderen dort suchen, folgt noch nicht, daß er nirgend ist. Wenn ich etwas an einem falschen Ort suche und etwas Falsches für das Rechte halte, so ist daraus nicht zu schließen, daß das Rechte gar nicht existirt. Im Gegentheil: in dem Suchen, in der Gottesahnung liegt schon die Weissagung des Findens, oder vielmehr der Beweis, daß ich die gesuchte Sache irgend einmal muß gekannt oder besessen haben. Daß alle Völker etwas Göttliches verehren, ist der beste Beweis, daß ein Gott sei; wie sollten sie dazu kommen, Gott zu suchen, wenn kein Gott wäre?

Und wenn kein Gott ist, wie ist dann die Welt entstanden? Feuerbach antwortet sehr einfach: „Es ist eine ganz thörichte Frage, warum überhaupt etwas ist; es ist eben, weil es ist." Aber das ist Kinderrede. Und diese Leute machen einen großen Ruhm von ihrer Wissenschaft? Heißt das nicht an aller Erkenntniß verzweifeln? Anstatt uns zu den ersten Gründen zurückzuführen, läßt man uns bei der Grundlosigkeit stehen und erklärt diesen Standpunkt für den höchsten! Feuerbach meint, wenn man auf die Frage: „Wo-

her die Welt?" die Antwort gäbe: „Gott habe sie gemacht," so sei damit nichts erklärt, so sei man so weit, als man vorher war. Freilich, wenn die Indier auf die Frage: wie denn die Erde in der Luft schweben könne, antworten: ein großer Elephant trage sie, und auf die weitere Frage: von wem denn der Elephant getragen werde, erwiedern: von einer Schildkröte, und zuletzt doch zugeben, daß die Schildkröte in der Luft schwebe, so ist hier der Grund nur von Stufe zu Stufe weiter hinausgeschoben, und man gelangt endlich dennoch an eine unerklärte Grundlosigkeit. Aber mit dem Satz: „Gott hat die Welt gemacht," verhält sich's denn doch ein wenig anders. Denn hier bin ich bei einer Kraft, bei einem Willen angelangt, den die Naturdinge, nach deren Grund ich frage, und die doch so weise geordnet sind, nicht in sich tragen; sie tragen das Zeugniß von ihm nur an sich. Wenn Feuerbach endlich fragt: „Wie kann aus Gott eine Welt entstehen, da doch die Wirkungen eines Geistes zunächst nur Gedanken sind?" so legt er uns selbst die Antwort in den Mund. Zunächst äußert sich der Geist allerdings in Gedanken, aber der Gedanke schreitet fort zur Ausführung, zur That. Erst der Weltgedanke, dann die Weltschöpfung.

Die Schrift sagt: Die Thoren in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott (Ps. 14, 1.). Merke wohl: im Herzen! Es ist in der That nicht sowohl der Verstand des Menschen, der das Dasein Gottes leugnet, als vielmehr sein gottentfremdetes Herz, das sich in seinem unlauteren Gelüst nicht gern von Gottes Geboten will zügeln lassen. Mit dem Herzen steht es nicht richtig bei Atheisten, so wenig wie bei Pantheisten, von denen Du das nächste Mal zu hören bekommen sollst, da ich leider sehe, daß auch Du einige Sympathie mit ihnen hast.

Neunzehnter Brief.

Fortsetzung.

Atheismus und Pantheismus, lieber Freund, begegnen sich darin, daß beide ihre Schöpfung leugnen; nur daß der letztere noch eine Figur stehen läßt, die er Gott nennt. In der näheren Bezeichnung des göttlichen Wesens blieben sich die Pantheisten nicht gleich; bald heißt es der „Weltgeist," bald „das All," bald „die allschaf-

fende Kraft der Natur," bald „die göttliche Materie, aus der alles Werden entspringt und in die alles Gewordene bei seinem Verschwinden wieder zurückkehrt," bald „das ewige Princip des Zusammenhanges der ganzen Welt," bald der oder das „Unendlich-Eine," bald „die lebendige Einheit des Vielen." Solcher Ausdrücke ließen sich mit Leichtigkeit noch viele sammeln. Es kommt aber auf den Namen nicht an, in der Sache bleiben sich all' diese Erklärungen gleich, daß nämlich der reingeistige und überweltliche, der persönliche und lebendige, allwissende und gnädige Gott, wie er sich in der heiligen Schrift geoffenbaret hat, geleugnet und an dessen Stelle eine von der Welt nicht verschiedene, unpersönliche Kraft verehrt wird. Das gestehst Du in Deinem Brief ausdrücklich zu, gebrauchst auch selber verschiedene Umschreibungen des göttlichen Wesens.

Du sagst: „das überweltlich Leere und Unkörperliche, der reingeistige Gott der Bibel, der außer der Welt steht, ist unserer Vernunft fremd, unfaßbar, undenkbar." Gesetzt, es wäre so, folgt denn daraus, daß er nicht existirt? Lieber, ich kann Dir den Grundsatz nie zugeben, daß das für uns Undenkbare um deßwillen auch unmöglich sei. Undenkbar ist für uns alles, was bisher nicht in den Kreis unserer Wahrnehmung getreten ist, was sich nicht geoffenbart hat. Die Kraft der Elektricität z. B. war vor ihrer Auffindung, das Mammuthsthier der Urwelt, so lange man seine Ueberreste noch nicht gesehen hatte, etwas für die ganze Menschheit schlechthin Undenkbares, weil etwas Aehnliches noch nicht zur Erscheinung gekommen war, und doch wirst Du ihnen die Existenz nicht absprechen wollen.

Und was soll denn an der biblischen Gottesvorstellung eigentlich das Undenkbare sein? Du schreibst: „Dem schlechthin Vollkommenen und rein Geistigen kann ich kein Dasein zugestehen, weil Dasein immer ein zeitlich und räumlich beschränktes Sein bezeichnet." Freund! läuft das nicht auf ein bloßes Wortspiel hinaus? Du betonst in dem Dasein das Wörtlein da und meinst: wenn ich dem höchsten Wesen Dasein beilege, so weise ich ihm einen bestimmten Ort an, wo es sich aufhalten soll, so sage ich, es sei hier oder da. Diesen Sinn wirst Du doch der heiligen Schrift nicht unterschieben wollen, die mit solcher Entschiedenheit die Allgegenwart Gottes be-

hauptet, die sogar von dem Reiche Gottes sagt, es sei nicht hier oder da, sondern inwendig in uns. Um Worte wollen wir nicht feilschen; ich bin ganz zufrieden, wenn Du dem Quell alles Lebens nur das Sein zugestehst; es ist doch ein viel höheres als unser beschränktes Sein. — Du bemerkst ferner: Die Bibel setze Gott über die Welt. Du könnest ihn Dir aber nur in der Welt denken. Bester Freund! setzt die Bibel ihn nicht auch in die Welt? lehrt sie nicht ein tägliches Einwirken und Eingreifen Gottes in die Welt? läßt sie nicht alles, was da lebt und webt, von seinem Geist erfüllt sein? Wir in ihm und Er in uns, das ist die biblische Vorstellung. Die Schrift lehrt aber, daß Er, obgleich in der Welt wirksam und alles Daseins Ursache, doch seinem Wesen nach von ihr verschieden und über sie erhaben sei.

Und nun muß ich Dir aufrichtig bekennen, daß ich im Gegentheil an Deinem Gottesbegriff viel Widersprechendes finde. Du verwahrst Dich dagegen, für einen Gottesleugner gehalten zu werden, Du verehrest dieses große unbekannte Wesen, wie nur irgend einer es verehren und anbeten könne, aber es sei und bleibe unaussprechlich, unausforschlich, unbegreiflich. Wie kannst Du etwas verehren, mein Theurer, was Du nicht kennst? Zwar klagt auch David: „Solch Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann es nicht begreifen" (Ps. 139, 6.), und Paulus bekennt: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege" (Röm. 11, 33.). Gewiß, mit unserm Denken werden wir ihn nie ganz ausmessen; aber es ist sein Wohlgefallen gewesen, sich erbarmend zu uns herabzulassen, und seitdem er uns in Christo handgreiflich nahe getreten ist, können wir doch wahrlich nicht mehr trauern, daß wir von ihm nichts wissen. Wir wissen nicht alles von ihm, aber doch so viel, als er uns von sich geoffenbaret hat, und er hat uns so viel geoffenbart, als uns zu unserm Heil zu wissen nöthig ist.

Du glaubst gleichwohl, daß Gott und Welt unzertrennliche Vorstellungen seien, weil Du Dir eine Schöpfung der Welt in der Zeit, einen Anfang derselben nicht denken kannst; sie sei so gut, wie Gott, von Ewigkeit her. Aber verzeihe, mir wird es grade schwer, an eine vorzeitliche Schöpfung der Welt zu denken. Denn unter Welt versteht doch jeder vernünftige Mensch das Geschaffene, und nach unserer Vorstellung ist der Schöpfer doch immer eher,

als das Geschaffene, gleichwie der Werkmeister eher ist, als das Werk. Auch scheint mir die Ansicht, daß die Welt ewig sei, durch die neuere Naturforschung aufs schlagendste widerlegt zu werden. Das Innere der Erde giebt bekanntlich Zeugniß von verschiedenen Erdrevolutionen; nun finden sich in den ältesten Schichten Ueberreste von Pflanzen, aber keine aus dem Thierreich, ein Beweis, daß die Thierwelt schon nicht von Ewigkeit her ist. Und Du kannst nicht sagen, das sei bloße Formveränderung; die Thierwelt ist keine neue Form der Pflanzenwelt, diese keine neue Form der Mineralwelt, sondern ein durchaus anderes Sein, eine neue Schöpfung. Von Menschen finden sich gar keine Versteinerungen; es war also eine Zeit, wo es keine Menschen gab; folglich müssen sie durch einen allmächtigen Willen geschaffen worden sein. Oder willst Du sagen: durch ein zufälliges Zusammenstoßen der verschiedenen Urstoffe seien die gegenwärtigen Gestalten hervorgegangen? Lieber, dann müßten die Gestalten nicht überall den Stempel der Verständigkeit an sich tragen, sondern planlos entstanden sein. Die Natur zeugt in allen ihren Werken von der höchsten Weisheit, und ist doch selbst kein weises und denkendes Wesen. Daß z. B. die Erde aus dem Samenkorn eine neue Pflanze hervorbringt, ist eine unendlich weise Einrichtung; und doch können wir diese verständige Absicht weder der Erde noch dem Korn unterlegen, müssen also hinter beiden ein denkendes Wesen voraussetzen, das jene Absicht gefaßt hat. Daß die Erde sich täglich um sich selbst und jährlich um die Sonne bewegt, geschieht nicht zufällig, denn es ist eine geregelte und planvolle Bewegung, von den wohlthätigsten Wirkungen begleitet. Die Erde hat diesen Gedanken nicht selbst erzeugen können, sie geht also willenlos am Gängelbande eines fremden Gedankens. Nennst Du es ein weises Naturgesetz, so ist damit nichts erklärt, denn ein bloßes Gesetz kann nicht der letzte Grund sein, sondern hinter dem Gesetze suche ich nothwendig den Gesetzgeber. Selbst wir Menschen, die wir doch verständige Wesen sind, haben uns die weise und höchst zweckmäßige Einrichtung unsres Körpers nicht selbst gegeben, nicht selbst erdacht, sondern sie unbewußt empfangen. Vom kleinsten Thiergeschlecht, wovon Millionen Exemplare in Einem Fingerhut Raum haben, bis zu dem Elephanten, der Bäume niederreißt, vom Schimmel, der auf dem Käse wächst, bis zu der majestätischen Eiche — überall eine

Weisheit, die weit über die Fassungskraft dieser Geschöpfe hinausgeht. Das Element, in dem sie sich bewegen, die Luft, die sie einathmen, der Weltkörper, der sie trägt — alles ist aufs günstigste für sie zubereitet, alles zeugt von Plan, Ordnung und Nachdenken. Nun frage ich Dich: ist es nicht viel wunderlicher, das Dasein und Bestehen der Welt und alles dessen, was in ihr lebt, von einem günstigen Zusammentreffen und einer täglichen Wiederholung von lauter glücklichen Zufällen abhängig zu machen, als an Einen großen Werkmeister zu glauben, der das alles durch seine Allmacht hervorgebracht, durch seine Weisheit geordnet hat?

Diese Frage überdenke Dir ein wenig!

Zwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Deine schöpfungsleugnerischen Gedanken nimmst Du also zurück? Sehr brav, lieber Freund! Aber daß Du nun den großen Gott allein auf das Gebiet der Schöpfung beschränken willst und ihm seine väterliche Fürsorge, seine Weltregierung streitig machst, finde ich auch nicht in der Ordnung. Vielleicht einigen wir uns auch in diesem Punkt. Du näherst Dich hiermit einer dritten Vorstellung, wonach das Schicksal (Fatum) an Gottes Stelle gesetzt wird (Fatalismus). Zwar eine göttliche Weltregierung im Allgemeinen leugnest Du nicht, scheinst aber doch in jedem einzelnen Fall ein thätiges Eingreifen der göttlichen Macht und Gnade in Abrede zu stellen, erkennst also die Leiden, die uns begegnen, nicht als Strafe oder Zuchtmittel, die Freuden nicht als Gaben der göttlichen Liebe an. Nach Deiner Vorstellung hat Gott die Welt von vorn herein so vollkommen eingerichtet, daß sie sich selbst erhält und auch ohne sein Dazwischenkommen ruhig ihren Lauf verfolgt. Einmal aufgezogen gehe das Räderwerk der Schöpfung seinen geregelten Gang fort, und darin eben zeige sich die Größe des Werkmeisters.

Aber wird nicht nach dieser Ansicht der Meister zum Knecht seines eigenen Werkes? erklärt man ihn damit nicht für die entbehrlichste Person in der ganzen Welt? Was hat er denn fürder noch zu thun? Er schafft die Welt und legt sich dann auf's Ohr und schläft richtig die ganze

Weltgeschichte durch, die ohne ihn fortgeht. Wie stimmt das zu dem Wort der Schrift: Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht (Ps. 121, 4.)? Nach Deiner Vorstellung hast Du dem lieben Gott weder für tägliche Wohlthaten zu danken, noch kannst Du ihn mit Zuversicht um etwas bitten, noch hast Du seine Strafe zu fürchten; ich aber kann solch einen Gott nicht brauchen.

Die alten Spartaner hatten einen König, Lykurg genannt; der gab ihnen vortreffliche Gesetze und ließ sie schwören, dieselben bis zu seiner Rückkehr unverbrüchlich zu halten. Und nun fuhr er über See — auf Nimmerwiederkehr. Das hatte aber in seiner Absicht gelegen, er wollte, daß das Volk die Gesetze nie abschaffe. Ganz so macht es Euer Gott. Er giebt seiner Welt Gesetze, und nun läßt er nimmer wieder etwas von sich hören.

Wenn z. B. irdische Leiden immerhin ihre natürliche Ursache haben, so folgt doch daraus keineswegs, daß sie um deßwillen keinen höheren, von Gott geordneten Zweck verfolgen. Es kommt nur darauf an, daß wir die Sprache Gottes in der Natur verstehen und wohl beherzigen, was sie uns sagt. Der gottselige Jung-Stilling giebt dazu folgendes treffende Gleichniß: Wenn ein Hausvater seinem Gesinde den Wecker an der Uhr auf zwei Uhr Morgens stellt, so will er, daß es um diese Stunde aufstehe und an die Arbeit gehe; gesetzt nun, der gescheidte Knecht hört den Wecker rasseln, denkt aber dabei: das geht ja ganz natürlich zu, die Uhr ist nun einmal so eingerichtet, daß sie rasseln muß, folglich darf ich es mir nicht zu Herzen nehmen, sondern kann ruhig weiterschlafen — wird sein Herr damit zufrieden sein? Das Stellen des Weckers ist allerdings eine natürliche Einrichtung, aber der Herr hat doch diesmal die Absicht damit verbunden, den Knecht um zwei Uhr zu wecken, damit er an die Arbeit gehe. Ist es mit den Leiden, die Gott uns sendet, nicht eben so? ist es nicht eine große Thorheit, wenn wir sie unbeherzigt lassen und so des höheren Gewinnes, der uns damit zugedacht war, uns berauben?

Den 4. August 1796 war im Mümpelgardischen ein heftiges Gewitter; ein frommer Bauer flüchtete sich unter einen Baum, und es gesellten sich ihm fünf französische Soldaten bei, die Christum aus dem Herzen verloren hatten. Diese fluchten und lästerten Gott, ja, einer ging in

seinem Trotz so weit, daß er sein Gewehr gen Himmel richtete, als wollte er den allmächtigen Gott erschießen. Aber meinst Du, daß der sich ungestraft verhöhnen ließ? Der Bauer entfernte sich, weil es ihm in solcher Gesellschaft zu grausig wurde, und kaum war er wenige Schritte davon, so fuhr ein Blitzstrahl aus der gerechten Hand Gottes auf den Baum hernieder und erschlug die fünf Soldaten. Wolltest Du nun hierin kein göttliches Strafgericht erkennen, oder gar die Gegenfrage thun: „was würdest Du aber sagen, wenn der Blitz den frommen Landmann miterschlagen hätte?“ so ist meine Antwort diese: für den Bauer wäre ein plötzlicher Tod kein Unglück gewesen, da er mit seinem Gott in Frieden lebte, folglich seiner Seligkeit gewiß war; aber waren wohl jene Gotteslästerer auf die Ewigkeit vorbereitet und für die Seligkeit reif? Für sie war solch plötzliches Dahinsterben mitten in ihrer Sünde und Unbußfertigkeit ein Strafgericht, vor dessen letzten Folgen uns schaudern muß. Kurz, mir scheint die Ansicht, daß Ereignisse, darum weil sie auch ihre natürlichen Ursachen haben, nicht von Gott geordnet seien, sehr unhaltbar.

Zur Stütze dieser thörichten Lehre beruft man sich darauf, daß die Naturgesetze unabänderlich seien. Das ist aber eine eitle Anmaßung. Sind wir denn schon so tief ins Innere der Natur eingedrungen, daß wir mit Sicherheit sagen können, dies oder das widerstreite ihren Gesetzen? Der Schmetterling, dessen Lebenslänge nur vom Morgen bis zum Abend reicht, würde das Naturgesetz aufstellen: „Auf Erden ist's ewig hell!“ denn er hat keine Nacht erlebt. Die Schwalbe, die den Winter durchträumt, würde die Lehre verbreiten: „Auf der lieben Erde blüht beständig ein lustiger Sommer!“ Wir Eintagsfliegen, wir Sommerinsecten wollen dem Herrn der Welt die Gesetze vorschreiben, wonach er seine Handlungen einzurichten hat? Ach! die liebe Demuth thut unsrer Zeit so sehr noth. Haben gründliche Naturforschungen nicht öfter schon dargethan, daß manche ehedem für fest und unbeweglich gehaltenen Gesetze im Lauf der Weltgeschichte sich wirklich geändert haben? Wir sagen: im Süden ist es heiß, im Norden ewig kalt; und doch hat man in neuerer Zeit aus dem Eise Sibiriens Elephanten ausgegraben, die allen Erfahrungen zufolge nur in heißen Gegenden leben können; es muß also in der Urwelt im Norden warm gewesen sein. Man hat Knochen von Riesenthieren gefunden, deren Gat-

tung ausgestorben ist — untergegangene Schöpfungen, abgeänderte Naturgesetze!

Nach der biblischen Lehre regiert ein lebendiger Gott die Welt, ohne dessen Willen kein Vogel vom Dach, kein Haar von unserm Haupte fällt, und was wir erleben, das geschieht weder nach einer starren Nothwendigkeit noch durch das Blindekuhspiel des Zufalls, sondern nach unsres Gottes Rath und Fügung. Dieser Glaube nährt und belebt sich am besten durch die Erfahrung. Aber wie macht man Erfahrungen der Art? Die macht nur der, welcher glaubt. Wer von dem göttlichen Walten nichts sehen will, der sieht auch nichts. Ich versichere Dich, es geht kein Tag hin, wo ich nicht Spuren der allwaltenden Vorsehung meines Gottes bemerke, und das macht mich sehr glücklich. Laß Dir eine Geschichte erzählen.

Ich kenne einen Mann, der badete einst in der See; es sind nun 26 Jahre her. Er war Vater von acht noch unerwachsenen Kindern und ihr einziger Versorger. Der eine seiner Söhne schwamm in die See hinein und rief plötzlich um Hilfe; der Vater setzte sein Leben dran, um ihn zu retten, und — zufällig gelang es. Da riß ihn selbst eine Welle fort, und seine händeringende Familie gab ihn bereits verloren. Aber zufällig erblickte man in ziemlicher Entfernung mehrere Menschen; sie wurden herbeigeholt. Zufällig maß einer unter diesen seine sechs bis sieben Fuß, konnte also weit in die See hineingehen. Auch das hätte noch nichts geholfen, wenn dieser Mensch nicht zufällig eine lange Stange mit einem Fischernetz bei sich gehabt hätte. Die hielt er in die See hinein, um den Ertrunkenen aufzufischen, aber sie reichte nicht aus. Da kam zufällig eine mächtige Welle und warf den schwimmenden Leichnam ins Netz. So wurde er ans Ufer gebracht, nachdem er mehr als eine halbe Stunde im Meere gelegen; aber zufällig war noch Leben in ihm, und, wenn auch eine langwierige Krankheit ihn darniederstreckte, so kam er doch glücklich durch und lebt bis auf diesen Tag, und nun sind alle seine Kinder längst erwachsen und freuen sich, daß sie ihren Vater noch haben. — War diese Rettung wirklich aus lauter wunderbar günstigen Zufällen zusammengesetzt? Oder erklärt sie sich nicht leichter durch eine mächtige Gnadenhand, die dabei ihr Werk gehabt? Freund! der Gerettete ist mein lieber Vater! Wehe der Stunde, wo ich den lebendigen und barmherzigen Gott,

der mir den Vater gerettet hat, mit dem blinden Zufall vertausche oder mit einem todten Naturgesetz!

Erlebe Aehnliches, mein Theurer, oder achte nur auf das, was Du erlebt hast, durchblättere aufmerksam das Buch Deiner Vergangenheit, aber ohne die augentrübenden Vorurtheile des Unglaubens, verfolge von nun an die Wege Gottes genau, wie er Dich sorgsam an der Hand hält und Dich vor tausend Gefahren Leibes und der Seele bewahrt — und Du wirst Dich dem Glauben an solche Gnadenführungen wohl schwerlich entziehen können. Die Welt ist, wie Jerusalem, eines großen Königs Stadt; drum geht's da überall fein ordentlich zu und wird ein gut Regiment geführt. Der große König kennt die Seinen und schützt sie in der Noth, und kennt mancher ihn nicht, so stattet er demselben Besuch auf Besuch ab, bis er ihn kennen lernt, und dann wird's besser mit demselbigen Menschen. Und erscheint er auch anfangs in wunderlicher Vermummung, allmählig nimmt er die Maske ab, bis der Mensch ausruft: Es ist der Herr (Joh. 21, 7.)!

Höre ein Paar Beispiele von solchem wunderbarlichen Thun des Herrn. Ein gottloser Mensch verachtete die Predigt des göttlichen Wortes. Nun stand einmal die Aufführung eines schönen Gesanges in der Kirche bevor; den wollte er gern hören, drum ging er hinein. Aber als die Musik zu Ende war, konnte er nicht wieder hinaus, weil die Kirchthüre verschlossen war. Um nun von Gottes Wort, das er für Thorheit hielt, nichts zu hören, hielt er sich während der Predigt beide Ohren zu. Aber Gott wußte Rath, oder, wie Du sagst, der Zufall. Genug, es setzte sich eine Fliege auf des Frevlers Nase, und um sie wegzujagen, mußte er die Hand vom Ohre entfernen. Es fügte sich aber, daß der Prediger in diesem selben Augenblick die Worte sprach: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Und der Mann kann nun nicht anders, als hören, und thut es mit immer wachsender Aufmerksamkeit, und Gottes Gesetz tönt ihm wie des Donners Stimme, und dazwischen schallt das Evangelium von Christo wie Silberklang. Und er weint Thränen der Buße und geht hinaus als ein neuer Mensch, und im Himmel wird ein Freudenfest gefeiert.

Ein Beamter vom Lande, der nie in eine Kirche kam, hatte an einem Sonntage in Kiel zu thun. Gegen zwei Uhr Nachmittags führt ihn sein Geschäftsgang an der

Kirche des gottseligen Claus Harms vorbei, und hier fängt's grade an sehr stark zu regnen. Er sieht sich also genöthigt, in die Kirche einzutreten, um wenigstens trocken zu stehen. Aber da führt Gott ihn aus der Wassertaufe in die Feuertaufe. Es beginnt eben die Predigt, und Claus Harms predigt gut; der Fremde hört zu, vergißt das Weggehen, tritt immer näher zur Kanzel und hört die Predigt zu Ende. Ungläubig eingetreten, geht er gläubig hinaus; und statt nach dem Geschäft zu gehen, geht er in sein einsames Logis und denkt über das Erlebte und Gehörte nach.

Die junge lebenslustige Fürstin Gallizin ging im vollen Jugendglanz und im vollen Putz der Eitelkeit ins Theater. Da begegnet ihr ein altes wahnsinniges Weib und ruft: „Ja, Fräuleinichen, wenn nur keine Hölle wäre!" Dieses Wort wird eine Stimme Gottes für ihre Seele und der erste Anlaß ihrer Bekehrung.

Frage: wer hat die Fliege geschickt und den Regen und die Wahnsinnige? O mein Bester, beschränke doch nicht des großen Gottes Walten! Er hat tausend Wege, um in Sünderherzen einzukehren, tausend Seile, die seine Liebe ausspannt, um Verlorene an sein Herz zu ziehen. Was er einst zu seinem Propheten sprach, das läßt er durch ihn uns allen melden: Ich habe dich je und je geliebt, drum habe ich Dich zu mir gezogen aus lauter Güte (Jer. 31, 3.). Und in wem noch ein Fünkchen frommes Gefühl ist, der wird doch dieser Liebesversicherung mehr trauen als dem Wahnglauben, als sei alles Zufall. Gehabe Dich wohl! Verlaß Dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß Dich nicht auf Deinen Verstand; dünke Dich nicht weise sein, sondern fürchte den Herrn und weiche vom Bösen (Spr. Sal. 3, 5. 7.).

Einundzwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Es bleibt noch eine vierte Vorstellung zu berücksichtigen, wonach man Gott zum Urheber des Bösen macht. Man sagt, das Böse diene zur Entwicklung der Menschheit, habe also dieselbe Nothwendigkeit, wie das Gute, sei eben so berechtigt wie der Schmerz; der böse Mensch erfülle den Willen Gottes nicht minder als der gute, wenn auch das Böse sich an ihm bestrafe. Die

Welt bestehe nur durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte; daher dürfe das Princip der Liebe nicht ohne das Princip des Hasses sein, denn durch beide zusammen werde erst ein harmonisches Ganze erzeugt.

Dies scheint mir nun die ärgste Gotteslästerung zu sein, die man nur aussprechen kann. Wer die Ungöttlichkeit des Bösen nicht mehr anerkennt, der hat auch keinen Gott mehr. Denn die Heiligkeit ist mit dem Begriff des vollkommensten Wesens so nothwendig verbunden, daß man ohne sie sich nichts Vollkommenes denken kann. Wer sich den lieben Gott so überaus nachsichtig und gütig denkt, daß er auch das Böse an uns gut heißt und fünf gerade sein läßt, daß er uns auch die unbereute Sünde ohne viele Umstände vergiebt, daß die Sünde überhaupt in unser Verhältniß zu Gott keinen Zwiespalt hinein bringt, der tritt nicht nur das ganze Christenthum mit Füßen, der macht Gott auch zu dem schlechtesten aller Väter, ähnlich dem Eli, der von der Sünde seiner Söhne wußte und nicht einmal sauer dazu sah.

Du hast Dir diese Ansicht nicht ausdrücklich angeeignet, folglich kann ich darüber hinwegeilen. Doch machst Du einige Bemerkungen, die damit im Zusammenhang stehen. Du scheinst nämlich das Böse in gewissem Sinne mit den Leiden des Lebens auf eine Linie zu stellen und beiden mit gleicher Nothwendigkeit ihren Platz in der göttlichen Weltordnung einräumen zu wollen. Darin kann ich Dir nicht beistimmen; denn ich lasse mir den heiligen Gott nicht nehmen. Die Leiden bereitet der Mensch sich selbst durch seine Sünde, und selbst diejenigen Uebel, die er nicht unmittelbar sich zugezogen, sind eine Folge der allgemeinen Sündhaftigkeit. Daher sagt Jeremias: „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde" (Klagel. 3, 39.). Jedes Leiden will also als eine Strafe Gottes angesehen sein und ist somit grade ein Beweis seines heiligen und gerechten Willens. Aber die Strafe ist in Gottes Hand zugleich eine Züchtigung; er will durch die Trübsal uns zur Glaubensstärkung, zur Heiligung und zum Heil führen. Sie ist also eben so oft ein Zeugniß seiner Liebe als seiner Gerechtigkeit. Daher heißt es schon im A. T. und im N. wird es wiederholt: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er (Spr. 3, 12. Hebr. 12, 6.).

Du erkennst zwar die Heiligkeit Gottes an, kannst

Dir aber in ihm keinen Zorn denken. Nun freilich, menschlicher, sündlicher Zorn ist bei dem heiligen Gott nicht zu denken; aber so wahr er dem Bösen feind ist, muß er diesem auch zürnen. Sein Zorn ist ein heiliger Zorn, und den fühlt jeder nicht ganz verstockte Sünder in der Angst seines Gewissens. Und alle Heiligen fürchten sich vor ihm; und wehe dem, der es nicht thut!

Du kannst auch nicht zugeben, daß Gott den bösen Menschen hasse, und darin hast Du ganz Recht. Er haßt nicht den bösen Menschen, sondern haßt nur an ihm das Böse; an dem Menschen hat er immer noch etwas zu lieben; das ist der Ueberrest seines eigenen Ebenbildes. Er giebt nicht blos den Gerechten, sondern auch den Ungerechten Regen und Sonnenschein (Matth. 5, 45.); ja er hat auch grade für die Letzteren seinen Sohn dahin gegeben und arbeitet noch unermüdlich an ihren Seelen, um das verunstaltete Ebenbild wieder zu erneuern. Das ist alles ein Beweis seiner Liebe. Und doch wirst Du mir zugeben müssen, daß seine Liebe zu dem unbußfertigen Sünder eine andere ist als die zu dem bußfertigen; jene ist eine trauernde (Jer. 8, 21; Jer. 43, 24.), diese eine fröhliche (Luc. 15, 10.).

Du wendest auch ein, man müsse den Zorn und Haß darum von Gott fern denken, weil Beides eine Leidenschaft, also etwas menschlich Beschränktes sei. Aber, bester Freund, ist denn die Liebe nicht auch eine Leidenschaft? Nimmst Du es mit der Uebertragung menschlicher Eigenschaften auf das göttliche Wesen ganz genau, so behalten wir durchaus gar keine Aussagen von Gott übrig. Denn alle unsere sprachlichen Ausdrücke bezeichnen ursprünglich etwas leiblich-Sichtbares, wie das nicht anders sein kann. Du mußt dann Gott auch nicht „Geist“ nennen, denn „Geist“ kommt ja her von „gießen;“ Du mußt ihn nicht Herr, nicht Richter, nicht Vater nennen, denn das sind ja allzumal Bezeichnungen von menschlich beschränkten Verhältnissen.

Aus allem bisher Gesagten wird es sich nun von selbst ergeben, wie die Bemerkung, die Du am Schlusse Deines letzten Briefes machst, zu beurtheilen sei. „Wenn wir auch für das göttliche Wesen,“ sagst Du da, „verschiedene Namen und Bezeichnungen anwenden, so solle ich doch keine Unterschiede hervorpressen, wo keine seien; wir glauben ja doch alle an Einen Gott.“ Mit dieser Redensart, lieber Freund, treibt man viel Mißbrauch. Man

meint: weil nur Ein Gott da ist, so glauben auch alle, die nur Einen Gott verehren, an einen und denselben Gott; aber das ist ein unrichtiger Schluß. Die gegenwärtigen Juden, die Christum, also die erlösende Liebe Gottes leugnen, haben einen Gott, dem nach unsrer Vorstellung das Allernothwendigste und Preiswürdigste fehlt, also einen andern Gott, als wir. Der Pantheist versteht unter Gott eine willenlose Kraft; wir Bibelgläubigen glauben an einen persönlichen Gott. Die Fatalisten haben einen unthätigen, wir einen lebendigen und allwirksamen Gott. Andere leiten das Böse aus Gottes Willen her, wir halten den heiligen Gott fest. Nach der Vorstellung vieler hat die zeitliche Trübsal keinen höheren gottgeordneten Zweck; jeder muß zusehen, wie er da durchkomme; wir aber glauben, daß Gott durch den Schmerz wie die Freude uns zu sich ziehen und segnen wolle. Das sind nicht blos verschiedene Bezeichnungen Gottes, das sind grundverschiedene Götter. Ihr habt keinen Gott, auf den Ihr herzlich vertrauen könnt; Ihr werfet Euer Vertrauen weg und behaltet die Sorgen auf Eurem Herzen. Wir aber sagen:

Er mein Vater, ich sein Kind!
O das klingt so lieb und lind,
O das klingt wie Orgelton,
Hab's gelernt vom Gottessohn.

Und das ist gewißlich wahr, und in diesem Glauben will ich leben und sterben.

Das nächste Mal reden wir vom **Menschen**, und da haben wir denn die Sünde genauer ins Auge zu fassen, als es heute geschehen konnte.

Zweiundzwanzigster Brief.

Der Mensch.

Ist die Religion **Gemeinschaft** des **Menschen mit Gott**, so müssen wir, nachdem wir das eine Stück dieser Verbindung, nämlich **Gott**, betrachtet haben, nunmehr zur Betrachtung des andern, nämlich des **Menschen**, übergehen.

Aus der Hand Gottes kann nichts Schlechtes hervorgehen. Er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe! es war sehr gut (1 Mos. 1, 31.). So ist denn auch der Mensch nicht als ein Sünder, sondern unschuldig

von Gott erschaffen worden; die Schrift sagt: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn (1 Mos. 1, 27.). Die ursprüngliche Gottähnlichkeit des Menschen giebst Du zu, lieber Freund; nur in der Frage, worin dies göttliche Ebenbild bestanden habe, sind wir uneinig. Du findest es in der Vernunft und im freien Willen, wodurch der Mensch sich von den Thieren unterscheide. Aber diese beiden Kräfte können sich auch auf das Böse richten, können also den Menschen Gott sehr unähnlich machen, ja das Gegentheil von Gott, einen Teufel, aus ihm erzeugen. Wir haben schon früher gesehen, daß das Einzige, was den Menschen wesentlich über die Thierwelt erhebt, die Gemeinschaft mit Gott ist, die Religion. Das göttliche Ebenbild bestand also darin, daß das menschliche Wesen ein ungetrübtes Spiegelbild des göttlichen war. Der menschliche Wille war völlig eins mit dem göttlichen; der Mensch lebte in angeborner, nicht selbst erworbener Gerechtigkeit, d. h. das Gute war ihm etwas Natürliches. Und da der Irrthum als verkehrte Erkenntniß immer erst aus der Sünde, aus der Verkehrtheit des Willens hervorgeht, so lebte er auch in ungetrübter Gotteserkenntniß. Da endlich auch das Elend erst ein Erzeugniß des Abfalls von Gott ist, so folgt aus der ursprünglichen Gerechtigkeit des Menschen auch seine innere Beseligung, sein ungestörter Frieden mit Gott. Die Möglichkeit zu sündigen war freilich in ihm, sonst hätte er ja später nicht sündigen können. Aber die Möglichkeit ist nicht ein Keim, woraus die Sünde sich mit Nothwendigkeit entwickelte. Gott wollte die Sünde nicht; daß sie aus der Möglichkeit in Wirklichkeit überging, das war des Menschen That; daß dieser Uebergang nicht in Gottes Willen lag, ersehen wir daraus, daß er, gleich nachdem die Sünde vollbracht war, den Rathschluß der Erlösung faßte (1 Mos. 3, 15.).

Uneinig sind wir ferner in Betreff der Dauer des göttlichen Ebenbildes. Du sprichst in Deinem Brief die Meinung aus, daß wir alle noch in demselben Zustande wie Adam auf die Welt kommen, während die heilige Schrift und die Erfahrung einmüthig lehren, daß in dem natürlichen Menschen die ursprüngliche Gottähnlichkeit, wenn gleich nicht gänzlich verschwunden, doch auch nicht ungetrübt mehr vorhanden ist. Moses klagt: Das Dich-

ten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf (1 Mos. 8, 21.). In den Psalmen (14, 2. 3.) heißt es: Der Herr schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob jemand klug sei und nach Gott frage; aber sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer. Hiob (14, 4.) sagt: Wer will einen Reinen finden bei denen, da niemand rein ist? und ähnlich Salomo (Pred. 7, 21.): Es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige. Jesaias (64, 6.) schreibt: Nun sind wir allesammt wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid. Und dieselbe Klage bestätigt das Neue Testament. Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten (Röm. 3, 23.). Ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft; denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes (Röm. 7, 14. 18.). So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns (1 Joh. 1, 8.). So vielen und so deutlichen Zeugnissen der heiligen Schrift gegenüber behaupten, daß der Mensch von Natur gut sei, ist schon immer etwas Bedenkliches.

König Christian IV. von Dänemark, ein frommer Regent, hatte einmal einen neuen Beichtvater angenommen. Dieser redete ihn in der Beichte an, wie man sonst zu Königen spricht: „Eure Königliche Majestät!“ Aber das war dem frommen Fürsten gar nicht recht; er unterbrach den Redner gleich bei diesem ersten Wort: „Wo ist hier eine Majestät? ich liege hier im Staube vor Gott und bin ein armer Sünder.“ Freund! prüfe Dich ernstlich und höre mit diesem Geschäft nicht eher auf, als bis Du die Antwort herausgebracht hast: „Ich bin ein armer Sünder.“ Dies Bekenntniß ist der Anfang zum Heil, und wer das glücklich heraus hat, mit dem geht's in raschen Schritten weiter.

Aber den allgemeinen Satz, daß jeder Mensch ein Sünder ist, giebst Du ja zu; Dein Fehler besteht nur darin, daß Du daraus keine Folgerungen ziehest, daß Du ihn nicht auf Dich selbst anwendest. Ich will Dir

sagen, wem Du gleichst. Es hatte sich ein Weib einst freiwillig als eine Büßerin einsperren lassen; eine Magd mußte ihr durch das kleine Thürfenster die nöthigste Speise reichen. Sie wurde von vielen Leuten besucht und saß dann in ihrer Klause mit niedergeschlagenen Augen und klagte, daß sie eine gar große Sünderin und um ihrer Sünde willen nicht werth sei, das Licht der Sonne zu sehen. Die Magd hörte das täglich, und da nun auch einmal Leute kamen und sie fragten, was sie von ihrer Frau hielte, so antwortete sie, sie glaube, daß sie eine der ärgsten Sünderinnen sein müsse, die jemals die Erde getragen habe. Dies hörte drinnen die Frau und fuhr wüthend auf und rief: „Das lügst du, ich bin ein fromm und ehrlich Weib.“ „Ach,“ sprach die Magd, „entrüstet euch nicht, werthe Frau; ihr habt selbst so oft von euren Sünden gesprochen, daß ich wohl glauben mußte, ihr redetet die Wahrheit.“ Hinter dem demüthigen Bekenntniß: „Ich bin ein Sünder,“ steckt also doch oft die hochmüthige Meinung: „Aber das hat nicht viel auf sich, ich bin doch von Natur gut und Gott ähnlich.“

Aber sieh Dich einmal genauer an, so wirst Du kaum in Abrede stellen können, daß Du von Natur die Finsterniß mehr liebst als das Licht, daß in Dir unbestreitbar ein Reiz nach dem Verbotenen liegt. Hat doch das sogar ein Heide erkannt:

> „Gern zu Verbotenem neiget sich der Mensch und begehrt, was versagt ist.“

Findest Du nicht, wenn Du Dich ernstlich prüfst, einen dunkeln Punkt in Dir, der in trüben Augenblicken eine gänzliche Verfinsterung über den inneren Menschen verbreitet, der in bessern Stunden zwar, von der Liebe Christi durchleuchtet, sich verkleinert, aber doch nie ganz verschwinden will? findest Du nicht mit einem Wort tief gewurzelt in Dir — die Selbstsucht, diesen Keim aller sündlichen Neigungen und Handlungen, den auch der bessere und gottgeheiligte Wille nie vollständig in seine Gewalt bekommt? Bemerkst Du nicht in allen vom Weibe Geborenen, so lange sie nicht vom Geist Gottes regiert werden, bei allem, dem Anschein nach, ehrbaren Wandel doch so wenig herzliche Gottesliebe, so wenig Ernst und Ausdauer in der Erfüllung ihrer sonst edlen Vorsätze, so viel Hochmuth und Selbstüberschätzung, so viel Bitterkeit und so wenig Geduld und Nachgiebigkeit gegen den Nächsten, so viel Wohlbehagen, von andern

Böses zu hören und es weiter zu erzählen? Kurz der ganze Mensch in seinem Denken, Wollen und Fühlen ist ab von Gott und in die Sünde versunken; sein Denken empört sich gegen die von Gott geoffenbarte Wahrheit, sein Wille findet kein herzliches Wohlgefallen an Gottes Geboten, sein Gefühl ist gleichgiltig gegen den höchsten Genuß der Menschenseele, gegen den Frieden mit Gott. Unsere Zeit rühmt sich hoher Bildung, und man glaubte die Rohheiten früherer Jahrhunderte für immer verschwunden. Aber was für unsägliche Greuel tauchten im Jahre 1848 sofort aus der Tiefe wieder ans Tageslicht empor, sobald das Schwert der Obrigkeit ein wenig aufhörte zu drohen. Wurde es da nicht allen ersichtlich, daß die alte Schlange noch immer in den Eingeweiden der Völker wühlt?

Du wendest ein: es gebe doch eigentlich keinen Menschen, von dem man sagen müsse, er hasse Gott; es stehe also nicht so schlimm um die Menschen, wie die Theologen es behaupten. Ich will Dir einräumen, daß kein Mensch von sich zugeben werde, daß er Gott hasse; d. h. er haßt das nicht, was er Gott nennt, denn er denkt sich Gott so, wie er selber ist, und wie sollte er sein eigenes Ebenbild nicht lieben? Wohl aber hasset der unbußfertige Mensch den Gott der Offenbarung, weil er fühlt, daß dieser heilige Gott der Bibel für ihn ein verzehrend Feuer ist.

Du sagst: es gebe doch so viele Menschen, die mit ihrem Gewissen durchaus in Ordnung seien, weil sie nicht leicht gegen ihr Gewissen zu handeln pflegen. Ich kann Dir nur nicht zugeben, daß das Gewissen des natürlichen Menschen ein untrüglicher Maßstab des Guten und Bösen sei; solches haben wir nur an Gottes geoffenbartem Willen. Das Gewissen wird so leicht durch irrthümliche Grundsätze verfälscht, durch die sündliche Neigung bestochen, durch die Gewohnheit der Sünde verdorben. Den Geiz nennt man Sparsamkeit, die Fleischeslust heiteren Lebensgenuß, die Selbstsucht, die auch vor einem kleinen Betruge nicht zurückschrickt, heißt Klugheit. Wer nicht gegen sein Gewissen handelt, aber ein weites und unlauteres Gewissen hat, der steckt oft rettungsloser im Verderben, als der, welcher gegen sein Gewissen handelt, aber diese Handlung als Sünde erkennt und daher die Nothwendigkeit einer Bekehrung einsieht. Ja! je besser der Mensch geworden ist, desto deutlicher und schmerzlicher erkennt er seine Sünde,

desto strenger nimmt er es mit sich. Seine Sünde wird also, anstatt sich zu verkleinern, nun erst recht groß vor seinen Augen. Die Zufriedenheit des Menschen mit sich selbst beruht alsonur auf Mangel an Selbsterkenntniß.

Du nennst es lieblos, daß wir alle Menschen für verderbt halten. Aber wo wird wohl die Liebe erfinderischer und thätiger sein zu Gunsten des Leidenden? Wo man seine Noth erkennt und mitfühlt, oder wo man sie leugnet? Wer hat wohl mehr rettende Liebeswerke aufzuweisen, wer betheiligt sich lebhafter an der äußeren oder inneren Mission, an der Bibelverbreitung, an der Armen- und Krankenpflege u. s. w.? Die Bibelgläubigen, oder die Lichtfreunde? Ihr haltet alle für gut, drum bedürfen sie der helfenden Liebe nicht, drum laßt Ihr sie in dem Elend, das Eure Augen nicht sehen, oder helft nur ihrer äußeren Noth ab, ohne die Quelle derselben, die Sünde, zu verstopfen. Ihr bringt ihnen nicht den Erlöser; denn was soll ihnen der helfen, da sie nicht hilfsbedürftig sind? Lieber! um die Anerkennung des menschlichen Sündenelends dreht sich das ganze Christenthum; wo jenes geleugnet wird, erklärt man die Erscheinung Jesu für unnütz. Und von der Anerkennung der eigenen Sünde hängt das ganze Heil des Menschen ab.

„Willst Du die Höllenfahrt ins eigne Herz nicht wagen,
Wird Dich kein Himmelsflug ans Herz der Gottheit tragen.“

Für das zuletzt Gesagte ein Paar Belege aus dem Leben. Ein Graf von Stolberg wurde einst von einem Könige von Preußen zum Mundschenken gemacht. An dem Tage, wo er seine Amtsbestallung empfing, ging es ihm durch's Herz; er wollte doch einmal wieder die Schrift aufschlagen und sich daraus erbauen. Er hatte lange nicht daran gedacht, sie hatte bestäubt im Winkel gelegen. Als er aufschlägt, fällt ihm die Geschichte Josephs in die Augen, und zwar die Stelle, wo der wieder in sein Amt eingesetzte Mundschenk des Königs von Aegypten spricht: „Ich gedenke heut an meine Sünde.“ Der neue Mundschenk gedachte auch an seine, und dies Gedenken wurde ihm die Weckungsstimme zu einem neuen Leben in Gott.

Jakob Hervey befand sich auf einer Reise in einem Wagen mit einer Frau, die großes Gefallen am Theater hatte. Sie sagte, es gewähre ihr ein dreifaches Vergnügen, zuerst, wenn sie vor der Aufführung sich auf das Schauspiel freue, dann, wenn sie der Aufführung beiwohne, und

endlich, wenn sie sich nachher daran erinnere. Als sie geendet, sagte Hervey in mildem Ton: Sie würden wohl noch ein Viertes angeben können. Was würde das sein? fragte die Dame; der dreifache Genuß vor, während und nach der Aufführung umschließt ja schon alles. Sagen Sie mir doch, was Sie meinen. Hervey erwiederte ernst: ich meine das Vergnügen, das Sie auf dem Sterbebett davon haben werden. Diese Erinnerung wirkte wie ein Donnerschlag auf das Herz der weltlich gesinnten Frau. Sie war die übrige Zeit in sich gekehrt, warf sich ihre bisherige leichtsinnige Lebensanschauung vor und trachtete von da an mit großem Ernst nach dem, was ihr einst Freude auf dem Sterbebett geben möchte.

Du versuchst in Deinem Briefe auch einen Erklärungsgrund für die Sünde anzugeben und machst dabei einige heftige Ausfälle gegen „die sogenannte Erbsünde.“ Hierauf antworte ich Dir ein ander Mal. Für heute leb wohl!

Dreiundzwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Wir haben nun nach der Ursache der allgemeinen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts zu fragen.

Du sagst: „Der neugeborne Mensch ist weder gut noch böse; aber die Sinnlichkeit entwickelt sich in ihm rascher und mächtiger als die Vernunft, und so wird er ein Sünder. Wenn er dagegen späterhin durch seinen bessern Willen die Sinnlichkeit überwindet, so handelt er tugendhaft. Wir haben daher die Herrschaft der Sinnlichkeit nicht zu beklagen; denn nur im Kampf gegen das Böse kann der Mensch sich den Preis des Guten erwerben.“ Der von Dir angeführte Grund, lieber Freund, erklärt die Entstehung der Sünde keineswegs. Daß sie eine allgemeine Erscheinung bei den Menschenkindern sei, hast Du zugestanden. Wie kannst Du denn behaupten, der Mensch, wie er geboren werde, sei weder gut noch böse? Dann wäre es doch wunderbar, daß auch nie ein Einziger von der Sünde unbefleckt bleibt. Wie kannst Du das noch ein Gleichgewicht nennen, das sich immer und ohne Ausnahme nur auf die eine Seite neigt und nie auf die andere? Das kann kein Zufall sein, das muß einen tiefern Grund haben. Von einer göttlichen Ein-

richtung willst Du es herleiten? von der früheren Entwicklung der sinnlichen Natur? Von Gott, antworte ich, kann nur Gutes kommen; entwickelt sich im Menschen das Böse eher als das Gute, so kann die Schuld davon nur auf den Menschen fallen. Soll Gott den Menschen so erschaffen haben, daß das Böse in ihm mit Nothwendigkeit überwiegt, so schiebst Du ja auf Gott die Schuld der Sünde; will er, daß der Mensch sich erst im Kampf mit der Sünde die Tugend aneigne, und anders nicht, so hört Gott auf der heilige Gott zu sein, so ist auch die Sünde nichts Strafbares mehr, weil sie nicht gegen Gottes Willen ist, ja es würde folgen, daß man die Sünde recht geflissentlich pflege, damit der Kampf mit derselben ein desto heißerer und der Lohn der Tugend ein desto größerer werde.

Die Wahrheit ist nur in der Kirchenlehre. Die leitet die vorhandene allgemeine Sündhaftigkeit nicht von Gott, sondern vom Sündenfall der ersten Menschen ab; von ihnen hat sie sich fortgeerbt auf alle nachkommenden Geschlechter. Die Erbsünde ist aber nicht die bloße Möglichkeit zu sündigen, denn die war auch im Paradiese schon vorhanden; auch nicht die bloße Vererbung einzelner Fehler, einzelner sündlichen Neigungen (wie etwa der Trunksucht) von den Eltern auf die Kinder, sondern es wird damit gelehrt, daß die Sündhaftigkeit überhaupt, die Neigung zu dem Ungöttlichen und Verbotenen ein Erbtheil ist, das der Mensch von seinen Vorfahren überkommen hat. Und diese Lehre ist eben so schrift- als vernunftgemäß.

David klagt: „Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeuget" (Ps. 51, 7.); und Paulus lehrt, daß durch Einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündiget haben (Röm. 5, 12.). Am entscheidendsten aber ist der oft übersehene Ausspruch des Herrn selbst: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch (Joh. 3, 6.). Unter dem Wort „Fleisch" nämlich versteht die heilige Schrift den sündlichen Menschen. Der Herr will also sagen: Von Sündern können nur Sünder geboren werden; denn Gleiches erzeugt Gleiches.

Du machst nun der Kirche den Vorwurf, sie lehre eine gänzliche Unfähigkeit des Menschen zum Guten, mache die Sünde zu einem unheilbaren Schaden. Der lutherische

Kirchenlehrer **Flacius** hat wohl gelehrt, durch den Sündenfall sei die Natur des Menschen so verwandelt, daß die Sünde nun wesentlich und substantiel zum Wesen des Menschen gehöre: aber das hat die Kirche verworfen; nach ihrer Lehre ist das göttliche Ebenbild nicht verloren gegangen, sondern nur entstellt, zerstört, verwüstet. Neben dem allgemeinen sündlichen Verderben hat die Kirche daher stets die Erlösungs- und Erneuerungsfähigkeit des Menschen gelehrt. Aber diese besteht nicht darin, daß er aus eigener Kraft, losgerissen von seiner Verbindung mit Christo, aus der Sünde hinauskommt, sondern daß er durch Gottes Gnade erlöst und gerettet werden kann. Der wilde Baum kann aus sich selbst keine guten Früchte erzeugen, aber wird ein besseres Reis in ihn hineingepfropft, so wird er doch veredelt. Sind alle Lebenskräfte des Menschen durch die Sünde verdorben, so kann er sich selbst ebenso wenig daraus erretten, als er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Schlamme ziehen kann, sondern er bedarf einer fremden Kraft, eines Hebels, der außer ihm liegt. Wenn Du aber fragst: „Wie kann denn dem Menschen das Gute geboten werden, wenn er es nicht vollbringen kann?“ so bedenke wohl, daß es ihm nur aus eigner Kraft und so lange er ein unbekehrter Mensch ist, unmöglich ist, daß er es aber mit Benutzung der von Gott ihm dargereichten Heilsmittel allerdings vollbringen kann; und die Heilsmittel stehen ihm jederzeit zu Gebot, also daß er keine Entschuldigung hat. Der Mensch steht vor einer breiten Kluft, über welche die Gnade eine Brücke gebaut hat; will er aus eigner Kraft hinüberspringen, damit ihm das als Verdienst angerechnet werde, so ist er ein Thor, er fällt hinein und kommt jämmerlich um; benutzt er aber die Brücke, die göttlichen Gnadenmittel, so schreitet er glücklich und mit größter Leichtigkeit hinüber.

Du fragst ferner: „Sind die **kleinen Kinder schon sündhaft**, wie kann Jesus sie uns denn als Muster aufstellen?“ Aber vergiß nicht, daß sie uns nicht als Vorbilder der Unschuld, sondern der Demuth und der Selbsterniedrigung empfohlen werden (Matth. 18, 4.). Der Keim der Sündhaftigkeit liegt allerdings im neugebornen Kinde schon; denn, wenn es auch noch keine Thatsünde vollbracht hat, so entwickelt sich doch mit dem erwachenden Bewußtsein dieser verborgene Keim sehr bald. Bei allen kindlichen Liebenswürdigkeiten bemerkst Du doch schon frühe

an ihm Trotz, Eigensinn, Ungehorsam, mit einem Wort: Selbstsucht, ohne daß es erst durch böse Beispiele dazu angeleitet wird. Die Neigung zum Verbotenen ist nicht in das Kind hineingetragen worden, es muß sie also schon mitgebracht haben. Wäre keine Neigung zur Sünde in ihm, so bedürfte es auch der Erziehung nicht — und dieser bedarf es doch so sehr! — so könnte man die Natur ruhig sich selbst entwickeln lassen, in der Gewißheit, daß sie das Kind auch ohne Führung, ohne Unterricht zu immer zunehmender Heiligung leiten müßte — und das geschieht doch nie und nirgend. Im Gegentheil, ausgesetzte, also unerzogene Kinder sind thierisch geworden.

Du nennst es eine Ungerechtigkeit, daß Du eine fremde Schuld tragen, daß Du leiden sollst für das, was Adam verbrochen hat. Aber Adams Sünde ist Dir, lieber Freund, keine fremde geblieben, Dein eignes Gewissen sagt es Dir, daß Du nicht unschuldig bist, nicht wahr? Da Du aber so viel fragst, so erlaube mir doch auch ein Paar Fragen: Hat das Kind des Sackträgers es selbst verschuldet, daß es nicht in einem Palast geboren wurde? und gestaltet sich sein Schicksal nicht dennoch ganz anders als das des fürstlichen Kindes? Ferner: Wenn Du es ungerecht findest, daß Du des Vaters Schuld tragen sollst, ist es dann nicht auch ungerecht, daß Du ohne Verdienst das Gute Deines Vaters genießest, daß sein Segen Dir Häuser baut? Und doch findest Du hierin nichts Auffälliges oder Anstößiges, sondern scharrst des Vaters Erbtheil mit Freuden ein, ohne Dich über diese Ungerechtigkeit zu beklagen. Endlich: Muß nicht ebenso, wie Du der Väter Schuld trägst, auch einst Deine Nachkommenschaft und jetzt schon Deine ganze Umgebung Deine Sünde mittragen? leiden Deine Kinder, Deine Dienstboten nicht durch Deinen Zorn? müssen die Kinder des Verschwenders nicht die vom Vater verschuldete Verarmung tragen? Und doch findest Du das ganz natürlich, wenn gleich beklagenswerth.

Du fragst endlich: Wie konnte Gott es zulassen, daß Adam sündigte, und in Folge dessen die ganze Menschheit ins Verderben gerieth? Freund! sollte der Mensch ein anderes Wesen sein als das Thier, sollte er Freiheit des Willens haben, so konnte Gott die Sünde nicht verhindern. Aber bedenke auch, daß er zur Aufhebung des Sündenelendes eine Erlösung angeordnet hat. Durch diesen großen Trost wird ja den betrübenden Folgen der Erbsünde

die Spitze abgebrochen. Wie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden (1 Cor. 15, 22.), und wie durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen (Röm. 5, 18.). Die Liebe Gottes erscheint also vollkommen gerechtfertigt, ja! sie giebt uns in Christo mehr wieder, als wir in Adam verloren haben. Denn so an Eines Sünde viele gestorben sind, so ist vielmehr Gottes Gnade und Gabe vielen reichlich widerfahren durch die Gnade des einigen Menschen Jesu Christi (Röm. 5, 15.). Sollte Dich das nicht genügend beruhigen können?

Und nachdem ich hiemit Deine Einwendungen widerlegt zu haben glaube, so vergönne mir noch ein kurzes Wort zur Vertheidigung der angegriffenen Lehre.

Die Lehre von der Erbsünde will einer vorgefundenen Erscheinung, nämlich der allgemeinen Verbreitung der Sünde bis auf ihren ersten Grund nachgehen. Alle einzelnen Sünden können nur Strömungen aus einer gemeinsamen Quelle sein. Die Menschheit ist nicht eine Zusammenhäufung von lauter einzelnen Menschen, die zu einander ohne Wechselwirkung stehen, sondern sie bildet ein in sich zusammenhängendes Ganze, einen gegliederten lebendigen Leib, einen weit verzweigten Baum, der aus Einer Wurzel entsprossen ist. So wie ich Einwirkungen von der Menschheit empfange, so empfängt sie auch Einwirkungen von mir. Hat nun die Wurzel einen Schaden erlitten an ihrer Lebenskraft, so werden sich die Folgen davon bis in die äußersten Aestchen hinaufziehen. Haben die ersten Menschen gesündigt und durch ihre Sünde an dem göttlichen Ebenbilde Einbuße erlitten, so werden auch alle diejenigen, die von ihnen geboren werden, Sünder sein und als Sünder sich unselig fühlen. In ganzen Völkerschaften erbt sich ein sich selbst gleichbleibender Charakter fort; ein schlechter Baum bringt schlechte Früchte — so muß sich auch von Geschlecht zu Geschlecht die Sünde forterben. Die Menschheit ist eine Kette. Wie Adam das böse Anfangsglied zum Tode, so ist Christus, der zweite Adam, das gute Anfangsglied zum Leben. Von Adam die Geburt, von Christus die Wiedergeburt, von jenem die Sünde, von diesem die neue Gerechtigkeit; er ist das edle Reis, eingepflanzt in den todtkranken Baum der Menschheit. Aber nur, wer sich

selbst als Sünder erkennt, wird in Christo seinen Erlöser erkennen, nur, wer sich selbst für verloren hält, sich in Christo wiederfinden. Wie bei allen Menschen dasselbe Verderben offenbar wird, so giebt's auch für alle nur Einen Helfer.

Und so gehen wir denn zu Ihm über, der den Zaun zwischen Gottheit und Menschheit abgebrochen und aus beiden eins gemacht hat (Ephes. 2, 14.). Aber wir wollen uns sein Kommen erst aus der Ferne ansehen; dem hellen Tageslicht geht die Morgenröthe voran.

Vierundzwanzigster Brief.

Die Weissagung auf Christum.

Von einem berühmten italienischen Maler giebt es eine schöne Abbildung der Geburt Christi, von deren unzähligen Nachbildungen Du auch wohl schon eine gesehen haben magst. In der Krippe liegt das Weihnachtskind, daneben steht seine Mutter Maria, nicht weit davon die Hirten, die vom Felde gekommen sind, und oben schweben die Engel Gottes. Das Merkwürdigste aber an diesem Bilde ist, daß die ganze Beleuchtung des Gemäldes von dem Kindlein in der Krippe ausgeht; von ihm fällt sowohl auf die daneben stehenden Erdbewohner als auch auf die himmlischen Gestalten das schöne Licht. Lieber! in diesem Bilde liegt ein tiefer Sinn: von Christo geht das Licht aus, das uns den Himmel und die Erde, das Wesen Gottes und die Natur des Menschen erleuchtet, das uns die göttliche Liebe in ihrer ganzen Fülle und unsere Sünde in ihrer ganzen Armuth zeigt. Es muß ein sinniger und tiefsinniger Maler gewesen sein, der diesen schönen Gedanken so schön darzustellen gewußt. Er ist es werth, daß Du Dir seinen Namen merkst; er heißt Correggio.

Laß uns zuerst den allmähligen Aufgang dieses Lichts betrachten — die alttestamentliche Weissagung.

Du wirst Dich erinnern, daß Du früher schon in einem Deiner ersten Briefe die Vorausverkündigung der Zukunft zu den Unmöglichkeiten gezählt hast; damals versprach ich Dir, später auf diesen Gegenstand zurückzukommen, weil er erst in der Lehre von Christo seinen Platz finde; heute will ich mein Versprechen lösen.

Die Zukunft erkennen heißt nichts anderes, als aus den Ursachen die Wirkungen erkennen, oder die Gegenwart

bis in ihre Ausgänge verfolgen. Denn die Wurzeln dessen, was künftig geschehen wird, liegen bei einer von Gott geordneten und nicht dem Wirrwarr anheimgegebenen Welt in dem, was jetzt ist, sowie die Wurzeln und Anfänge der Gegenwart in der Vergangenheit zu suchen sind. Aus dem Knaben erkennst Du den künftigen Mann, aus der Aussaat die Ernte. So reicht auch die große Erscheinung Christi mit ihren Anfängen bis in die alttestamentliche Geschichte hinab, so daß ein gottbegabter Seher sie im Voraus schauen und ankündigen konnte. Ja! es wäre wunderlich, wenn eine so große Erscheinung plötzlich und unangemeldet aufgetreten wäre. Und die Noth der Menschheit selbst, das allgemeine Bedürfniß der Erlösung war ja schon, wenn man an Gottes Liebe glaubte, eine Weissagung auf den Erlöser; wie Thomas den Herrn an seinen Wunden erkannte, so war ja auch aus den Wunden der Menschheit die Nothwendigkeit eines Heilandes zu erkennen. Je tiefer daher die Heiligen in den Abgrund des menschlichen Verderbens und der göttlichen Liebe hineinblickten, desto leichter wurde es ihnen, im Geiste Den zu erkennen, der die Erlösung von Gott bringen sollte.

Die Weissagung auf Christum zieht sich (mit Ausnahme der apokryphischen Bücher, die sich in die Ordnung der göttlichen Offenbarung nicht einreihen und daher nicht zu den von Gott eingegebenen Schriften zu rechnen sind) durch das g a n z e a l t e T e s t a m e n t hindurch und bis in das neue hinein; sie beginnt gleich nach dem Sündenfall und findet ihren Abschluß bei Johannes dem Täufer. Denn die Verheißung, daß der Weibessame dem Schlangensamen (d. h. der Sünde) den Kopf zertreten und dieser jenem in die Ferse stechen werde (1 Mos. 3, 15.), hat entweder gar keinen Sinn — und das wollen wir doch nicht annehmen — oder sie muß auf Christum und seinen erlösenden Tod gedeutet werden. Hier ist nur erst sehr allgemein gesagt, daß der Erlöser aus dem Schooß der Menschheit kommen werde; aber die Weissagung gewinnt eine immer bestimmtere Färbung. Abraham empfängt die Verheißung, daß aus seinem Volk der Retter hervorgehen solle (1 Mos. 22, 18.); dann wird der Stamm namhaft gemacht, aus welchem er kommen werde, nämlich der Stamm Juda (1 Mos. 49, 10.), hierauf die Familie, nämlich Davids (2 Sam. 7, 12; Jes. 11, 1.), und endlich die Stadt, in der er geboren werden soll (Micha 5, 1.). Er wird nach

seiner inneren Würde (5 Mos. 18, 18; Jes. 9, 6; 11, 2.). und nach seinen äußeren Lebensumständen (Jes. 53; Sach. 9, 9.) beschrieben. Das können wir nicht alles ein zufälliges Zusammentreffen nennen, sondern wir haben hier eine That Gottes vor uns. Ziehe die Schuhe aus von Deinen Füßen, denn wir stehen hier auf heiligem Boden.

Aber die Erscheinung des Herrn ist nicht blos in einzelnen prophetischen Aussprüchen verkündigt, sondern auch in alttestamentlichen Geschichten und Einrichtungen, die in Christo erst zu ihrer wahren Bedeutung gelangt sind, vorgebildet worden. Der alte Adam, der wie der andere seinen Ursprung unmittelbar von Gott hat; Noah, der allein unter den damaligen Menschenkindern ein göttliches Leben führte; Melchisedek, der König von Salem, ein König der Gerechtigkeit; Isaak, der von seinem Vater geopfert werden sollte; Joseph, des Vaters geliebtester Sohn, von seinen Brüdern verfolgt, verkauft, dann gefangen und zuletzt in hohen Ehren; David, der viel geplagte, ein Mann nach dem Herzen Gottes und doch zeitweilig von Gott verlassen (Ps. 22, 2.) — sind es nicht alles Vorbilder auf Christum? Die drei höchsten Aemter in Israel, das prophetische, hohepriesterliche und königliche — haben sie nicht ihren vollen Werth erst in Christo gefunden? Das Gesetz, das Gerechtigkeit und Seligkeit geben will, und doch in Wahrheit keinen Einzigen gerecht und selig macht — weist es nicht mit Nothwendigkeit auf einen anderen, untrüglichen Heilsweg hin? ist es nicht ein Zuchtmeister auf Christum (Gal. 3, 24.)? Die alttestamentlichen Opfer, der Eintritt des Hohenpriesters in das Allerheiligste am großen Versöhnungsfeste — findet das nicht alles seine Vollendung, seine rechte Bedeutung erst in dem, welcher durch seinen Opfertod eine ewige Erlösung erfunden hat, durch seine Himmelfahrt einmal in das Heilige eingegangen ist (Hebr. 9, 12.)? Solcher Hinweisungen würden sich noch viele geben lassen; aber die gegebenen werden genügen zum Erweise, daß der Aufgang aus der Höhe, die Sonne der Gerechtigkeit durch ein immer heller werdendes Morgenlicht vorbereitet worden und in solcher Vorbereitung eine Ordnung Gottes zu erkennen ist.

Die Weissagung auf Christum ist der eigentliche Kern des Judenthums; in ihr hatte das gläubige Israel, das durch sein Gesetz nicht selig werden konnte, doch den Vorgenuß der künftigen, von Christo bereiteten Erlösung.

Nur einem nach der Erscheinung Christi noch fortbestehenden Judenthum weiß ich in der von Gott geordneten Welt keinen berechtigten Platz anzuweisen. Denn das echte Judenthum trug ja stets das Bewußtsein in sich, nur eine vorbereitende Stufe zu dem künftigen Heil zu sein, und wies über sich selbst hinaus auf eine größere Zukunft hin. Das Judenthum ist seinem ganzen Wesen nach Verheißung, das Christenthum Erfüllung; jenes Vorbereitung, dieses Vollendung. Ja! die Verheißung auf Christum bildet die Grenzscheide (und um deßwillen auch den Berührungspunkt) aller drei Hauptreligionen. Das Heidenthum hat keine Verheißung, keine Zukunft vor sich, es schaut das Heil in der Vergangenheit, in einem erträumten goldenen Zeitalter, als Saturn die Welt regierte. Das Judenthum, die Religion der Verheißung, schaut das Heil in der Zukunft, in der messianischen Zeit. Das Christenthum endlich ist die Religion der Gegenwart; das Heil ist ein vorhandenes und ewig gegenwärtiges, und wer sich dem Heiland anschließt, der findet in jedem Augenblick bei ihm Leben und volles Genüge (Joh. 10, 11; 7, 37; Matth. 11, 28.).

Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe (Gal. 4, 4.); hiemit ward das Wort, das im Anfange bei Gott war, Fleisch und wohnete unter uns (Joh. 1, 14.). Aber die Geschichte der leiblichen Erscheinung des Herrn ist von Anfang bis zu Ende in übernatürliche Thatsachen eingehüllt; sie prangt im vollen Blüthenschmuck des Wunderbaren. Soll sich nun nicht bei jedem einzelnen Ereigniß zwischen uns ein neues Zanken und Feilschen über Anerkennung oder Verwerfung seines übernatürlichen Farbenglanzes wiederholen, so werden wir wohlthun, uns vorerst über die Glaubwürdigkeit des Wunders überhaupt zu verständigen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Das Wunder.

Was das Wunder betrifft, so will ich Dir sowohl die äußere Begründung desselben (die Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählung) als auch seine innere Nothwendigkeit nachweisen.

Es scheint nicht Deine ernstliche Herzensmeinung, son-

dern nur eine versuchsweise Andeutung zu sein, wenn Du die Aeußerung thust, daß wir das wunderbare Leben Jesu ohne Schaden können fallen lassen, da uns doch seine Lehre gesichert bleibe und wir an dieser vollkommen genug haben. Ein geistreicher Theologe sagt: „Die Weltgeschichte bewegt sich nicht in den Angeln der Verstandespfiffigkeit, sondern sie wird von großen Persönlichkeiten getragen.“ Nicht eine mit dem Verstande aufgefaßte Lehre konnte das neue Leben schaffen, welches mit dem Christenthum in die Welt trat, — die Kirche mit ihren wunderbaren Kräften — sondern nur eine gewaltige Persönlichkeit, wie sie in Christo erschien. Und wenn Strauß behauptet, daß die Jünger, die Gemeinde die Evangelien, die ganze Geschichte Christi gedichtet haben: so ist dies ein größeres Wunder, als die einfache Annahme der wunderbaren Geschichte Jesu Christi.

Die Geschichte Jesu Christi wird von den Evangelisten bezeugt; leugnet man sie, so haben die Evangelisten die Wahrheit entweder nicht sagen wollen, oder nicht sagen können.

Im ersten Fall haben sie eine betrügliche Absicht gehabt. Dem widerstreitet aber der Eindruck, den man aus einer vorurtheilsfreien und unbefangenen Lesung ihrer Schriften empfängt. Sie geben sich da durchaus als einfache, aufrichtige Männer zu erkennen, die sogar ihre eignen Thorheiten und Sünden nicht verschweigen — sieht das dem Betruge ähnlich? Die Jünger ermahnen so herzlich zur Wahrhaftigkeit und Treue; was für eine bodenlose, abgefeimte Schlechtigkeit müßten wir in diesen schlichten Männern voraussetzen, wenn sie bei all dieser zur Schau getragenen Wahrheitsliebe selber die schändlichsten Betrüger waren? Und in welcher Absicht hätten sie betrügen sollen? War unter der Fahne des Gekreuzigten viel Reichthum oder Ehre zu gewinnen? Nein! es standen seinen Anhängern die furchtbarsten Verfolgungen, Schmach und Marter bevor.

Haben dagegen die Evangelisten die Wahrheit nicht sagen können, so haben sie entweder, wenn sie Zeitgenossen Jesu waren, die Ereignisse und Thaten seines Lebens aus Verstandesbeschränktheit unrichtig aufgefaßt. So war z. B. die himmlische Klarheit des Engels bei der Geburt Jesu nichts weiter als der Schein einer Laterne, mit der man eine Hebamme suchen ging, so bestand die wunderbare Speisung der 5000 darin, daß auf

Jesu Ermahnung jeder seinen Brotkorb hervorholte, so fielen die Häscher, die ihn gefangen nehmen wollten, nicht vor dem Eindruck seiner göttlichen Würde nieder, sondern strauchelten über den Wurzeln der Maulbeerbäume im Garten Gethsemane. Aber mit diesen sogenannten natürlichen Erklärungen konnte man nur vor 50 Jahren Geschäfte machen, jetzt lassen sie, wie Du selbst richtig bemerkst, nur den Eindruck des Lächerlichen zurück und bedürfen keiner Widerlegung mehr. Oder die Evangelisten standen der Zeit nach den Thaten des Herrn so ferne, daß seine Geschichte im Verlauf der Jahre unbewußt in Dichtung überging. Und diese Annahme einer sehr späten Abfassung der Evangelien dürfte als die in unserer Zeit gewöhnlichste — auch Du theilst sie – aber auch als die letzte und allein noch übrig bleibende Zuflucht des Unglaubens zu bezeichnen sein. Sie ist an sich schon sehr trostlos. Denn wie kann ich als ein vernünftiger Mensch länger ein Jünger eines Mannes sein, von dem ich nichts weiß, dessen Leben und Wirken nichts als Trug und Fabel ist?

Dagegen streitet aber zuerst das Zeugniß eines Mannes, welcher der apostolischen Zeit noch ganz nahe stand (Hegesippus), welcher versichert, er habe selbst noch Personen gekannt, welche ehedem blind oder lahm, von Jesu geheilt, ehedem dem Tode verfallen, von Jesu auferweckt worden seien; zum Theil auch habe er es aus dem Munde ihrer Kinder empfangen. Dann tragen aber auch die neutestamentlichen Schriften in sich selbst manches lautsprechende Zeugniß ihrer Echtheit. Meines Erachtens wird die Annahme einer sehr späten Abfassung der Evangelien besonders an dem dritten Evangelisten zu Schanden. Mag er nun Lukas heißen oder anderswie, genug, er gesteht, daß er alles von Anbeginn erkundet, daß vor ihm schon viele das Leben Jesu aufgezeichnet (und sollte dahin nicht auch Matthäus gehören, dessen Evangelium nach allen Aussagen das älteste ist?), ja! daß ers von Augenzeugen und Dienern des Wortes, also von Aposteln selbst, empfangen habe. Er stand also der Zeit Jesu ganz nahe, und was für einen Grund haben wir, diese seine Aussage zu bezweifeln, also ihn der Lüge zu beschuldigen? Aber noch mehr! in der Apostelgeschichte, die bekanntlich denselben Verfasser hat, fährt der Erzähler bei der Beschreibung der Reisen des Paulus auf einmal ganz unbefangen mit „Wir“ fort: wir reisten u. s. w. (Ap. Gesch. 16, 10.). Er muß also

ein Begleiter des Apostels gewesen sein. Wenn aber auch kein einziges Evangelium glaubwürdig wäre, was ich Dir freilich nach dem eben Gesagten nimmermehr zugestehen kann, so bleibt doch immer noch in Paulus, dessen hauptsächlichste Briefe noch nie ernstlich angefochten sind, ein gewaltiger, nicht wegzudrängender Zeuge übrig. Und Paulus bestätigt, worauf Du wohl bisher zu wenig Gewicht gelegt hast, die Hauptthatsachen im Leben des Herrn, namentlich seine Geburt aus dem Geist, seine Leiden, die Einsetzung des Abendmahls, die Kreuzigung, und insbesondere, worauf ja alles ankommt, das eigentliche Hauptwunder, die Auferstehung; diese letztere an unzähligen Stellen. Außerdem wird noch im Briefe an die Epheser (K. 4, 8—10), im Hebräerbrief und im ersten Brief Petri die Himmelfahrt des Herrn bekräftigt.

Kurz, die evangelische Geschichte ist so gut beglaubigt wie irgend eine andere. Bedenke nur, daß z. B. der römische Geschichtsschreiber Livius als glaubwürdige Quelle für eine Zeit gilt, die bis auf 700 Jahre vor ihm hinaufreicht. Wenn man also den Evangelien nicht glaubt, so kann es nur daran liegen, daß man ihnen nicht glauben will; man würde die Wahrhaftigkeit ihrer Erzählungen nie ernstlich und aus ehrlichen Verstandesgründen bezweifelt haben, wenn der Herr nur keine Wunder vollbracht hätte. Das vorweg fertige Urtheil, daß Wunder nicht möglich seien, ist die eigentliche Quelle, aus der all jene Zweifelsucht fließt. Ich will also in meinem folgenden Brief der Sache noch tiefer auf den Grund gehen, und Dir die Statthaftigkeit des Wunders überhaupt darzuthun suchen. Für heute nur noch ein nettes Histörchen. Hans Petersen war ein Schuhmacher und hielt sich für einen philosophischen Kopf; er könne nichts glauben, sagte er, was der täglichen Erfahrung zuwiderlaufe, drum halte er von den biblischen Wundern nichts. Eines Tages trat der Weber Weißdorn zu ihm in die Werkstatt; der war ein bibelgläubiger Mann und Petersen ließ sich mit ihm sogleich in ein philosophisches Gespräch ein. Der Glaube an Wunder, sagte er, ist ganz unphilosophisch; denn sie laufen den bestehenden Gesetzen der Natur zuwider. Nun, wenn das nicht der Fall wäre, erwiederte Meister Weißdorn, so wären sie eben keine Wunder und würden nicht beweisen, was sie beweisen sollen, nämlich die göttliche Sendung der Personen, auf deren Befehl sie stattfanden.

Aber die Gesetze der Natur, fuhr Petersen fort, stehen unwiderruflich fest; wir haben nie eine Abweichung davon erlebt, und es ist viel wahrscheinlicher, daß man uns hat betrügen wollen, als daß diese Dinge wirklich geschehen sein sollten. Der Weber ließ ihn ruhig ausreden. Dann fragte er ihn: was ist das für ein Bild, was da hängt? Es ist der Berg Vesuv, sagte Hans, ein feuerspeiender Berg. Habt Ihr ihn gesehen? fragte Weißdorn. Ich nicht, antwortete der Schuhflicker, aber viele Reisende haben ihn gesehen. Nun, Ihr glaubt es doch nicht, daß ein Berg Feuer auswirft? Warum nicht? fragte Hans. Ei, das wäre ja ganz unphilosophisch und unsrer Erfahrung zuwider. Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß Reisende Lügen erfinden, als daß ein Berg Feuer ausspeit, wovon wir doch hier zu Lande nie etwas erlebt haben? Der gelehrte Schuhmacher gerieth in große Verlegenheit und that, was in solchem Fall das klügste ist, er schwieg. Du aber denke Dir einmal statt der entfernten Gegend, in der es solche wunderliche Berge giebt, eine entfernte Zeit und statt der Reisenden die heiligen Männer, die jene Thaten Gottes gesehen und erlebt haben, so kannst Du Dir das Uebrige selbst zusammenlegen.

Sechsundzwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Auch Du bist also der Meinung, kein Mensch könne Wunder thun; denn das Wunder widerstreite den Gesetzen der Natur und sei folglich etwas Unmögliches.

Aber es ist keine richtige Ansicht vom Wunder, lieber Freund, wenn man zuerst es nur als eine That des Menschen, durch den es verrichtet wird, betrachtet; es will vielmehr als eine That Gottes angesehen sein, der in einem Menschen Wohnung nimmt. Der Verwerfung des Wunders liegt meistens jene jüdische Vorstellung von der gänzlichen Geschiedenheit Gottes und des Menschen zum Grunde, wobei es nie zu einer rechten Versöhnung, nie zu einem lebendigen Erfülltsein des Menschen vom Geiste Gottes kommt. Nach der höheren christlichen Vorstellung giebt es eine gegenseitige Einigung; Gott lebt und wirkt im Menschen und durch den Menschen in der Geschichte. Wenn nun Gott hier handelnd auftritt, so muß sein Wir-

ken sich auch als ein göttliches zu erkennen geben, d. h. es muß über das Können und Verstehen des Menschen hinausgehen, so gut, wie die Thaten des Menschen das Begreifen und Nachmachen der Thiere übersteigen, also in ihren Augen Wunder sind. Ein Wunder ist für mich, was über meine Natur hinaus liegt; aber darum darf es noch nicht der Natur an sich zuwiderlaufen. Das Wunder geschieht theils nach einem bisher noch nicht erkannten, theils ist es das Eintreten eines neuen Naturgesetzes. Den ersten Punkt anbelangend, so widerlegen die sich täglich mehrenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften genugsam die kühne Behauptung, daß wir bereits alle Gesetze und Kräfte der Natur durchforscht haben. Einige Beispiele werden genügen. In einem juristischen Lehrbuch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist bei Gelegenheit des Satzes, daß Kontrakte ungiltig sind, wenn das Versprechen des einen Theils eine Unmöglichkeit in sich schließt, das Beispiel angeführt: wie wenn jemand sich verpflichten wollte eine Fahrt durch die Luft zu machen. In der folgenden Ausgabe macht der Verfasser hiezu die Anmerkung: „Dieses Beispiel paßt nicht mehr, da unterdessen Herr Montgolfier die Luftschifffahrt erfunden hat.“ — Vor etwa 20, 30 Jahren hätte man es für eine Unmöglichkeit gehalten, auf einem Schiffe ohne Segel und Ruder zu fahren, oder in wenigen Sekunden eine Nachricht von Paris bis Berlin gelangen zu lassen. Beides ist jetzt möglich geworden, jenes durch die Erfindung der Dampfschiffe, dieses durch den Telegraphen. — Dem Ungelehrten würde es unmöglich scheinen, daß durch die Zusammensetzung zweier kalter Flüssigkeiten eine heiße, oder durch Verbindung mehrerer heller Farben eine dunkle (die Tinte) entstehen könne. Aber der Chemiker weiß beides möglich zu machen, thut also in den Augen der Ungebildeten Wunder. Es ist somit eine beschränkte Ansicht, daß das, was man bisher nicht hat möglich machen können, überhaupt nicht möglich sei.

Was den andern Punkt betrifft, das Eintreten neuer Naturgesetze, so ist die Schöpfung Gottes keineswegs als eine ein für allemal vollendete anzusehen, die ewig denselben starren Naturgesetzen folgt, wie ich Dir früher bereits angedeutet habe, sondern es tritt oft ein späteres vollkommneres an Stelle eines früheren unvollkommneren Naturgesetzes. Die Welt geht in allmählig fortschreitender Entwick-

lung ihrer Vollendung entgegen. Am Anfange herrschten die Elemente auf Erden; Trocknes und Wasser, Licht und Finsterniß rangen mit einander um den Vorrang. Dann kamen durch gewaltige Gährungen in der Tiefe die Mineralien (Steine, Metalle, Salze) zur Herrschaft und verdrängten die alleinige Geltung der Elemente. Mit der Erschaffung des Pflanzenreichs trat an Stelle des mineralischen Naturgesetzes ein vollkommneres und war, verglichen mit diesem, ein Wunder. Die Thierwelt durchbrach die Herrschaft der Pflanzenwelt; Geschöpfe mit selbstständiger Bewegung waren bisher noch nicht da gewesen, waren ein Wunder. Der Mensch endlich, wieder ein ganz neues, ein denkendes, gen Himmel strebendes Wesen, sollte über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh und über die ganze Erde, über Elemente, Mineralien, Pflanzen und Thiere herrschen.

War hiemit die Schöpfung vollendet? Nein, der Mensch verlor seine Bestimmung aus dem Auge, indem er in den Dienst der Sünde trat. War er nicht mit dem Schöpfer in Gemeinschaft geblieben, so war er auch kein würdiger Herrscher der Schöpfung. Es mußte also auf die vorigen Naturgesetze das letzte und höchste folgen, das gottmenschliche. Dies geschah durch die Erscheinung des Erlösers, durch die Geburt des Gottmenschen, wodurch alle früheren natürlichen Gesetze überwältigt, im Bereich der sichtbaren Natur dem gottmenschlichen Leben Raum gemacht und die Herrschaft des Fleisches gebrochen wird. Dies ist das Wunder im eigentlichen Sinn des Worts, und es stehen hiemit die vorhin gefundenen Erklärungen, daß es eine durch den Menschen vermittelte That Gottes sei, und daß es von der Herrschaft des Geistes über die Natur zeuge, im schönsten Einklange.

Die alttestamentlichen Wunder sind somit als ein Erstlingsversuch, als eine Vorbereitung zur Einführung des gottmenschlichen Lebens in die Welt, die neutestamentlichen als die Verwirklichung desselben anzusehen. Das Leben in Gott wird zwar durch die zeitweilige Herrschaft der Sünde wieder zurückgedrängt, erneuert sich aber und setzt sich beständig fort in dem Wunder der Bekehrung, wodurch der Gottmensch in dem Einzelnen Gestalt gewinnt; und wer das Wunder der Bekehrung an sich selber erlebt hat, der pflegt auch die in der Bibel erzählten Wunder nicht länger zu leugnen.

Nun können wir ungehindert zur Betrachtung des Lebens Jesu übergehen.

Siebenundzwanzigster Brief.

Das Leben Jesu.

Unser Glaubensbekenntniß beschreibt uns den Lebensanfang des Herrn mit den Worten: „Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria. Seine übernatürliche Geburt bezeugen die Evangelisten Matthäus und Lukas. Wer sie leugnet, muß entweder annehmen, daß Jesus ein vor der Ehe erzeugtes Kind Joseph's und Maria's war, wobei man den biblischen Bericht theilweise festhält; aber andern Theils auch verläßt, da ja Maria von keinem Manne wußte und Joseph sich über die Geschichte entrüstet zeigte; oder, was jedenfalls folgerichtiger und für das christliche Gemüth weniger verletzend ist (und dies ist auch Deine Annahme): die evangelische Erzählung ist ganz und gar unwahr, und Jesus ist ein ehelicher Sohn Joseph's und Maria's. Beiden Annahmen muß der christliche Glaube widerstreiten.

Sollte Jesus die Menschheit erretten, so mußte er sich zu ihr herablassen, so mußte er Mensch werden — daher die menschliche Mutter. Aber er mußte nicht ein sündhafter Mensch sein, sonst hätte er ja auch seinerseits erst einen Erlöser gebraucht. Wurde er auf dem natürlichen Wege der Zeugung geboren, so nahm er an dem allgemeinen Charakter der Menschheit, an der Sündhaftigkeit, die wir ja als eine ausnahmslose Erscheinung erkannt haben, Theil und konnte somit nicht unser Erlöser werden. Sollte ein wahrhaft gottmenschliches Leben zur Erscheinung kommen, so mußte sowohl die Menschheit als die Gottheit dabei betheiligt sein. Wer den andern retten will, muß ihm nicht nur herablassend die Hand reichen, sondern auch auf einem andern, höheren Boden stehen, um ihn aus dem Verderben emporzuziehen. So mußte der Erlöser nicht selbst in der Sünde wurzeln, sondern aus einem von der Sünde schlechthin geschiedenen Gebiete kommen. Die gefallene Menschheit bringt nie aus sich selbst eine fleckenlose Heiligkeit zu Wege.

Aber Du sagst: „Ich kann mir die übernatürliche Zeugung nicht denken." Lieber Freund! Du giebst doch zu,

daß die Menschheit einmal einen Anfang genommen hat, daß folglich der erste Mensch durch Gottes allmächtigen Willen erschaffen worden ist. Und dieser hatte nicht einmal eine menschliche Mutter. Ist denn die Neuschöpfung des Gottmenschen nicht noch leichter denkbar, da für seine Entstehung doch schon eine Bedingung mehr gegeben ist? So gut wie die Entstehung der Pflanzenwelt, des Thierreichs oder des Menschengeschlechts irgend einmal einen schöpferischen Anfang nehmen mußte und ihn nur mit Ueberwindung eines früheren unvollkommneren Naturgesetzes nehmen konnte, so mußte auch das gottmenschliche Leben, das ja das Ziel der ganzen Schöpfung ist, einen Anfangspunkt haben und sich diesen durch Ueberschreitung des zunächst unter ihm liegenden Naturgesetzes (der natürlichen Zeugung) anbahnen. Gestehst Du also die Schöpfung zu, so mußt Du folgerichtig auch die übernatürliche Geburt Jesu zugeben, oder ich sage wieder: wer den Erlöser leugnet, leugnet auch den Schöpfer. Lerne nur erst den Erlöser und seine göttliche Kraft an Dir erfahren, so wirst Du auch bereitwillig zugeben, daß er ein ganz andrer Mann ist als Du, folglich auch eine höhere Geburtsstätte ihm zugestehen. Verstehst Du aber unter dem Denken und Begreifen eine deutliche handgreifliche Darlegung der Sache, so will ich Dir freilich einräumen, daß solche nicht möglich ist; aber in diesem Sinn liegen alle Thaten Gottes über unser Verstehen hinaus (Ephes. 3, 20.).

Ein näheres Eingehen in die einzelnen Wunderthaten, die der Herr während seines Erdenlebens vollbracht hat, wirst Du mir hoffentlich erlassen; sie haben ja auch durch die Beleuchtung des Wunders überhaupt eigentlich schon ihre Erledigung gefunden. Ein Paar Andeutungen werden daher genügen.

Die Verwandlung des Wassers in Wein, die Speisung der 5000 mit 7 Broten sind Vorgänge, die sich noch jährlich vor unsern Augen wiederholen. Noch immer leitet der Herr die Feuchtigkeit des Erdbodens in die Reben und läßt so das Wasser sich in Wein verwandeln. Aus einem Körnervorrath, woraus man etwa sieben Brote bereiten könnte, sehen wir Jahr aus Jahr ein eine Ernte erwachsen, die hinreichend ist, um 5000 Mann zu sättigen. Diese Thaten Gottes nennen wir nur darum, weil wir ihrer gewohnt sind, natürlich; aber begreiflich sind sie uns ebenso wenig wie jene. Denn das Wort Naturgesetz giebt ihnen

einen bloßen Namen, macht sie aber nicht erklärlicher. Oder soll der Unterschied in der schnelleren Zeit bestehen, worin dort die Verwandlung geschah? Ei, mein Lieber, es kann ja sogar der Mensch auf künstlichem (chemischem) Wege das Wachsthum des Samens so beschleunigen, daß in wenigen Minuten sich Blätter und Blüthen daraus entfalten. Willst Du denn diese Kunst nicht dem Herrn zugestehen, dem doch der Mensch das Geheimniß erst abgelauscht hat? — Was die Krankenheilungen betrifft, so thun aller Orten die Aerzte etwas Aehnliches. Auch die Todtenerweckungen wirst Du nicht für etwas schlechthin Unmögliches erklären können, wenn Du überhaupt noch glaubst, daß das Leben des Menschen nicht mit dem Tode endigt, sondern aus dem scheinbaren Tode sich neues Leben entwickelt. In Christo ist aller Tod Scheintod. — Wenn ich Dir beschreiben soll, wie der Herr das alles bewerkstelligt hat, so verlangst Du freilich etwas Unmögliches. Ich kann nur sagen: das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen (Ps. 118, 23.). Das ewig Werthvolle aber an seinen Wunderthaten ist ihre geistliche Bedeutung. Wir sind blind und sollen durch ihn sehend werden, wir sind taub und er thut uns die Ohren auf; er macht noch immer die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein und, die dem Tode der Sünde verfallen sind, erweckt er zum Leben in Gott.

Daß Jesus gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben ist, stellst Du nicht in Abrede, aber das Folgende greifst Du an: Niedergefahren zur Hölle. Die biblische Begründung dieser Lehre findest Du 1 Petri 3, 19. 20. Unter Hölle ist das Reich der Todten zu verstehen. Die Niederfahrt Jesu zu den Todten bekräftigt theils seinen wirklich erfolgten Tod, so daß die Auferstehung kein Erwachen aus einer bloßen Ohnmacht war, theils wird damit hingedeutet auf das, was er den vor ihm verstorbenen Seelen gebracht hat. Er hat den Geistern im Gefängniß das Evangelium gepredigt. Die durch Christum geschehene Erlösung umschließt also nicht blos die nachfolgenden Geschlechter, so viele deren an ihn glauben, sondern umspannt auch rückwärts die vor ihm Entschlafenen, nämlich diejenigen, die „etwa nicht glaubten," d. h. die unter günstigeren Bedingungen wohl zum Glauben gekommen wären, thatsächlich aber nicht gläubig geworden sind. Diese Lehre darf also nicht fehlen, da ohne

sie die Erlösung keine allgemeine wäre. Daß übrigens kein leibliches Niedersteigen gemeint ist (die Seele war ja durch den Tod vom Leibe getrennt), sagt Petrus ausdrücklich mit den Worten: im Geist ist er hingegangen. Uns aber soll diese Lehre zugleich eine Mahnung sein, daß wir zuvor die Höllenfahrt der Sündenerkenntniß und des Bußschmerzes vollbringen sollen, ehe wir die Himmelfahrt des Glaubens und der Rechtfertigung antreten und zum neuen Leben erweckt werden können.

Das Uebrige lassen wir noch.

Achtundzwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Wir kommen heute an die Worte: Auferstanden von den Todten. Eine gewisse Auferstehung Jesu aus dem Grabe räumst Du ein; auch die Rationalisten thun das, sonst könnten sie ja kein Osterfest feiern. Insofern hat diese Thatsache vor allen übrigen Wundern viel voraus. Es sind aber auch die Zeugnisse, die für sie sprechen, gar zu mächtig.

Sollte an der ganzen Auferstehung nichts Wahres sein, sondern eitel Dichtung und Fabel zum Grunde liegen, so bleibt die Stiftung der christlichen Kirche ein unauflösliches Räthsel. Nach dem Tode des Herrn waren die Jünger gänzlich verzagt und hatten sich zerstreut; auf einmal sehen wir sie so heldenmüthig, so glaubensstark, so felsenfest — das ist ohne jene wunderbare Gottesthat etwas schlechthin Unerklärliches. Und wie konnte sich in einem Zeitraum von nur 50 Tagen, nämlich von Ostern bis Pfingsten solche seltsame Dichtung durchbilden und festsetzen? Als ein unwiderlegbarer Zeuge steht auch Paulus da, der in seinen anerkannt echten Briefen unzählige Male der Auferstehung Jesu erwähnt und überall das größte Gewicht darauf legt.

Soll ein Betrug stattgefunden haben, so erinnere ich nicht nur an den schlichten, biedern Charakter der Jünger, sondern wiederhole auch die Bemerkung, daß man eine Lüge nicht mit seinem Blut zu versiegeln pflegt. Und was hatten denn die Jünger mit der unerhörten Predigt von dem Auferstandenen anders zu erwarten, als das Gelächter der Welt, Verachtung, Mühsal und Verfolgung? Und wenn

es ihnen auch gelingen konnte, Leute, die dem Hergange fern standen, zu täuschen, wie konnten sie denn dem Ungläubigen in ihrer eigenen Mitte, der sich nur durch handgreifliche Beweisführung wollte überzeugen lassen, dem Thomas, ein X für ein U machen? Endlich, wenn es ein verabredeter Betrug war, warum einigten sie sich denn nicht zu einer übereinstimmenden Erzählung? warum machten sie denn nicht mit einander ab, wer den Herrn zuerst gesehen haben, wo und wie oft er wieder erschienen sein sollte? Es ist aber bekannt, daß die verschiedenen evangelischen Berichte hierüber mancherlei Schwierigkeiten darbieten. Erst traut man den Jüngern eine große Pfiffigkeit zu, und dann wieder eine große Dummheit. Ist das nicht ein Widerspruch?

Aber ein Wunder kann man nicht zugeben, da es den Naturgesetzen widerstreitet. Wer todt ist, der ist nun einmal todt, dem kann kein Arzt wieder helfen, mag es nun eine krepirte Ratte oder der gekreuzigte Gottessohn sein — das läuft bei der echten Demokratie auf eins hinaus. Folglich kann Jesus, wenn er aus dem Grabe auferstand, nur scheintodt gewesen sein, und das ist auch Deine Meinung, und Du setzest hinzu: „Für sein Wiedererwachen sind wir dennoch der gütigen Vorsehung großen Dank schuldig, da hieran das Bestehen des Christenthums geknüpft war."

Aber, mein Bester, Jesus hat seine Auferstehung vorherverkündigt; was fangen wir hiemit an? „Nun, diese Prophezeihungen sind ihm später in den Mund gelegt worden." Aber, wenn denn auch die Jünger sein Erwachen aus der Ohnmacht für eine wirkliche Auferstehung aus dem Tode hielten, wie konnte der Herr selbst sich darüber täuschen? Er mußte doch wissen, ob er nur scheintodt gewesen war und denselben gebrechlichen Leib noch hatte, oder einen verklärten Leib an sich trug; und, wenn er sich dennoch für einen wirklich Auferstandenen ausgab, so war er doch aufs Allermindeste ein gelinder Betrüger — und vor solchem mag ich meine Knie nicht beugen. Du siehst also, daß auch diese Ansicht unauflösliche Schwierigkeiten enthält.

Der christliche Glaube kann sich die wirkliche Auferstehung des Herrn nie nehmen lassen; denn er ist ja dadurch der Vorgänger unsrer Auferstehung geworden, der Erstling unter denen, die da schlafen; und ist er nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel (1 Cor. 15, 17. 20.).

Sieh in ihm nicht blos den Menschensohn, der allein unter der Herrschaft der irdischen Natur stand, sondern zugleich den Gottessohn, an welchem auch die Gesetze einer höheren Welt zur Geltung kommen mußten, so wirst Du einsehen, daß an ihm auch das himmlische Naturgesetz, nämlich die Ueberwindung des Todes in sein gutes Recht mußte eingesetzt werden. Auf diese höhere Natur weist ja schon der Menschengeist hinüber, denn auch er ist nicht ein Kind der Erde allein, sondern gleichzeitig dem Himmel verwandt und darum eine Miterbe Christi (Röm. 8, 17.). Um so weniger können wir dem Sohne Gottes, dem Erstgebornen von allen Creaturen (Kol. 1, 15.) das Recht und die Fähigkeit streitig machen, die Bande des Todes zu zersprengen.

Versiegelt immerhin den Stein,
Es wird doch nur vergeblich sein,
Kein Grab wird ihn beschließen.
Ist er nicht selbst der Lebensquell?
Drum wird der Tod von seiner Stell'
Wohl vor ihm weichen müssen.

Ich begreife daher nicht, wie mitten in einem christlichen Lande, wo Jahr für Jahr die lieblichen Osterpredigten erschallen, doch mit gänzlicher Mißachtung aller Kunde von dem großen Auferstandenen die Frage hat aufgeworfen werden können:

Ist je ein Todter aus der Gruft gestiegen,
Der Kunde gab von der Vergelterin?

Ist Christus nicht auferstanden, so sind wir noch in unsern Sünden (1 Cor. 15, 17.). Denn, wenn gleich die Erlösung durch den Tod Christi bewirkt wurde, wenn gleich er am Kreuze schon rufen konnte: Es ist vollbracht! so fehlte es uns doch noch an einem äußern Zeugniß der göttlichen Vergebung, da sein Tod doch mehr der Strafe als der Vergebung ähnlich sah. Durch seine Auferstehung erst wurde unserm Glauben das Siegel der Gewißheit aufgedrückt. Das Testament, wodurch uns die Erbschaft des ewigen Lebens zugesichert wurde, ist zwar durch seinen Tod in Kraft getreten, aber erst durch sein leeres Grab ist die Testamentseröffnung geschehen. Endlich vergiß auch nicht, worauf Paulus so oft hinweiset, daß, wie der Tod Christi uns vorbildlich mahnt der Sünde abzusterben, so seine Auferstehung ein Vorbild unsers neuen Lebens, unserer Gerechtigkeit vor Gott, sein will. Folgte auf seinen Tod kein

Erwachen, so folgt auch auf unsere Buße kein Trost, keine Gnade, so sind wir noch in unseren Sünden.

Aufgefahren gen Himmel. Auch die Himmelfahrt des Herrn scheinst Du keinen anderen als den blos irdischen Naturgesetzen unterwerfen zu wollen, vor deren Richterspruch sie freilich schlecht wegkommt. Pastor Dülon meint, es sei unmöglich, daß Jesus gen Himmel gefahren sei, weil ein zum Fenster hinausgeworfener Apfel nicht in die Höhe, sondern auf die Erde falle. Eine besondere Tiefe wirst auch Du in diesem Einwande wohl nicht entdecken können. Der Stifter der christlichen Religion (ich will ihm schon keinen höheren Namen beilegen) soll also keine andere Kraft haben als die Schwerkraft. Der gesunde Apfel hat doch noch eine Lebenskraft, die ihn am Baume festhält und die Schwerkraft überwindet; nur der faule Apfel fällt zur Erde. Ekelt Dich nicht vor diesen Folgerungen des Unglaubens, die den Erlöser der Menschen einem faulen Apfel gleichstellen und bei aller selbstgerühmten Weisheit doch über solche niedrige Anschauung nicht hinaus können? Daß die gewaltigen Himmelskörper, bemerkt ein trefflicher Mann, ohne irgend welche Stütze im freien Luftmeer schweben und doch nicht auf einander fallen, das findet der Unglaube nicht auffallend; ist denn die Himmelfahrt Jesu, die ja noch dazu mit einem verklärten, nicht mit dem schweren irdischen Leibe geschah, nicht ein viel geringeres Wunder? Bewegt sich nicht der Schmetterling mit seinem gleichsam verklärten Auferstehungsleibe gar leicht durch die Luft, indeß die schwerfällige Raupe an die Erde gebannt ist? Und doch war er selbst einst solche schwerfällige Raupe.

Ist der Herr nicht gen Himmel gefahren, so kann er auch nicht allenthalben bei uns sein, wie er doch verheißen hat (Matth. 28, 20.), so nimmt er einen bestimmten Platz ein und ist nicht allgegenwärtig. Ist er aber im Himmel, so hoffen wir, daß er als das Haupt auch uns seine Glieder zu sich ziehen werde, ja! so strebt hienieden schon unsere Seele mit all ihrem Trachten himmelwärts; denn wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz (Matth. 6, 21.).

Wir könnten hiemit schließen, da wir die Betrachtung des Erdenlebens Jesu beendigt haben; aber da wir einmal dem Gange des Katechismus gefolgt sind, so wollen

wir doch gleich noch das letzte Stück des zweiten Artikels hinzuthun.

Sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er wieder kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Gegen das Sitzen zur Rechten Gottes hat der Breslauer Magistrat die Einsprache erhoben, daß Gott keine linke und folglich auch keine rechte Hand habe. Da haben wir wieder einmal eine recht geistreiche Bemerkung. Freund! wer so schließt, der bekundet damit nur, daß er kein Recht hat mitzureden, wo es sich um höhere, übersinnliche Dinge handelt. Die Rechte Gottes bedeutet bekanntlich seine Kraft, wie die Augen und Ohren seine Allwissenheit bezeichnen. Oder glaubst Du wirklich, daß dieselben Männer, die so entschieden die Geistigkeit Gottes lehren, in allem Ernst ihm menschliche Gliedmaßen haben beilegen wollen? Jesus sitzt zur Seite der Kraft Gottes, d. h. er ist zu göttlicher Majestät und Herrlichkeit erhoben worden, so daß er nun als unser Fürsprecher uns beim Vater vertreten kann (Röm. 8, 34.).

Das Geschäft des Weltgerichtes wird von Jesu selbst (Matth. 25, 31—33.) und von den Aposteln (2 Cor. 5, 10; Ap. Gesch. 10, 42; 17, 33.) nicht dem Vater, sondern dem Sohne zugeschrieben. Und das ist auch ganz in der Ordnung. Denn gegen das Gericht des Vaters könnte man einwenden, er habe nie menschliche Versuchungen erlebt; der Richter müsse mit dem Gerichteten gleichen Standes sein, um sich in seine Lage hinein versetzen zu können. Jesus aber ist versucht worden allenthalben gleich wie wir (Hebr. 4, 15.), — darum wird er mild richten; doch ohne Sünde — darum wird auch die nöthige Strenge nicht fehlen, da er die Möglichkeit, die Versuchung zu überwinden, aus eigner Erfahrung beweisen kann. Der gute Richter muß beides sein zu seiner Zeit, mild auch streng, barmherzig auch gerecht — und beides ruht schön vereint in Christi Hand. Drum ist seine weltrichterliche Befugniß nicht blos in der Schrift, sondern auch in der Vernunft wohlbegründet.

Ehe wir nun nach diesem Anschauen seiner irdisch-menschlichen Zeitläufte zur Erkenntniß seines himmlischen Theils, seiner göttlichen Natur fortschreiten, wirst Du mir erst über die Frage: zu welchem Zweck Jesus eigentlich auf die Erde kam? offen Deine Meinung darlegen müssen.

Hierüber müssen wir vorher nothwendig ins Klare kommen.

Neunundzwanzigster Brief.

Zweck der Erscheinung Christi.

Es freut mich, daß meine letzte Frage Dich ein wenig in Verlegenheit gebracht hat. Dadurch kommst Du hoffentlich zur Erkenntniß der Halbheit und folglich Haltlosigkeit Deines Glaubens. Du kannst eine kurze und bestimmte Antwort nicht geben und suchst Dich durch viele Umschweife, durch allerlei einzelne Angaben, von denen, wie Du selber fühlst, keine für sich allein genügend ist, aus dem Irrgarten des Halbglaubens herauszuwinden. Ich kenne das, mein Theurer! ich habe ja auch einst im Heerlager des Rationalismus meine ersten Waffendienste gethan und erinnere mich noch sehr wohl der bittern Verlegenheit, wenn ich mir den eigentlichen Zweck der Erscheinung Jesu, das eigentliche Wesen und letzte Ziel des Christenthums verdeutlichen wollte, und das traurige Ergebniß, daß das Kommen des Herrn doch eigentlich unnütz gewesen sei und die Menschheit im Verlauf der Zeit ohne ihn wohl ebenso weit gekommen wäre, mir selbst vergebens zu verheimlichen suchte. Man erlaubt sich zwar in jener Gegend (ich meine im Lager des Halbglaubens) keine üble Nachrede auf den Oberfeldherrn Jesus Christus; man hält ihn für einen edlen, achtungswerthen Charakter, aber doch im Grunde für nicht wesentlich verschieden von uns andern Menschenkindern. Wie Antonius von Cäsars Mördern sagt:

> Brutus ist ein ehrenwerther Mann,
> Das sind sie alle, alle — ehrenwerth!

so heißt es auch dort: Jesus ist ein ehrenwerther Mann; aber man setzt auch hinzu: das sind wir alle, alle ehrenwerth; man rühmt, wie die Rotte Korah: Die ganze Gemeinde ist überall heilig (4 Mos. 16, 3.). Was soll also dieser Jesus? wir bedürfen keines Erlösers. Ja, einer der Hauptanführer der Lichtfreunde gesteht auf die Frage: wer war Jesus? ganz aufrichtig: „Hier fehlt die Antwort.“ Der Mann ist seine 40 bis 50 Jahre alt geworden und weiß noch nicht, an wen er glaubt. Fühlst Du Dich bei diesem Schwanken, dieser Unbestimmtheit wohl? Ich erkenne darin nicht einmal eine Verstandes-

geschweige denn eine Herzensbefriedigung. O Lieber, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade (Hebr. 13, 19.).

Du sagst: Jesus wollte ein Lehrer der Wahrheit werden. Gut! aber welches ist denn, wenn ich fragen darf, die Lehre, die erst durch ihn offenbar geworden wäre? Hier fängst Du schon an zu schwanken; Du nennst zuerst den Glauben an Einen Gott und an ein ewiges Leben, dann den Glauben an Gottes Vaterliebe. Aber war beides nicht auch den Juden schon bekannt? Freilich wohl, aber es fehlte noch an der lebendigen Wirksamkeit dieses Glaubens. Freund, wenn Lehre überhaupt die Herzen erneuert, so hätte ja auch schon die alttestamentliche Lehre ins Herz des Volkes dringen müssen; oder, wenn das nicht der Fall ist, so mußte Jesus noch etwas anderes bringen, wodurch dem Mangel abgeholfen wurde, eine neue und erneuernde Kraft. Was die Vaterliebe Gottes betrifft, so scheinst Du wirklich zu glauben, daß das A. T. Gott nur als einen zornigen Herrn vorstelle. Kennst Du denn die unzähligen Stellen nicht, wo seine Barmherzigkeit und Gnade gepriesen wird? Daß Gott Vater genannt wird, ist doch nur ein biblischer Ausdruck für seine Liebe; sollte Jesus allein dazu gekommen sein, um eine bereits alte Lehre unter einem neuen Bilde darzustellen? Zudem ist die Behauptung nicht einmal richtig, daß die Israeliten Gott nicht als Vater erkannt hätten. David sagt: Wie sich ein Vater erbarmet über seine Kinder, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten (Ps. 103, 13.). Bei Maleachi (1, 6.) heißt es: Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? und Jesaias (64, 10.) spricht sogar: Du, Herr, bist unser Vater und unser Erlöser, von Alters her ist das dein Name. Soll darum der Sohn Gottes auf die Erde gekommen sein, um eine Lehre zu wiederholen, die schon 800 Jahre vor ihm eine alte Lehre hieß?

Du sagst ferner: Jesus habe vortreffliche Gebote gegeben, die uns das Ziel des sittlichen Lebens vorhalten. Gut! aber welches sind diese neuen, vorher unbekannten Gebote? Du antwortest: das königliche Gesetz der Liebe, welches er als den Inhalt des ganzen Gesetzes und der Propheten bezeichnet. Ist es Dir vielleicht unbekannt, mein Werthester, daß schon Moses gesagt hat: Du sollst den Herrn Deinen Gott lieb haben von gan-

zem Herzen, von ganzer Seele und von allem Vermögen (5 Mos. 6, 4. 5.) und an einer andern Stelle: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (3 Mos. 19, 18.)? Aber Du nennst noch insbesondere das Gebot der Feindesliebe ein ausschließlich christliches. Leider muß ich Dir auch dies in Abrede stellen. Schon Salomo predigt: Hungert Deinen Feind, speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser (Spr. 25, 21.), und Moses verlangt: Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen (2 Mos. 23, 4.). Sind das nicht deutliche Erweisungen der Feindesliebe, anschauliche Fälle, die oft mehr ins Herz dringen als eine allgemeine Regel? Stellst Du dem Herrn nicht einen sehr winzigen Beruf, wenn er nur alttestamentliche Gebote hat erneuern sollen? Hätte er sich traun nicht ebenso verdient um die Menschheit gemacht, wenn er statt dessen seines Pflegevaters Handwerk betrieben hätte? Mußten darum so große Veranstaltungen, tausendjährige Verheißungen vorangehen, darum die Geburt Jesu einst so glänzend gefeiert und jetzt noch nach 1800 Jahren an jedem Weihnachtsfest besungen werden, weil ein Männlein erscheinen sollte, welches das vortreffliche mosaische Gesetz noch einmal nachdrücklich einschärfen sollte? Heißt das nicht Berge in Aufruhr setzen, damit eine Maus hervorkrieche?

Aber ich sage auch hier wieder: es kann überhaupt nicht die Bestimmung Jesu gewesen sein, neue Gesetze zu geben. Denn an Gesetzen fehlte es dazumal gar nicht, es fehlte an Erfüllung derselben. Was gut ist und was der Herr von uns fordert, das wußte man längst (Mich. 6, 8.), aber man that es nicht; denn das bloße Wissen des Guten macht uns noch nicht gut. Durch's Gesetz kommt nur Erkenntniß der Sünde (Röm. 3, 20.), aber es verhilft uns nicht zur Herrschaft über die Sünde; es weckt nur die Sehnsucht nach Erlösung (und daher habe ich es auch zu den Weissagungen auf Christum gezählt), aber es kann nicht selbst die Erlösung vollbringen. Der eigentliche Boden, aus dem das Gesetz erwächst, ist das A. T. Gesetzgeber zu sein war Moses Beruf. Ihr verwechselt also das Christenthum mit dem Judenthum, wenn Ihr sein Wesen in neuen Ermahnungen und Tugendvorschriften zu erkennen glaubt. Das Gesetz ist durch

Mosen gegeben, sagt Johannes (1, 17.), die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden. Wäre Christus Gesetzgeber, so wären wir, anstatt durch ihn erlöst und beseligt zu werden, vielmehr aus dem Regen in die Traufe gekommen. Denn, wenn Moses nur geboten hatte: Du sollst nicht tödten, so lehrt Jesus, daß, wer mit seinem Bruder zürne, schon des Gerichts schuldig sei; wenn es dort nur hieß: Du sollst nicht ehebrechen, so gilt hier schon das begehrliche Anschauen eines fremden Weibes für Ehebruch. Wie viel leichter sind jene sündlichen Handlungen zu vermeiden als diese Herzenssünden! wie viel härter würde also Jesus strafen, als der milde Moses! Aber er sagt ja, sein Joch sei sanft und seine Last sei leicht; er versichert ja: Ihr sollt nicht meinen, daß ich euch vor dem Vater verklagen werde; es ist Einer, der euch verklagt, der Moses, auf welchen ihr hofft (Joh. 5, 45.). Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde (Joh. 3, 17.). Wie stimmt das zu Eurer Ansicht vom Wesen des Christenthums? Wie könnt Ihr der Erscheinung Jesu einen Zweck unterschieben, den er ausdrücklich von sich weiset?

Du meinst endlich, Jesus wolle unser höchstes Vorbild in allem Guten sein, und nennst ihn ein religiös-sittliches Genie, wie Homer ein dichterisches, Leibnitz ein wissenschaftliches, Napoleon ein kriegerisches Genie gewesen sei. Aber ein Vorgänger thut nur zweierlei: er zeigt uns den rechten Weg, und beweist uns die Möglichkeit, dieses Wegs zu wandeln; die Hauptsache giebt er uns aber nicht, nämlich die uns fehlende Kraft ihm nachzufolgen. Auch ein Genie ist an sich selbst eine glänzende Erscheinung, findet aber keine Nachfolger, drum ist im Reich Gottes der Werth eines solchen so gar hoch nicht anzuschlagen.

Nach dem bisher Gesagten mußt Du die Erscheinung Christi entweder für überflüssig erklären oder den Zweck derselben in etwas ganz Anderem suchen. Frage doch ihn selbst um Rath, suche in der Schrift, denn sie ist es, die von ihm zeuget (Joh. 5, 39.).

Sie sagt: Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen (1 Tim. 1, 15.). Denn das Evangelium von

Christo ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben (Röm. 1, 16.). Gott gab seinen eingebornen Sohn dahin, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben (Joh. 3, 16.). Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen (Joh. 10, 11.). Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung (1 Cor. 1, 30.). Der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde (1 Tim. 2, 6.). Das ist der Zweck der Erscheinung Jesu Christi!

Jesus ist gekommen, um uns von der Sünde zu erlösen und uns wieder mit Gott zu versöhnen. Das laß uns nun näher mit einander betrachten.

Dreißigster Brief.

Die Erlösung.

Du machst mir den Vorwurf, daß ich den Werth der Lehren, Ermahnungen und des Vorbildes Jesu zu sehr herabsetze. Das thue ich nicht; ich leugne nur, daß hierin die Schwerkraft der Erlösung ruht. Du fragst, ob denn von der Erlösung, die Christus hat bringen wollen, die Befreiung vom Irrthum und Aberglauben ganz auszuschließen sei, und berufst Dich zum Beleg für Deine Ansicht auf den Ausspruch des Herrn: Die Wahrheit wird euch frei machen (Joh. 8, 32.). Der Irrthum, lieber Freund, schwindet von selbst, sobald die Sündenliebe schwindet. Hat Jesus uns nur von verkehrten Ansichten erlösen wollen, so würde der Hebel des neuen Lebens allein in der Lehre zu suchen sein. Ist Christus aber nur Lehrer, nicht Seligmacher, so braucht Ihr, da Ihr seine Lehre habt, ihn selbst nicht mehr, so habt Ihr ein Christenthum ohne Christum, so hat er durch seine Hinterlassenschaft, d. h. durch seine Lehre sich selbst entbehrlich gemacht. Er sagt aber: Ich bin die Wahrheit, niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei (Joh. 8, 36.). Die Schrift erklärt sich durch sich selbst. Die freimachende Wahrheit ist Er. Die Wahrheit im biblischen Sinn ist

nicht das Gegentheil von Irrthum, sondern das Gegentheil von Unseligkeit, also der volle Inbegriff der seligmachenden Erkenntniß, wie wir ihn in Christo leibhaftig vor uns haben.

Die biblisch=kirchliche Lehre ist die, daß Jesus uns durch seinen Tod von Sünden erlöst, sowohl von der Schuld, als von der Herrschaft der Sünde, oder wie die Schrift sich ausdrückt: Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde (1 Joh. 1, 7.). Für diese Wahrheit bietet Gottes Wort so viele Belegstellen, daß mir die Auswahl schwer fällt. Schon im A. T. (Jes. 53, 4. 5.) heißt es: Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet. Und Jes. 43, 24. 25: Ja, mir hast du Arbeit gemacht in deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht in deinen Missethaten; ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht. Der Herr selbst erklärt: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele (Matth. 20, 28.). Und Gleiches lehren seine Jünger. Paulus sagt: An welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden nach dem Reichthum seiner Gnade (Ephes. 1, 7.). Petrus versichert: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes (1 Petr. 1, 18. 19.); welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr seid heil geworden (1 Petr. 2, 24.). Und Johannes lehrt von ihm: Der

uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut (Offenb. 1, 5.).

Daß diese Lehre ein Zeichen ist, dem vielfältig widersprochen wird, das darf uns nicht befremden. Schon Paulus sagt ja, daß der gekreuzigte Christus den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit sei (1 Cor. 1, 23.); er klagt schon zu seiner Zeit über Feinde des Kreuzes Christi, deren Gott der Bauch und deren Ende die Verdammniß ist (Phil. 3, 19.); er versichert, daß das Wort vom Kreuz nur denen eine Thorheit sei, die verloren werden, uns aber, die wir selig werden, sei es eine Gotteskraft (1 Cor. 1, 18.). Du mußt also den Widerspruch gegen diese Lehre nicht für eine preiswürdige Erfindung der Weisheit unsrer Zeit halten. Du wendest dagegen ein, es sei eine Ungerechtigkeit von Seiten Gottes, die Strafe, die wir verdient haben, auf einen Unschuldigen zu wälzen; unsere Sünde könne Gott nur dann vergeben, wenn wir durch den Vorsatz der Besserung uns der Vergebung werth machen; die Lehre, daß Christi Leiden und Sterben für uns ein Gnadenbrief bei Gott sei, öffne der Unsittlichkeit Thor und Thür und sei ein Ruhepolster für den faulen Sünder.

Nach dem Ankläger gebührt dem Vertheidiger das Wort. Höre zuerst eine Erzählung.

Zaleukus, ein König der alten Lokrer in Unteritalien, ließ ein Gesetz gegen den Ehebruch ausgehen mit der Drohung, daß der Uebertreter desselben beide Augen verlieren solle. Nun traf es sich, daß sein eigner Sohn sich gegen dieses Gesetz verging. Da gerieth denn seine Vaterliebe mit seiner richterlichen Pflicht in einen schweren und schmerzlichen Streit. Er liebte seinen Sohn unaussprechlich, achtete aber auch ebensosehr die Heiligkeit des Gesetzes. Was sollte er also thun? Erließ er dem Sohn die Strafe, so konnte er hinfort auch gegen keinen andern Uebertreter streng sein, so war für immer die Heiligkeit des Gesetzes mit Füßen getreten. Der Gedanke aber, dem geliebten Sohne beide Augen auszustechen, zerschnitt ihm theils das Vaterherz, theils hätte dann alle Welt geschrieen: Der hartherzige Mann! so lieblos handelt er an dem eignen Sohne, wie viel weniger haben seine Unterthanen eine milde Behandlung von ihm zu erwarten! Aber der zärtliche Vater und gerechte König ersann einen Ausweg, womit er beide Vorwürfe vermied. Er ließ dem Sohne

eins seiner Augen ausstechen und dann, um ihm seine Liebe zu beweisen, aber auch zugleich die Achtung vor dem Gesetz aufrecht zu erhalten, opferte er (denn der Sohn war ja ein Theil seiner selbst, die Hälfte seines Lebens) eins seiner eignen Augen auf, als Lösegeld für das verbleibende Auge das geliebten Kindes. Willst Du nun sprechen: wie ungerecht handelte der Mann? Die Strafe, die der Sohn verdient hatte, legt er auf sich selbst? Siehest Du darum scheel, daß er so gütig ist? kannst Du ihn noch ungerecht nennen, da seine Liebe so herzergreifend ist? Und was für Wirkungen ergaben sich aus diesem Urtheilsspruch? Die Unterthanen sahen nun ein, daß das Gesetz heilig sei, daß es vom Gesetzgeber selbst als heilig betrachtet werde. Sie sahen in ihrem Könige Gerechtigkeit und Liebe auf die erfreulichste Weise gepaart. Und der Sohn, so oft er den einäugigen Vater ansah, dachte an dessen unendliche Liebe, und so oft er an das eigne Auge dachte, empfand er tiefes Grauen vor dem Verbrechen.

Diese Geschichte ist das trefflichste Gleichniß für das Gnadenwerk der Erlösung. Der Vater und Gesetzgeber ist Gott; der Sohn, der sich gegen das Gesetz vergangen, die sündige Menschheit. Das dem Sohne ausgestochene Auge bezeichnet die natürlichen und zeitlichen Strafen, denen kein Sünder, auch der begnadigte nicht, entrinnt. Aber die Liebe Gottes, die mit der Gerechtigkeit in süßem Bunde lebt, wollte das Kind nicht ganz und gar des Lebenslichtes berauben, wollte die Menschheit nicht ewig in Schatten des Todes versenken, wenn sie es auch verdient hatte. Daher der weise und liebevolle Rathschluß, den andern Theil der Strafe auf sich selbst zu nehmen und durch seine Wunden uns zu heilen. Das ausgestochene Gottesauge ist der Augapfel Gottes, sein geliebter Sohn Jesus Christus, der für uns am Kreuze starb. Klagst Du nun noch über eine Ungerechtigkeit, die Dich vom Tode befreit, die das Zeugniß einer unverdienten, herzergreifenden Liebe ist? Willst Du den Freund, der mit eigner Aufopferung die Schuld bezahlt, die Du auf Dich geladen, einer ungerechten Handlung beschuldigen, anstatt ihm voll Dank und Rührung zu Füßen zu fallen?

Denke über dieses Gleichniß noch ein wenig nach, bis Du meinen nächsten Brief erhältst.

Einunddreißigster Brief.

Fortsetzung.

Laß mich die durch Christum geschehene Erlösung Deinem Verständniß jetzt näher zu bringen suchen, und zwar zunächst die Nothwendigkeit des Todes Christi.

Wir sind darüber einig, daß alle Menschen Sünder sind und daß die Sünde etwas Gottmißfälliges und für den Menschen Strafwürdiges ist. Folglich wirst Du auch nicht leugnen, daß es nicht nur wünschenswerth, sondern auch nöthig ist, den durch die Sünde angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Wer soll das thun? Daß der in Sünde und Verderben versunkene Mensch sich selbst nicht daraus erretten, nicht selbst seine Erlösung vollbringen kann, habe ich Dir früher schon gezeigt; denn was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse (Matth. 16, 26.)? Soll also die klaffende Wunde nicht ewig fortbluten, so mußte Gott selbst die Heilung übernehmen. Die Sünde aber ist Selbstsucht, das Gegentheil von Liebe; sie konnte nur durch Liebe geheilt werden. Gott sandte deshalb im Drange seiner unendlichen Liebe seinen Sohn in die Welt, und der Sohn Gottes begab sich in die Gemeinschaft der Sünder hinab, opferte sich selbst für sie auf und litt für sie, damit der Segen dieser aufopfernden Liebe ihnen zu gut käme. Ist Dir das so undenkbar? Ist nicht auch das Blut der Märtyrer ein Segen für die nachfolgenden Geschlechter gewesen? Oder findest Du es unvernünftig, daß der Vater das Kind trägt und führt, wo es mit eignen Kräften nicht gehen kann? oder daß die Mutter sich selbst schlaflose Nächte und viele Mühe bereitet, um das kranke Kind zu retten? Ja! daß wir uns selbst nicht die Rettung verdanken, sondern daß ein Anderer für uns leiden mußte, das führt uns erst zu der köstlichsten aller Tugenden, zu der Grundlage des ganzen Heilwerks, zur Demuth. Daß wir nicht in uns, sondern nur im Herrn Gerechtigkeit und Stärke haben (Jes. 45, 24.), das bricht unser Selbstgefühl und schlägt unsern Hochmuth danieder, also daß wir bereit werden, dem Herrn die Ehre zu geben.

Welches sind nun aber die Folgen des Todes Christi?

Du giebst zu, daß Jesus unschuldig gelitten hat. Wie konnte Gott das zulassen? Diese scheinbare Ungerechtigkeit mußte der gerechte Gott damit aufheben, daß er dem schuld-

los Gestraften vollen Ersatz für sein unverdientes Leiden zutheilte. Der volle Ersatz kann aber nur darin bestehen, daß er ihm den größten Wunsch seines Herzens erfüllte, daß er der sündigen Menschheit, die der Heiland liebte und für die er in den Tod gegangen war, Vergebung der Sünden schenkte. Die echte Liebe begehrt nichts für sich, sondern alles für den Geliebten. Sollte die Menschheit ewig verloren sein, so lebte er, der keine Betrübniß verdiente, in ewiger Betrübniß; damit also sein Schmerz in ewige Freude verwandelt würde, mußte er die Beruhigung gewinnen, daß die Menschheit gerettet sei. Kommt sein Leiden uns nicht zu gut, so bleibt Gott ein ungerechter Gott, weil er dem einzig Sündlosen unter allen Erdgebornen nicht nur eine unverdiente und schmerzliche Strafe auflegte (meine Seele ist betrübt bis in den Tod, sprach der Herr), sondern sie ihm auch in alle Ewigkeit nicht abnimmt.

Aber Sündenvergebung besteht nicht neben der Sündenliebe, sondern erfordert eine Umänderung im Menschen. Der am Kreuze sterbende Erlöser hat zwar die Erlösung für Alle möglich gemacht; aber verwirklicht für den Einzelnen wird sie erst dann, wenn dieser sie sich aneignet, d. h. wenn jener Vorgang sich an ihm selbst wiederholt, wenn in ihm die Sünde gekreuzigt wird und der Heiland in ihm aufersteht, in ihm Gestalt gewinnt, oder mit andern Worten: wenn der Mensch bußfertig und gläubig wird.

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
„Und nicht in Dir, Du bleibst noch ewiglich verloren.“

Der Anstoß aber zu dieser Erneuerung, wodurch wir an der ein für allemal vollbrachten Erlösung erst persönlich Theil nehmen, geht ebenfalls vom Kreuze Christi aus. Dieses zeigt uns nämlich einerseits den höchsten Grad menschlicher Sünde, daß man den einzig Sündlosen, den Sohn des lebendigen Gottes, den Fürsten des Lebens wie einen Mörder ans Kreuz schlug, und andererseits die höchste Liebe, die irgend denkbar ist, die Liebe, die für uns in den Tod ging. Niemand hat ja größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde (Joh. 15, 13.). Wir werden also beim Anblick des Gekreuzigten theils den tiefsten Abscheu vor der Sünde empfinden, theils den stärksten Antrieb zur Liebe Christi, neue Lust und Liebe zu allem Guten empfangen.

Denken wir an die Liebe, die des eignen Sohnes nicht schonte, sondern ihn zu unserm Besten hingab (Röm. 8, 23.), an die Liebe, die sich selbst aufopferte, um uns zu erretten, so werden wir in namenloser Rührung mit dem Apostel ausrufen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!" so werden wir die Sünde nicht mehr als eine bloße Unklugheit, sondern als schwärzesten Undank erkennen. Und die Dankbarkeit, lieber Freund, ist nicht nur ein viel reinerer, sondern auch ein stärkerer Antrieb zum Guten als der klug berechnende Eigennutz. Was der Selbstsucht und Lohnsucht nie gelingen kann, das gelingt der dankbaren Liebe, und so wird die Liebe zugleich des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10.). Die Liebe Christi dringet uns also, nicht mehr uns selbst zu leben, sondern dem, der für uns gestorben ist (2 Cor. 5, 14. 15.). Die Selbstsucht weicht, die Liebe zieht ein.

Und wagst Du nun noch die Behauptung zu wiederholen, daß der Glaube an den erlösenden Tod Christi ein Ruhepolster für den trägen Sünder sei? Nach Deiner Meinung soll's der Lohn oder die Strafe thun. Täusche Dich nicht. Beide machen nur selbstsüchtige Knechte. Aber ich frage Dich, konnte der Anblick jenes Vaters, der sich selbst das Auge durchstochen, um des Sohnes zu schonen, ein Sündenpolster für diesen sein? Ich sage Dir, wer dem Manne am Kreuze recht in sein gebrochenes Auge und in sein gebrochenes Herz geschauet hat, dem vergeht die Lust zu sündigen, aber lieben, Ihn lieben bis in den Tod — das thut er! Man sollte wohl denken, daß die, welche so viel von Moral reden, daß sie gar die ganze Religion zur Moral werden lassen, auch nun vor allen sittlich lebten. Aber ich frage Dich, wo findest Du mehr sittlichen Ernst, heilige Begeisterung, freudige Hingebung — bei ihnen, oder bei denen, welche von der Liebe Christi gedrungen sind?

O mein Bester! geh doch nach Golgatha und hole Dir von dort jene auffliegende Adlerkraft (Jes. 40, 3.), die Dich zu einem neuen Menschen, zum Sieger über die Sünde macht! Man erzählt, daß Kaiser Konstantin, als er gegen seine Feinde zu Felde zog, in der Luft ein leuchtendes Kreuz gesehen habe mit der Inschrift: Durch dieses wirst du siegen! Er ward ein Christ und — siegte. Ja,

ja, in dem Kreuze Christi ist der Sieg, der Sieg über Sünde, Welt, Tod und Hölle!

In Venedig ward einst ein noch jugendlicher Herr zum Dogen gewählt, und der Sitte gemäß mußte sich Alt und Jung vor ihm verneigen. Nur sein greiser Vater hielt es für ungebührlich, sich vor des Sohnes Haupt zu beugen. Damit nun der gute Alte nicht der Strafe verfalle, die auf die verletzte Ehrfurcht vor dem Fürsten gesetzt war, heftete der Sohn hinfort an seine Dogenmütze ein Kreuz (was auch seitdem als Sinnbild daran verblieb) — und nun verneigte der Greis sich willig, aber nicht dem Sohne galt die Ehre, sondern dem Kreuze des Erlösers. Lerne: vor dem Kreuz des Herrn sich zu beugen ist für einen Christen keine Schande.

Einem edlen Florentiner, Hippolyto Galatino, gegenüber wohnte eine leichtfertige Dirne, die den frommen Mann zu verführen suchte. Da stellte er vor dem Fenster etwas auf, das mit einem Rahmen umgeben war, und das sie für einen Spiegel hielt. Sie fragte ihn daher spottend: Stehen auch die Heiligen stundenlang vor dem Spiegel? Hippolyt antwortete nicht, sondern wendete nur den vermeintlichen Spiegel um — es war ein Bild Christi mit der Dornenkrone, das er den Verlockungen zur Sünde siegreich entgegengesetzt hatte. Und das Frauenzimmer schämte und bekehrte sich.

Der Graf Zinzendorf sah in einem Wirthshause ein Kruzifix hängen, fand aber, daß die Wirthsleute sich um den Gekreuzigten nicht viel kümmerten. Drum schrieb er darüber an die Wand: „Das that ich für dich!“ und darunter: „Was thust du für mich?“ Als nach seiner Abreise die Wirthsleute das lasen, wurden sie sehr ergriffen und dienten dem Herrn hinfort mit neuer Liebe und rechter Treue. Und als der Graf späterhin wieder einmal durch jene Gegend gereist und in ihr Haus gekommen ist, da haben sie ihm recht von Herzen gedankt, auch gemeinschaftlich mit ihm dem Erlöser gedankt für die Rettung ihrer Seelen. Ja! lieber Freund! der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich; aber wie wenig thaten wir bisher für ihn!

Ein Einsiedler stand weit und breit in dem Rufe besondrer Gottseligkeit. Aber eine himmlische Stimme soll ihm einst kund gethan haben, daß eine geringe, aber fromme Magd in Gottes Augen werther gehalten sei als er.

Drob verwunderte er sich, ging zu ihr hin und fragte nach, was für heilige Uebungen sie denn anzustellen pflegte. Sie aber erklärte, daß sie von keinen besondern Uebungen und Kasteiungen wisse, nur, daß sie, so oft sie ein Bündlein Holz in die Küche trage, sich dessen erinnere, der aus Liebe zu ihr das schwere Holz des Kreuzes getragen, und ihm für diese Liebe von ganzem Herzen danke.

Nikolaus Bobadilla gerieth im Neapolitanischen unter Räuber. Er mußte mit ihnen ziehen und sang ihnen unterwegs geistliche Lieder vor. Endlich hielt er ihnen, auf einem Steine stehend statt der Kanzel, eine Predigt von etwa folgendem Inhalt: „Ich finde viele Aehnlichkeit zwischen Euch, meine lieben Freunde, und Christo. Er lebte unter Sündern, Ihr auch; Er wandelte oft über Berg und Thal und hatte nicht, wohin er sein Haupt legte, Ihr seid auch heimathlos und führt ein Wanderleben. Er rief Wehe über die geizigen Reichen, Ihr desgleichen; Er war vielen verhaßt, auch bei den Obern nicht beliebt, Ihr gleichfalls; man schrie gegen Ihn: Kreuzige, kreuzige! alles wie bei Euch. Aber vergeßt auch nicht, daß er zu dem bußfertigen Räuber und Mörder, der neben ihm am Kreuze hing, das Trostwort sprach: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! Auch Euch ladet er dahin ein, falls Ihr Buße thut und Euch zu ihm bekehrt.“ Und die rohen Gesellen bekehrten sich wirklich und gaben ihr gottloses Gewerbe auf.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz,
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Zweiunddreißigster Brief.

Der Gottmensch.

Ja, so dargestellt, wie es in meinem letzten Briefe geschehen sei, meinst Du, könne man sich die Lehre von der Erlösung wohl gefallen lassen. Aber, bester Freund, ich habe ja nur gesagt, wie es in der heiligen Schrift steht; und wer es anders sagt, sagt die Unwahrheit.

Ich lasse jetzt die Betrachtung der Person Christi auf die seines Werkes folgen. Ist Dir klar geworden, was er für Dich gethan hat, so wirst Du desto leichter erkennen, wer Er ist.

Er selbst nennt sich an einigen Stellen Menschensohn, an anderen Gottes Sohn. Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, als man diese beiden Aussagen noch nicht zu vereinigen wußte, bildeten sich daher zwei Parteien, von denen die erstere, die aus Judenchristen bestand, ihn für einen bloßen Menschen hielt (die Ebioniten), die andere dagegen, aus ehemaligen Heiden bestehend, nur seine Gottheit festhielt und diese daher auch nur mit einem Scheinleibe umkleidet glaubte (die Doketen). Der kirchliche Glaube, der zwischen entgegengesetzten Irrthümern immer die richtige Mitte bewahrte, verwarf beide Ansichten. Aus dem Streit der Meinungen entwickelte sich daher späterhin die Lehre von der innigen Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, die Lehre vom Gottmenschen, nachdem man auch hier wieder zwei neue Irrthümer hatte überwinden müssen. Die Nestorianer nämlich trennten die beiden Naturen in so weit, daß jede ein Ganzes für sich blieb und Christus somit aus zwei Personen bestand; die Monophysiten hingegen vermischten sie in der Art, daß eigentlich nur die göttliche Natur in Kraft blieb. Gegen beiderlei Ansichten erklärte sich der kirchliche Glaube und hielt an der ungetrennten und unvermischten Einheit der göttlichen und menschlichen Natur Christi fest. Wenn nun freilich die ältere christliche Kirche bis ins vorige Jahrhundert hinein vorwiegend die göttliche Seite an der Person des Erlösers ins Auge gefaßt und diese Lehre bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgebaut hatte, so schlug jetzt die Sache plötzlich um. Man riß das mühsam aufgerichtete Lehrgebäude von der göttlichen Natur Christi von Grund aus nieder; man ging bis auf die urälteste Zeit, bis auf die, noch im Judenthum steckenden Ebioniten zurück und verkündigte solchen Krebsgang als neuesten Fortschritt. Jesus sollte in allem ein Mensch sein, wie wir. Und in demselben Maß, wie der Sohn Gottes niedergedrückt wurde, ward die Würde und der Adel der Menschenkinder erhoben. Das Christenthum war ein verloren gegangener echter Ring, der von dem unechten nicht mehr zu unterscheiden war. Man benutzte das Osterfest, indem

man die frühe zum Grabe eilenden Weiber als die Hauptpersonen betrachtete, um das frühe Aufstehen zu empfehlen und predigte am Weihnachtsfest über den Nutzen der Stallfütterung. Ach, mein theurer Freund! es wehte ein kalter schauriger Luftzug durch die Christenheit. Aus dem schönen blüthenreichen Garten, den Christus sich herangezogen, den er so treu gepflegt und mit seinem Blute begossen, war eine öde, schneebedeckte Winterlandschaft geworden; nur hie und da wuchs kümmerlich ein vereinsamtes Pflänzchen. Aber in der Zeit schwerer Heimsuchungen rangen sich unter tausend Schmerzen neue Lebenskeime hervor; der christliche Glaube erwachte an vielen Orten wieder aus der Todeserstarrung. Und dieser neu erwachte Glaube ist nicht eine bloße Wiederholung des alten; in seinem Durchgange durch den Unglauben hatte er manchen Gewinn gethan, manche frühere Schwäche abgestreift und erschien jetzt erstarkt und in reinerer Gestalt. Wenn die ältere christliche Kirche zum Theil einseitig die Gottheit Christi hervorgehoben, und der Rationalismus nur seine menschliche Seite zu ihrem Rechte hatte kommen lassen, so hat die Gegenwart in der gleichmäßigen Beleuchtung seiner göttlichen und menschlichen Natur, also in der Erkenntniß des Gottmenschen, ihre Aufgabe erkannt.

Die pantheistische Meinung, daß die Menschheit der Sohn Gottes oder der menschgewordene Gott sei, scheinst Du nicht zu theilen. Ich will sie daher nur mit der Bemerkung zurückweisen, daß nach dieser Ansicht die Menschheit nicht ein Ganzes sein kann, weil es ihr an einem Haupte fehlt, und daß es nicht zu begreifen ist, wie die Menschheit im Ganzen ihre Bestimmung erfüllen kann, wenn doch kein einzelner Mensch sie erfüllt. Du siehst dagegen in Christus den vollendeten Menschen, den Menschen, wie er sein soll. Ei sehr gut, mein Lieber! ich stimme Dir darin vollkommen bei. Aber mit dieser Auffassung allein kannst Du vor den Zeugnissen der Schrift nicht bestehen, denn es fehlt dazu die andere Seite, die göttliche Natur.

Du behauptest, Jesus selbst nenne sich am liebsten des Menschen Sohn. Ob am liebsten, das können wir wohl beide nicht wissen; aber so viel steht fest, daß er sich auch ebenso oft Gottes Sohn nennt, wodurch die alleinige Geltung jener Bezeichnung aufgehoben wird. — Jesus selbst lehre, sagst Du weiter, daß der Vater grö-

ßer sei als er. Gewiß, während seines Erdenlebens mußte er so sprechen, denn da nahm er nothwendig an irdischen Beschränkungen Theil, z. B. an der Beschränkung des Raumes, die den Vater nicht berührt; da entäußerte er sich des Gebrauchs göttlicher Eigenschaften, er betete z. B., ein Beweis, daß er sich seiner Allmacht entkleidet hatte. — Der Apostel lehre, „daß er in menschlicher Gestalt erschienen, und an Geberden als ein Mensch erfunden sei." Ohne Zweifel! in anderer Gestalt konnte er nicht erscheinen, da die Gottheit keine Gestalt noch Geberden hat. — „Niemand sei gut, denn der einige Gott," habe der Herr einst selbst erklärt. Sehr richtig; aber daraus folgt ja eben, daß Du ihn, wenn Du ihn für vollkommen gut, für sündlos halten willst, nicht den Menschen gleichstellen kannst, sondern an Gottes Wesen mußt Theil nehmen lassen. — „Seine Seele sei betrübt gewesen bis in den Tod," das spreche deutlich für seine menschliche Natur. Es fällt mir nicht ein, das zu leugnen; aber, wenn er andrerseits auch alle Mühseligen und Betrübten zu sich ruft, so spricht dies eben so deutlich für seine übermenschliche Würde. — Jesus sei gestorben, ein Beweis, daß er ein wahrer Mensch gewesen sei. Auch ich erkenne seinen Tod als die Probe seiner Menschheit, aber in seiner Auferstehung sehe ich auch mit demselben Recht den Beweis seiner Gottheit.

Mit allem, was Du anführst, trittst Du eigentlich gar nicht in Widerstreit gegen die Kirchenlehre, Du triffst Deinen Gegner nicht. Denn alles dieses beweist nur, daß Christus auf Erden eine menschliche Natur angenommen hatte, und das ist theils von der Kirche nie geleugnet worden, theils streitet es nicht gegen seine göttliche Natur, da in ihm eben beide Naturen als vereinigt gedacht werden. Du hättest nicht beweisen müssen, daß die Bibel Zeugniß von der menschlichen Natur Christi gebe (denn dieser Beweis war unnütz), sondern, daß die göttliche Natur nicht darin bezeugt werde; und diesen Beweis konntest Du nicht führen, wenn Du nicht alle die Stellen, in denen sie wirklich ausgesprochen liegt, entweder ausstreichen oder unbeachtet lassen wolltest. Gestatte mir daher eine kurze Zusammenstellung derjenigen Schriftstellen, auf welche Du keine Antwort geben kannst.

Röm. 9, 5 heißt es: „Christus, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit." Ap. Gesch.

20, 28: „Die Gemeinde Gottes, welche er (Gott) durch sein eigenes Blut erworben hat." 1 Tim. 3, 16: „Gott ist geoffenbaret im Fleisch u. s. w." 1 Joh. 5, 20: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben." Ferner: Kol. 2, 9: „In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." Wie man das von einem Menschen sagen kann, begreife ich nicht. Ja, wenn auch die Gottheit Christi an keiner Stelle mit dürren Worten ausgesprochen wäre, so muß man doch bekennen, daß der Gesammteindruck, den man aus der neutestamentlichen Anschauung von seiner Person empfängt, den Glauben an seine göttliche Natur zur nothwendigen Voraussetzung hat, daß dieser Glaube der biblischen Ansicht von ihm durchweg zum Grunde liegt und sich durch keinerlei Kunstgriff hinweg deuteln läßt.

Jesus lehrt von sich, daß er von Ewigkeit her sei (Verkläre mich, Du Vater, bei Dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war, Joh. 17, 5.). Er sagte zu den Juden: Ehe denn Abraham ward, bin ich (Joh. 8, 58.). Kannst Du das von Dir sagen? und würde man Dir nicht, wenn Du es thätest, hohnlächelnd erwiedern wie dort: „Du bist noch nicht funfzig Jahre und hast Abraham gesehen?" Er war mit bei der Schöpfung thätig. „Durch welchen," wird von ihm gesagt, „er auch die Welt gemacht hat (Hebr. 1, 2.), das war das wahrhaftige Licht, und die Welt ist durch dasselbige gemacht" (Joh. 1, 10.). Wagst Du noch zu behaupten, daß die Bibel ihn für einen bloßen Menschen erklärt? Er sagt von sich: „Ohne mich könnt ihr nichts thun" (Joh. 15, 5.); denke nur, was das sagen will! welcher Mensch könnte seine armselige Person für schlechthin unentbehrlich für die Welt halten? Er sagt von sich: „Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn — alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater (Matth. 11, 27.), mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18.). Lieber Freund, wer so spricht, der ist entweder in Wahrheit Gott gleich an Macht oder — er ist ein Wahnsinniger. Ihr nennt Euch ja immer die Denkenden; denkt doch nur einmal über den letztgenannten einfachen Spruch nach. Ist er wahr, so muß der Heiland ein anderes Wesen sein als wir; ist er nicht wahr, wie könnt Ihr denn länger Jünger eines Mannes

bleiben, der in einem so furchtbaren Selbstbetruge befangen war? Ja, Jesus stellt sich aufs entschiedenste dem Allmächtigen zur Seite: „Wie der Vater die Todten auferwecket und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will — und wie der Vater das Leben hat in ihm selbst, also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selbst“ (Joh. 5, 21. 22. 26.). Nun wage doch einmal ein anderer sich Allmacht und Selbstständigkeit und die ausschließlich göttlichen Werke: Schöpfung, Todtenerweckung und Weltgericht beizulegen, würden wir uns nicht mit tiefster Entrüstung von ihm wenden? und waren die Juden nicht in vollem Recht, wenn sie ihm auf solche Aeußerungen, so lange sie an seine göttliche Würde nicht glaubten, auf Grund des ersten Gebotes entgegneten: „Wir steinigen Dich, daß Du ein Mensch bist, und machst Dich selbst einen Gott“ (Joh. 10, 33.)? Sind diese Juden nicht achtbarer, als die Halbgläubigen in der Christenheit, die solche Reden wollen stehen lassen, und ihn dabei doch für einen gewöhnlichen Menschen halten? die ihm eine schwankende Stellung zwischen Himmel und Erde anweisen, von der kein Mensch weiß, was er eigentlich daraus machen soll? Haben sie da nicht an ihm einen heidnischen Heros, einen Halbgott, nicht Fisch, nicht Fleisch? und stellen sie sich selber nicht damit in eine erbärmliche, qualvolle Halbheit, bei der sie keine Antwort wissen auf die Pilatusfrage: „Was soll ich denn machen mit Jesu, von welchem gesagt wird, er sei Christus?“ Ist es da nicht am besten gethan mit den Juden zu rufen: „Laß ihn kreuzigen!“ denn was soll diese Person in der Welt, die für einen Menschen zu groß geworden und für einen Gott zu klein ist? Führt hier nicht die vermeintliche Verständigkeit zum größten Unverstande? Entweder — oder! ist die Losung unsrer Zeit; die Zeit der Halbheiten ist vorüber.

Aber ich bin noch nicht am Ende. Konnte er behaupten, daß wir ihn sehen werden zur Rechten der Kraft sitzen und kommen in den Wolken des Himmels, konnte er diese Aussage sogar beschwören, ohne daß er wesentlich ein anderer wäre als wir: so war es ganz in der Ordnung, daß der Hohepriester seine Kleider zerriß und sprach: „Er hat Gott gelästert!“ Ich hätte mich dabei ebenso geberdet. Oder ist es nicht in der That Gotteslästerung, wenn ein Mensch sich neben Gott stellt? Erhebe die sitt-

liche Reinheit eines Menschen so hoch, wie Du immer willst, multiplicire seine Rechtschaffenheit mit hunderttausend Millionen, er wird dennoch nie so hoch steigen, daß man in allem Ernst glauben könnte, er sei Gott und werde an Gottes Stelle in den Wolken des Himmels kommen, um Lebendige und Todte zu richten.

In die größte Verlegenheit aber müssen Dich die Stellen bringen, worin er gradezu göttliche Ehre für sich verlangt. Er fordert, daß wir ihn mehr lieben sollen als Vater und Mutter, will also mehr geehrt sein, als diejenigen Menschen, die wir nächst Gott am höchsten ehren sollen. Ja, er erklärt ganz unumwunden: „Alle sollen den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren" (Joh. 5, 23.), bedenke wohl: wie sie den Vater ehren! die Worte lassen sich nicht deuteln, sie liegen klar vor aller Welt Augen. Wir sollen dem Sohne Gottes göttliche Ehre erweisen; wer nun das thut und ihn doch für einen Menschen hält, der treibt — scheue Dich nicht es auszusprechen — der treibt Götzendienst. Und Jesus verlangt es ausdrücklich; hat er uns zur Abgötterei verführen wollen? Hielt er sich nur für Gott gleich, ohne es zu sein (und er sagt ja deutlich genug: „Ich und der Vater sind eins," Joh. 10, 30, „wer mich siehet, der siehet den Vater." Joh. 14, 9.), so litt sein Verstand; und gab er sich nur dafür aus, ohne es zu glauben, so war er ein Lügner. Zwischen diesen beiden Ansichten nur hast Du die Wahl, wenn Du die biblisch-kirchliche Lehre verwirfst, daß er sich nicht nur für Gott gleich ausgab, sondern es auch war. Ich aber mag weder meinen Heiland für einen Lügner oder Wahnsinnigen, noch einen Lügner oder Wahnsinnigen für meinen Heiland halten.

Du wirst endlich nicht leugnen wollen, daß wir als Christen an Christum glauben sollen und daß in der heiligen Schrift die Ausdrücke: an Christum glauben und ein Christ sein, ganz gleichbedeutend sind. Im biblischen Sinn ist aber der Glaube eine gewisse, volle Zuversicht. Auf Menschen dürfen wir aber nie unsere volle Zuversicht, unsre ganze Hoffnung setzen. „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen" (Ps. 118, 8.). Fordert also die Bibel, daß wir auf Christum unsre ganze Zuversicht setzen, d. h. daß wir an ihn glauben, so spricht sie eben damit aus, daß er uns mehr als ein bloßer Mensch sein, daß wir ihn Gott gleich achten sol-

len, und das sieht sie nicht für einen Raub an Gott an (Phil. 2, 6.).

Für heute mag dieses genug sein. Gott befohlen!

Dreiunddreißigster Brief.

Fortsetzung.

Ist die Lehre von der Gottheit Christi schriftgemäß, wie ich Dir neulich gezeigt habe, so steht für den Offenbarungsgläubigen ihre Wahrheit fest. Sie soll ihm aber auch eine begriffene und verstandene Wahrheit werden. Der wackere Tauler sagt in seinen Predigten sehr trefflich: „Obschon es recht und billig ist, daß ich der heiligen Schrift mehr glaube und vertraue als mir selbst, so werdet ihr dennoch die Sachen viel leichter glauben und behalten, wenn ihr sehet, daß die Wahrheit auch aus der Vernunft kann bekräftiget werden." Wir werden freilich solcherlei Vernunftbeweisen nie den Werth beilegen können, als ob wir dadurch von selbst und unabhängig von der Offenbarung die ewige Wahrheit hätten finden können, sondern diese Vernunftbeweise lehnen sich an die vorhandene Offenbarung an und legen sie für die menschliche Vernunft zurecht, um sie anschaulicher und begreiflicher zu machen. Unsere Vernunft soll nur nachdenken, was Gott ihr vorgedacht hat.

Die in Rede stehende Lehre wird, wie wir das bei fast allen Verwerfungen der Kirchenlehre bemerken, mehrfach mißverstanden. Unsere Behauptung lautet nicht: Christus ist ein Gott, so daß er neben dem Vater ein zweiter Gott wäre, sondern: Christus ist Gott, d. h. er ist göttlichen Wesens. Unterscheide nun zwischen dem Sohne Gottes und der geschichtlichen Person Jesus von Nazareth, so wird Dir die Sache noch deutlicher werden. Denn, wenn ich behaupte: Gottes Sohn ist Gott, so wird Dir das weniger anstößig klingen, da doch der Sohn als solcher mit dem Vater gleiches Wesens sein muß (sonst wäre er ja Bastard und nicht Sohn). Die Kirchenlehre hat aber diesen Unterschied von jeher gemacht. Der Sohn Gottes war von Ewigkeit, Jesus von Nazareth wurde in der Zeit geboren. In ihm wurde der Sohn Gottes oder das Wort, das am Anfange bei Gott war, Mensch. Gott war in Christo, der übrigens in menschlicher Gestalt auf-

trat. Jesus war von Gott erfüllt, nahm, so viel es seiner menschlichen Natur möglich war, am Wesen Gottes Theil. Insofern der Sohn Gottes in ihm Fleisch ward, war er wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren; und insofern er als Mensch unter Menschen erschien, war er zugleich wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren.

Dieser Glaube wird, wenn man's recht bedenkt, auch von der Vernunft gefordert. Die Unvereinbarkeit Gottes und des Menschen ist eine niedrige, durch das Christenthum verdrängte Vorstellung, die weder der Gottheit noch den Menschen zur Ehre gereicht, die beide nicht zu ihrem vollen Recht, nicht zu ihrer Vollendung kommen läßt. Mancher meint, es sei Gottes unwürdig, sich zur Menschheit herabzulassen. Aber leuchtet nicht im Gegentheil die Gottheit erst dann im vollen Glanz der Liebe, wenn sie nicht selbstsüchtig in unnahbarer Ferne bleibt, sondern sich mit dem Menschen einigt, wenn sie die Liebe zur Menschheit so weit treibt, daß sie sich selbst entäußert und Knechtsgestalt annimmt? Ein großer Theolog macht die feine Bemerkung: „Eine Krone tragen sei groß, aber ihr entsagen können noch größer.“ Andrerseits ersteigt auch die Menschheit erst dann die höchste Stufe der Würde, wenn sie sich vollkommen mit Gott einigt. Wie Gott erst dann rechter Gott ist, wenn er sich ganz an den Menschen hingiebt, so wird auch der Mensch erst dann rechter Mensch, wenn er sich ganz an Gott hingiebt. Daher gewinnen sowohl Gott als der Mensch erst im Leben des Gottmenschen ihr rechtes Leben; indem sie sich in ihm gegenseitig umschlingen, feiern sie beide in ihm ihren höchsten Triumph. Diese Vereinigung mußte aber nicht eine bloße Möglichkeit, nicht ein leerer Wunsch bleiben, sondern auch irgendwann verwirklicht werden, und die ersehnte Verwirklichung ist nach biblischer Lehre in Jesus Christus geschehen.

Du leugnest nicht, daß Gott die Welt geschaffen hat, daß er also eher da gewesen ist als sie; Du leugnest auch nicht, daß er allmächtig ist. Was soll denn nun eine ruhende Allmacht, eine Allmacht, die nichts macht? ist sie nicht ein Widerspruch in sich selbst? Wolltest Du diesen Widerspruch aufheben, so müßtest Du eine ewige Weltschöpfung annehmen, wodurch Gott von der Welt abhängig gemacht würde. Wir aber heben diesen Widerspruch ganz leicht auf durch die Lehre, daß er von Ewig-

keit seinen Sohn gezeugt habe. Nimmst Du das nicht an, so bleibt er mit seiner unthätigen Allmacht die höchste Selbstsucht und darum keiner Ehre werth.

Gott ist ein denkender Gott und jeder seiner Gedanken wird sofort zur That. So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da. Was soll nun vor der Schöpfung der denkende Gott, der nichts denkt? Er kann nie gedankenlos sein. Ehe er aber an das dachte, was außer ihm entstehen sollte, faßte er sich selbst in seine Gedanken. Auch dieser Gedanke mußte zur That werden, und das Ergebniß desselben ist der Sohn Gottes.

Ferner: wie konnte Gott vor der Schöpfung die Liebe sein, wenn er keinen Gegenstand der Liebe bei sich hatte? dann wäre er erst in der Zeit zur Liebe geworden, hätte sich also nach und nach erst vervollkommnet. War Gott irgendwann nicht Liebe, so war er auch nicht Gott, denn die Liebe macht sein Wesen aus. Es mußte somit auch vor der Welt etwas vorhanden sein, was er liebte, und diesen einigen Gegenstand seiner Liebe nennen wir den Sohn Gottes. Leugnen wir diesen, so entschwindet uns Gott selbst; Johannes sagt: „Wer den Sohn leugnet, der hat auch den Vater nicht" (1 Joh. 2, 23.). Die vollkommne Liebe verlangt aber auch einen vollkommen liebenswürdigen Gegenstand, auf dem ihr ganzes Wohlgefallen ruhen könne. Die sündige Menschheit kann dieser Gegenstand nicht sein, sie ist kein reiner Spiegel, in welchem die höchste Liebe sich selbst wieder erkennen könnte. Der Sohn Gottes ist also dem Vater ein beständiger und unentbehrlicher Ersatz für das, was ihm an der Menschheit mißfällig ist, eine fortdauernde Ergänzung dessen, was der Menschheit fehlt. Die Sünde macht also den Erlöser nothwendig, und nicht blos für die Sünder, sondern auch für Gott.

Soll Christus in Wahrheit der Helfer und Heiland aller Menschen sein, so muß er gleichzeitig an allen Orten helfen, also allgegenwärtig sein, so muß er zu allen Zeiten helfen können, also ewig sein, so muß er für jede Noth eine Hilfe haben, also allmächtig sein. Ist er aber allgegenwärtig, ewig und allmächtig, so ist er göttlichen Wesens. Die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christo ist eine nothwendige Annahme, wenn uns der Begriff der Erlösung nicht verschwinden soll. War er nur Mensch, und soll dennoch durch seine aufopfernde Hingabe unsre

Erlösung bewirkt werden, so wird die vergebende Liebe Gottes erst durch die zufällige Hingabe eines Menschen erzeugt, so hat dieser Mensch das Verdienst, der Schöpfer der göttlichen Gnade zu sein, so hat dieser Mensch uns viel größere Liebe bewiesen, als Gott, der nicht für uns gestorben ist, und ist dann ein viel würdigerer Gegenstand der Anbetung als Gott selbst. Aber als Mensch konnte er nach dem Zeugniß der Schrift nicht für andere Menschen ein Erlöser werden. Kann doch ein Bruder niemand erlösen, er muß es lassen anstehen ewiglich (Ps. 49, 8. 9.). War er nur Mensch, so ist auch nicht einzusehen, warum nicht jeder Mensch sein eigner Erlöser sollte sein können; daß aber dies nicht möglich sei, haben wir früher schon erkannt. War dagegen der Erlöser nur Gott, so begreife ich nicht, warum er auf Erden erschien, warum Gott nicht gleichsam vom Himmel aus, also ohne Vermittler, die Erlösung bewirkte, d. h. ohne viele Umstände uns alle unsere Sünden vergiebt und durch die ganze unbezahlte Rechnung einen Gnadenstrich macht. Das widerspricht aber seiner Heiligkeit, die wirkliche Zahlung verlangt. Es ist auch nicht genug, daß blos Gott zur Versöhnung geneigt ist, auch die Menschen müssen willig sein, sich versöhnen zu lassen. Das konnte nur der bewirken, der Gott und Mensch war. Der Erlöser mußte also in der wahren Mitte zwischen beiden getrennten Parteien stehen, mußte Mittler zwischen Gott und den Menschen, also Gottmensch sein. Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung (1 Tim. 2, 5. 6.).

Freund, er ruft auch Dir zu: laß Dich versöhnen mit Gott!

Vierunddreißigster Brief.

Die Dreieinigkeit.

Gegen meine letzte Auseinandersetzung erhebst Du noch den Einwand: wenn man die Gottheit Christi lehre, so habe man zwei Götter, und, füge man den heiligen Geist noch hinzu, gar drei. Diese Lehre könnest Du aber in Deiner Bibel nicht finden, nicht einmal das Wort Dreieinigkeit stehe darin.

Die Vollwichtigkeit dieses Einwandes, lieber Freund, fühlte auch die alte Kirche schon. Sie konnte, wenn sie aufrichtig sein wollte, nicht leugnen, daß die heilige Schrift die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes lehre, und sah doch auch, daß sie andrerseits den Glauben an Einen Gott predige. Wie ließ sich das vereinigen? Es blieb der Kirche nichts anderes übrig, als den Glaubenssatz auszusprechen: Diese drei sind eins. Du mußt entweder die göttliche Natur Christi und des heiligen Geistes leugnen, und dann hat die Bibel Unrecht, ja Christus selbst ist ein Lügner, und Du kannst ihm hinfort nicht anhängen als sein Jünger. Oder Du nimmst glaubend an, was die Schrift lehrt, und dann kannst Du Dich auch nicht der Folgerung entziehen, daß im göttlichen Wesen drei Personen vereinigt sind. Eine dritte Möglichkeit ist nicht gegeben. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist allerdings erst im vierten Jahrhundert klar ausgesprochen worden, aber das schwächt ihr Ansehen nicht, da die Materialien zu dieser Lehre, die beiden Grundsteine, worauf sie ruht, in der heiligen Schrift vorliegen. Sie ist also, wenn auch in der Bibel nirgends deutlich ausgesprochen, doch eine biblische Lehre, und keine willkührliche Menschensatzung, kein Machtspruch, kein Nothbehelf. Daß das Wort Dreieinigkeit in der Bibel nicht vorkommt, will wenig sagen. Es steht manches Wort nicht in der Bibel, das Du Dir doch um keinen Preis würdest nehmen lassen, z. B. das Wort Religion. Wenn der Ausdruck fehlt, so folgt daraus noch nicht, daß auch die damit bezeichnete Sache fehlt.

Du klagst, diese Lehre sei Dir zu tief, Du könnest sie nicht fassen. Gegenstände des Glaubens, bester Freund, sind immer Geheimnisse, sonst wandelten wir ja im Schauen und nicht im Glauben. Wollen wir nur das als wahr und berechtigt stehen lassen, was wir mit unserm kurzen Verstande ausmessen können? Es ist ja uns so Vieles unerklärlich, was wir täglich auf Erden geschehen sehen, z. B. das Wachsthum der Pflanzen und Thiere, die Bewegung der Gestirne; wie können wir denn erwarten, daß uns die Tiefe der Gottheit völlig verständlich sein solle? Die göttliche Wahrheit liegt nicht wie Streusand oben auf, sondern will wie das edle Metall aus der Tiefe geholt sein. In die Tiefe steigt aber zunächst das Gemüth hinab und arbeitet dort in dunklen Schachten, in tiefer Noth, und findet endlich die goldhaltige Wahrheit als Trost und

großen Lohn. Das Geschäft des Verstandes ist es dann, sie ans Tageslicht zu fördern, damit sie Klarheit gewinne und als Gold erkannt werde. Was auf der Oberfläche liegt, so daß gleich jeder es greifen kann, hat zwar Klarheit, aber keinen Goldklang, keinen Werth. Der Philosoph Bako sagt: „Unser Geist muß sich zur Größe der Geheimnisse erweitern, aber nicht die Geheimnisse in seine Beschränktheit zusammendrücken."

„Aber eins und eins und eins macht doch allemal drei, und nicht eins." Lieber Freund, traust Du den Vätern, die jene Lehre zuerst aussprachen, nicht so viel Verstand zu, daß sie dies gewußt haben? Glaubst Du also die Dreieinigkeit mit einem so einfachen Rechenexempel widerlegen zu können, so beweisest Du nur, daß Du Dir etwas anderes dabei denkst, als was sie sich gedacht haben, daß Du somit ihre Gedanken nicht verstanden hast. Es heißt nicht: Diese Drei sind Einer, sondern sie sind Eins, wie auch Gott nie der einzelne oder einzige, wohl aber der einige Gott genannt wird. Du stellst Dir die Sätze so: der Vater ist ein Gott, der Sohn ist ein Gott und der heilige Geist ist ein Gott. Dann erhältst Du allerdings drei Götter, und drei Götter können nimmermehr Ein Gott sein, das ist klar. Aber ich habe Dir schon neulich angedeutet, daß diese Auffassung nicht die richtige ist. Es muß vielmehr heißen: „Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der heilige Geist ist Gott; und das hat den Sinn: Der Vater ist göttlichen Wesens, der Sohn ist göttlichen Wesens, und der heilige Geist ist göttlichen Wesens. Es nehmen also drei Personen an dem Wesen Gottes Theil. Und das ist nicht schwerer zu denken, als wenn ich sage: mein Leib ist menschlich, meine Seele ist menschlich und mein Geist ist menschlich, und doch bin ich nur ein Mensch und nicht drei Menschen. Daß Gott sich auf dreifache Weise geoffenbaret hat, durch Schöpfung, Erlösung und Heiligung, das wirst Du nicht im mindesten anstößig finden. Aber damit sind erst drei Thaten, drei Offenbarungsweisen Gottes beschrieben. Der Sinn unserer Lehre ist dagegen dieser, daß das eine göttliche Wesen eine Dreiheit von Personen in sich schließt. Das Wort Person ist ein lateinisches und heißt soviel als etwas Durchtönendes. Also durch das eine göttliche Wesen tönen drei hindurch, es ist ein himmlischer Dreiklang.

Begleite mich bei folgender Auseinandersetzung Schritt

vor Schritt, so wird Dir die Nothwendigkeit dieser Lehre einleuchten.

Jedes Ding muß Unterschiede von andern Dingen aufweisen können, sonst ist es kein besondres Ding. Diese Unterschiede nennen wir seine Eigenschaften. Jedes Ding hat aber auch Unterschiede in sich selbst, die wir bei sichtbaren Dingen Theile nennen. Auf geistigem Gebiet fehlt es uns an einer Bezeichnung dafür. Der Ausdruck „Kräfte" käme hier der Sache vielleicht am nächsten. Am menschlichen Körper unterscheiden wir z. B. Kopf, Hals, Füße; der menschliche Geist hat auch Unterschiede in sich selbst, man unterscheidet die Erkenntnißkraft von der Willenskraft, diese vom Gemüth. Tragen wir nun dieses auf Gott über, so bemerken wir auch an ihm Unterschiede von andern Dingen, und das sind seine Eigenschaften. Er ist ewig, allmächtig, heilig, was kein anderes Ding ist. Er muß aber auch, wie jedes andere Ding, Unterschiede in sich selbst haben, damit er als lebendiger Gott erkannt werde, und diese werden durch die Lehre von der Dreieinigkeit auseinandergelegt. Gott als Schöpfer und Vater unterscheidet sich von sich selbst als Erlöser oder Sohn. Denn der Erlöser bethätigt sich auf andere Weise als der Schöpfer, und doch ist es dasselbe Wesen, das uns erschaffen und erlöst hat. Ein anderer und doch derselbe — das ist kein Widerspruch. Der wiedergeborene Mensch ist auch ein ganz andrer als der unwiedergeborne, anders in all seinem Denken, Lieben und Thun, und doch ist er noch derselbe Mensch. Auch durch die Heiligung tönt ein andrer hindurch als durch die Schöpfung und Erlösung, und doch geht sie von demselben Gott aus. Ein unterschiedsloser Gott wäre ein bloßes Gedankending; als lebendiger Gott muß er thätig sein, sich ausbreiten, seine Mannigfaltigkeit darlegen. Es giebt nur Eine unterschiedslose Einheit in der Welt, die blos gedachte Zahl Eins; man kann sie zwar theilen in $1/2$ und $1/2$, aber diese Theile unterscheiden sich nicht von einander. Soll Gott nicht zur Zahl Eins zusammenschrumpfen, soll er ein lebendiger und so zu sagen vielgestaltiger, ein wirklicher und wirksamer Gott bleiben, so mußt Du nothwendig Unterschiede in ihm annehmen, so mußt Du an den dreieinigen Gott glauben.

„Aber wenn ich schon drei Personen annehme, warum nicht auch vier? wie erwehre ich mich dann des Zu-

dranges von noch mehreren?" Ein scharfsinniger Denker hat darauf etwa in folgender Weise geantwortet. Die Kirche lehrt, daß der Vater ein zeugender und mittheilender, nicht ein erzeugter oder empfangender, der Sohn empfangend oder erzeugt (vom Vater) und mittheilend (in Beziehung auf den heiligen Geist), der heilige Geist endlich nur ein empfangender, aber nicht selbst wieder mittheilend ist. Es liegt folglich auf der Hand, daß jede vierte Person eine überflüssige wäre; verhielte sie sich empfangend und zeugend, so wäre sie dem Sohne gleich, wäre sie eine nur empfangende, so wäre sie eine bloße Wiederholung des heiligen Geistes. — Das Verhältniß der drei Personen ist also dieses: indem Gott sich selbst denkt, erzeugt er aus sich den Sohn; aber bei diesem Heraustreten Gottes aus sich selbst, bei dieser Zerspaltung des göttlichen Wesens darf es nicht bleiben, Gott muß sich wieder finden, und die Rückkehr Gottes zu sich selbst nennen wir den heiligen Geist. Als Vater ruht Gott in sich selbst verschlossen, durch den Sohn offenbart und entfaltet er sich in der Schöpfung, und des heiligen Geistes Geschäft ist es, diejenigen, in welchen der Sohn Gottes Gestalt gewonnen, die Gemeinde der Heiligen, zum Heil, also zu Gott, zurückzuführen. Er wirbt, sammelt und heiligt eine Gemeinde Christi auf Erden, er ist der Gründer und Lenker der Kirche.

Der Glaube an Gott, als Vater, Sohn und heiligen Geist ist der eigenthümlich christliche Gottesglaube im Unterschiede von andern Religionen. Denn der Jude glaubt nicht an den Sohn Gottes, der Heide nicht an den Geist, da er geschaffene, also leibliche, sichtbare Götter anbetet. Das Christenthum läßt aber auch die andern Religionen zu ihrem Recht kommen, indem es das, was sie Wahres in sich haben, zu höherer Vollkommenheit zusammenschließt. Das Judenthum schloß sich durch seinen schlechthin einfachen und einzelnen Gott gegen die Vielgötterei des Heidenthums ab. Das Christenthum versöhnt und vereinigt nun die Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Gottheit, wie das Heidenthum sie hat, mit dem Glauben an den Einfachen und Einen, den das Judenthum verehrt, in seiner Lehre von dem dreieinigen Gott und trägt somit der Wahrheit der beiden andern Religionen Rechnung.

Auch ich, mein werther Freund, habe einst die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit bezweifelt. Aber, sobald ich fand, daß ich mit der heiligen Schrift im Widerspruch sei,

fing ich an zum Glauben mich hinzuneigen, und die Glaubensgeneigtheit führte mich bald zur Glaubensnothwendigkeit. Hinfort mußte ich mit Jeremias (20, 7.) sprechen: Herr, Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen, Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen. Auch der Zusatz, den der Prophet macht, geht an gläubigen Christen in dieser glaubenslosen Zeit nur zu oft in Erfüllung: „Aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich." Doch die Weisheit von oben muß es sich ja gefallen lassen, hienieden unter dem Namen Thorheit zu kursiren, oder, um ein anderes Bild zu brauchen, sie reiset, wie hohe Herrschaften das gerne thun, meistens incognito durch die Welt.

Besonders aber möchte ich Dir noch rathen: lerne nur erst Deine Sünde erkennen und recht lebendig nach einem Erlöser verlangen, so wirst Du bald geneigt werden, seine Erhabenheit über Dich, den Erlösungsbedürftigen, der nach seiner Hilfe schreit, also seine göttliche Natur anzuerkennen; und von der Anerkennung der Gottheit Christi bis zur Unterschreibung der Lehre von der Dreieinigkeit ist nur ein einziger, unaufhaltsamer Schritt.

Fünfunddreißigster Brief.

Die Kirche.

Wie freue ich mich, daß es in Dir gährt, mein theurer Freund, daß Du endlich zu der Ueberzeugung gekommen bist, Du könnest Dich in der bisherigen Halbheit nicht länger halten. Die Aussprüche des Herrn über sein eigenes Sein und Wirken, schreibst Du mir, haben Dich aus der Ruhe gescheucht. Du seist in einer furchtbaren Revolution begriffen, die in Kurzem entweder mit dem offenen und ehrlichen Austritt aus dem Christenthume, mit der gänzlichen Lossagung von jenem jüdischen Schwärmer, — oder mit der vollständigen Annahme des biblisch-kirchlichen Glaubens endigen müsse. Aber dem letzteren Auswege widerstrebe bis jetzt Dein Verstand, dem ersteren Dein Herz. Am meisten verfolge Dich Tag und Nacht das Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." O mein Bester, wende Dich doch einmal ohne

Scheu und Zagen an den, der das gesagt, und der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft! und ich will mit Dir und für Dich beten, daß der Herr Deinen zu hoffenden Ausgang aus dem Halbglauben zu einem seligen Eingange in die christliche Kirche segnen wolle.

Die will ich Dir heute ein wenig beschreiben.

Wie wir von der Sünde hinweg zu Gott kommen, das haben wir nun gesehen, nämlich durch Christum. Wie kommen wir aber zu Christo? Dies geschieht durch die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. Wir haben erkannt, daß wir das Heil, das Christus uns erworben, uns in irgend einer Weise aneignen müssen. Es fragt sich daher — und diese Frage wird uns von nun an allein noch beschäftigen — wie jeder Einzelne zu dem Heilsbesitz gelangt? Es geschieht dies in einer Heilsanstalt (Kirche) nach einer gewissen Heilsordnung durch die dargebotenen Heilsmittel und führt zu der verheißenen Vollendung des Heils.

Die Kirche hat einen doppelten Beruf: sie soll theils eine Gemeinschaft der Glaubenden sein, die in ihr das Heil suchen und finden, theils den Glauben weiter tragen zu denen, die ihn noch nicht haben, noch suchen.

Ihren ersteren Beruf erfüllt sie noch nicht auf vollkommne Weise; sie ist nicht eine Gemeinschaft von lauter Gläubigen und Heiligen, sondern neben diesen Mitgliedern giebt es in ihr auch Nichtglaubende und Nichtheilige. Wenn sie auch nach des Meisters Sinn in ungetrübter Reinheit und zugleich in ungetrennter Einheit verharren sollte, so ist doch die Macht der Sünde noch nicht vollständig in ihr überwältigt; theils erkrankten und verdarben einzelne ihrer Glieder, theils trennte sie sich in gesonderte Kirchenparteien. Aber ungeachtet ihrer Zerrissenheit und theilweisen Unheiligkeit ist doch immer eine Gemeinschaft von wahrhaft Gläubigen und Wiedergebornen in ihr vorhanden — und diese nennen wir die unsichtbare Kirche, das Reich Gottes, das Himmelreich. Das Himmelreich, das der Täufer als ein nahe bevorstehendes ankündigte, und das Jesus in vielen Gleichnissen als ein bereits vorhandenes beschreibt, ist nicht erst, wie so mancher meint, im Himmel zu erwarten, sondern auf Erden schon da; aber es ist nicht etwas Sichtbares und Aeußerliches, weil die wahren Gläubigen nirgends an einem Orte zusammen gefunden werden, daß man sagen könnte: „Da,

da!" Wir bekennen daher im Glauben eine Gemeinde der Heiligen. Die Kirche Christi wird in der heiligen Schrift der Leib Christi genannt. Sofern der Leib etwas Aeußerliches ist, wird zwar damit bezeugt, daß die Kirche immer zur Erscheinung kommen muß; wie denn die wahren Gläubigen stets auch ein äußeres Bekenntniß ablegen, eine Gemeinschaft stiften müssen; allein da sie selbst noch immer der Sünde unterworfen sind, und die Sünde durch den Hinzutritt unheiliger Mitglieder bald in die gestiftete Gemeinschaft tritt, so kommt dieser Leib Christi nirgends zur vollkommnen Erscheinung auf Erden, er hat gesunde und kranke Glieder, es wird hier Weizen und Unkraut gefunden; es ist dies die sichtbare, die allgemeine christliche Kirche, deren Kern und Leben allerdings die unsichtbare, die Gemeinde der Heiligen ist.

Die Sekten stoßen meistentheils die unheiligen Mitglieder aus; sie wollen eine reine Gemeinschaft der Gläubigen darstellen. Das Wesen der Sekte besteht nicht darin, wie man bei oberflächlicher Anschauung glauben möchte, daß sie klein ist, sondern daß sie klein sein will. Sie will die unsichtbare Kirche sein, also diese sichtbar machen, was ein Widerspruch in sich selbst ist; was Gegenstand des Glaubens sein soll, will sie schauen und mit Händen greifen. Und weil sie sich einbildet, das sichtbare Reich Gottes zu sein, so verfallen ihre Mitglieder leicht in geistlichen Hochmuth, geben auch äußerliche Merkmale der Bekehrung an, was nicht blos unmöglich, sondern auch häufig eine Verführung zur Heuchelei ist.

Die katholische Kirche verwirft die unsichtbare Kirche ganz und gar und erklärt ihr sichtbares Kirchenthum geradezu für das Reich Gottes. Während die Sekten das Unkraut vor der Zeit ausgäten, so erklärt die katholische Kirche den mit Unkraut vermischten Weizen für reinen Weizen, d. h. es ist jedem durch die bloße äußere Zugehörigkeit zur Kirche die Seligkeit gesichert, die thörichten Jungfrauen werden ebensowohl als die klugen zur Hochzeit zugelassen. Sie will die Einheit der Kirche mit Gewalt durchsetzen, unbekümmert um die Reinheit; daher der Grundsatz: außerhalb der katholischen Kirche kein Heil. Wie sie also das Unkraut auf ihrem Gebiet für Weizen nimmt, so erklärt sie auf des Nachbarn Felde den Weizen für Unkraut.

Die evangelische Kirche hat hier, wie überall, die richtige Mitte, nämlich die Wahrheit des Evangeliums gefunden; sie ist unter den sichtbaren Kirchen diejenige, welche das Evangelium am reinsten bewahrt hat und daher der Wahrheit am nächsten kommt. Während die Sekten die kranken Glieder abschneiden und die katholische Kirche sie ungeheilt stehen läßt, so bemüht sich die evangelische Kirche sie zu heilen; sie erkennt den Unterschied des Unkrautes vom Weizen an, überläßt aber die Scheidung beider der Hand des Herrn. Während die Sekten die Einheit der Kirche ohne Sorgen aufgeben und nur auf ihre Reinheit bedacht sind, der Katholicismus dagegen die Reinheit opfert und nur für die Einheit sorgt: so genügt die evangelische Kirche beiden Forderungen durch ihren Glaubenspunkt von der einen und reinen unsichtbaren Kirche. Und eine solche Gemeinde der Heiligen hat es zu jeder Zeit, von den Aposteln bis hieher, gegeben. Es ist daher eine unrichtige Vorstellung, daß die evangelische Kirche eine Schöpfung Luthers sei; denn es hat ihr nie an Verbindungsgliedern mit der ursprünglichen apostolischen Kirche gefehlt, von welcher die päpstliche sich im Verlauf der Zeit immer weiter verirrt hatte. Sie ist also älter als diese; Luthern sehen wir nur als ein Werkzeug des Herrn zur Reinigung und Erneuerung seiner Kirche an. — Wenn endlich der Katholicismus lehrt, daß außerhalb der päpstlichen Kirche kein Heil sei, so lehren wir, daß überall, wo der Glaube an Christum gepredigt wird, also in allen sichtbaren christlichen Kirchen die Erwerbung der Seligkeit möglich ist. Daraus folgt noch nicht, daß es gleichgiltig sei, welcher Kirche man zugehöre; denn, wo das Evangelium getrübt ist, da ist der Heilsweg erschwert, wo es rein gepredigt wird, erleichtert. Aber das müssen wir ewig festhalten, daß außer Christo kein Heil zu finden ist.

Und das eben ist der Grund, warum die Kirche nicht blos eine Sammlung der Gläubigen, sondern auch eine sammelnde Anstalt für den Glauben sein soll. Außer Christo kein Heil! denn der Herr selbst sagt: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und sein Apostel bezeugt: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Hier bleibt Dir nur die Wahl: entweder dies klare Zeugniß zu unterschreiben, oder auch den nicht christlichen Religionen Heilsbesitz

zuzugestehen, also die Erscheinung Christi für eine überflüssige zu erklären. Aber Du sagst: „Wenn nur in Christo die Seligkeit zu finden ist, so sind ja alle Heiden verdammt.“ Nein, mein Lieber, das folgt daraus noch nicht. Zwar durch das Heidenthum werden sie nicht zur Seligkeit geführt, weil darin nichts Beseligendes liegt, weil es keine Heilsmittel aufzuweisen hat. Sündenherrschaft und Seligkeit sind durchaus unverträglich mit einander. Uns hat Gott nur Einen Weg zum Heil gezeigt, den Glauben an Christum. Aber nicht der unverschuldete Mangel, sondern die Verachtung dieses Glaubens ist verdammlich. Wir können daher nicht wissen, ob nicht Gott den Heiden in der Ewigkeit noch Raum geben werde, das Heil zu gewinnen, ob er sie nicht trotz ihrem Heidenthum selig machen könne. Und dies zu glauben haben wir allerdings einigen Grund, da die heilige Schrift lehrt: „Christus ist die Versöhnung für unsere Sünde, nicht aber allein für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt“ (Joh. 2, 2.). Und hier möchte ich auch auf die Höllenfahrt Christi zurückweisen; soll die Erlösung durch Christum eine allgemeine sein, so müssen alle Menschen, auch die Heiden, daran Theil nehmen können. Ja, sie unterliegen denselben Voraussetzungen, die Gottes Wort von den vor Christo verstorbenen Seelen macht; sie gehören zu denen, die „etwa nicht glauben,“ d. h. ohne ihre Schuld nicht zum Glauben gelangt sind. Wenn also die Gnade jene zu gewinnen wußte, so dürfen wir wohl hoffen, daß es ihr auch für diese an einem Rettungswege nicht fehlen werde.

Giebt es außer Christo kein Heil, so hat die Kirche die unabweisbare Aufgabe, allen Menschen den Zugang zu Christo zu eröffnen. Innerhalb der Marken der Christenheit hat sie also das heranwachsende Geschlecht durch Schul- und Confirmanden-Unterricht zum Glauben zu führen, die Erwachsenen, im Glauben Stehenden durch die Predigt des göttlichen Wortes darin zu erhalten und zu bestärken, die Abtrünnigen, z. B. die Säufer, die Strafgefangenen, die Verwahrlosten, durch die besondere Seelsorge zum Glauben zurückzuführen. Besonders das letztere hat man in neuerer Zeit mit dem Ausdruck „innere Mission“ bezeichnet.

Auf demselben Grunde beruht aber auch die Pflicht der christlichen Kirche, die unchristliche Welt für das Evangelium zu gewinnen, also die „äußere Mission“ zu betreiben. Diese fußt auf dem Befehl des Herrn: „Gehet hin

in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur" (Marc. 16, 15.), dem letzten Vermächtniß des Herrn an seine Jünger, ferner auf der Bestimmung des Christenthums, der Sauerteig zu sein, der die ganze Welt durchsäuern soll, und endlich auf dem Elend und Heilsbedürfniß der armen Heiden, welches die christliche Bruderliebe nicht ohne Erbarmen ansehen kann. Die Mission ist daher das unterscheidende Kennzeichen christlicher Gesinnung und ein ausschließlich christliches Werk. Wer den Herrn gefunden und in ihm sein Heil, der hat keine Ruhe, so lange er andere noch ferne weiß von diesem Heil. Der Feind der Mission setzt sein Licht unter den Scheffel, da leuchtet's nur ihm; der Freund der Mission stellt es auf den Leuchter, damit es auch denen zu gut komme, die noch in Finsterniß leben. Das Heidenthum kümmert sich um den Glauben andrer Völker gar nicht. Die Juden haben sich von jeher als das auserwählte Volk Gottes abgeschlossen; wenn auch im Heilsbesitz, mißgönnten sie doch den andern die Wahrheit, die sie selbst besaßen, und haben daher thatsächlich nie Mission getrieben. Und wenn auch Volk Gottes, ist dies Volk doch nie recht zu dem lebendigen Bewußtsein der Glaubensgemeinschaft gekommen; es gleicht dem Elias, der da glaubte, er sei der allein übrig gebliebene, der seine Knie nicht vor Baal gebeugt, während doch im Christenthum die Gläubigen sich finden und sich als Eine Heerde unter Einem Hirten erkennen. Dort spricht ein Gläubiger, als ob er von Glaubensgenossen nichts wüßte: ich glaube, darum rede ich (Ps. 116, 10.); hier wiederholt ein voller Chor: so glauben wir auch, darum so reden wir auch (2 Cor. 4, 13.). Der Muhammedanismus hat zwar um die Bekehrung andrer sich bemüht, aber seine Missionare waren das Schwert und die Streitart. Das Christenthum will nur durch Ueberzeugung wirken, will vor allem die Herzen gewinnen.

Die Bemühung der christlichen Kirche, die Nichtglaubenden zum Glauben zu führen, eine Bemühung, die sie unter dem Beistande des heiligen Geistes unabläßig zu vollbringen hat, fällt mit dem ersten Werk des heiligen Geistes am Menschenherzen, mit der ersten Stufe der Heilsordnung, die wir im nächsten Briefe besprechen wollen, nämlich mit der Berufung zusammen. Die Berufung der Menschen zum Himmelreich ist der Zweck sowohl der äußeren als der inneren Mission.

Sechsunddreißigster Brief.

Berufung und Bekehrung.

Du hast mich ohne Antwort gelassen; da Du mir also keine Hindernisse in den Weg stellst, so kann ich unangefochten meiner Straße weiter ziehen.

Die Reihenfolge derjenigen Thätigkeiten, die der heilige Geist am Menschen in Bewegung setzt, um ihn zu einem Eigenthum Jesu Christi zu machen — eine Reihenfolge, die keine Versetzung oder Umkehr ihrer einzelnen Glieder gestattet — nennen wir die Heilsordnung. Man rechnet dazu die Berufung, die Bekehrung, die Rechtfertigung und die Heiligung.

Das Erste ist die Berufung, wodurch der Geist Gottes dem in der Sünde befangenen Menschen die Kunde einer möglichen Rettung zukommen läßt, also das Heil ihm anbietet, das Gott ihm durch Christum bereitet hat. Diese von außen an ihn herangebrachte Kenntniß des Heils ist der nothwendige Anfang, die erste Stufe zum Heilsgewinn, und ohne sie kann das Werk der Rettung nicht seinen Fortgang nehmen. Denn, wer das Heil nicht kennt, kann es nicht ergreifen. Die Berufung geschieht durch das Wort Gottes, das der Sünder liest oder hört, durch die Predigt des Evangeliums, der Gnadenbotschaft von Christo, die den getauften Christen der Regel nach durch das geordnete Predigtamt, auf außerordentliche Weise aber auch durch besondere Führungen der göttlichen Gnade; den Heiden durch den apostolischen Dienst, durch die Mission verkündigt wird, wie wir solches bereits im vorigen Brief erkannt haben. In den Gleichnißreden des Herrn wird die Berufung mit der Einladung zu einem Gastmahl, mit dem Miethen von Arbeitern für den Weinberg, mit dem Aussäen des Samens, mit einem ausgeworfenen Fischernetz, mit dem Suchen des verlorenen Groschens und dem Rufen nach dem verirrten Schafe verglichen. Die Berufung wird so lange unentbehrlich sein, als es auf Erden noch Sünder giebt. Soll aber der göttliche Gnadenruf nicht vergebens ergehen, so muß der Mensch ihn nicht nur anhören, sondern ihm auch Folge leisten; und das geschieht nicht immer. Gott will zwar, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen (1 Tim. 2, 4.), sein Ruf ist also ein allgemeiner; aber viele widerstreben ihm und bleiben

in Sünden verloren. Denn der Mensch steht nicht unter dem Zwange der heilsamen Gnade.

Wenn nun der Mensch dem Gnadenruf folgt, so tritt an ihm das zweite Werk des heiligen Geistes in Thätigkeit. Dieses führt verschiedene Namen. Einige nennen es nach Epheser 5, 14. die Erleuchtung. Es geht dem Sünder ein Licht auf, theils über sein sündliches Verderben, theils über die Gnade Gottes in Christo; und soll er gerettet werden, so ist allerdings beides nöthig: er muß nicht nur einsehen, daß er bisher ein Verlorener war, sondern auch, daß er noch gerettet werden kann. Ohne das erstere würde er die angebotene Hilfe für unnütz halten, und ohne das andere an seiner Rettung verzweifeln, also in beiden Fällen verloren gehen. Gewöhnlich nennt man diesen Vorgang: die Bekehrung, und da bemerkt man auch die beiden eben genannten Stücke: Abkehr von der Sünde, und Zukehr zu Gott. Die Erkenntniß und Verabscheuung der Sünde ist die Buße, die Erkenntniß und Ergreifung der Gnade ist der Glaube. Statt der Bekehrung braucht die heilige Schrift auch vielfältig die Ausdrücke: Wiedergeburt oder Erneuerung; und, was aus dieser Umwandlung, aus diesem Bade der Wiedergeburt herauskommt, was bisher in der Sünde steckte und nun zu Gott bekehrt ist, das heißt hinfort: ein Mensch Gottes (2 Tim. 3, 17.), ein Mensch in Christo (2 Cor. 12, 2.), ein neuer Mensch (Ephes. 4, 24.), eine neue Creatur (2 Cor. 5, 17.), ein erweckter, aus Gott geborener, geistlich gesinnter, lebendiger Christ, der den Herrn gefunden hat. Ein solcher kann fortan mit Paulus sprechen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn, was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes" (Gal. 2, 20.).

Nach der Lebensansicht unsrer Zeit, die den lieben Gott vermenschlicht und den Menschen vergöttert, die im Himmel keinen heiligen Gott und auf Erden keinen sündhaften Menschen sieht, bedarf es natürlich keiner Wiedergeburt, sondern der Mensch kann so bleiben, wie er ist, und man braucht aus ihm nicht erst etwas Neues zu machen. Er kommt zwar nicht als ein vollendeter Mensch auf die Welt, sondern ist ein ewig werdender, aber, was er werden soll, das wird er ganz von selbst, sogar ohne Erziehung; das sogenannte Böse bringt ihn nicht von seinem Ziel ab, sondern dient nur zur Läuterung seines Wesens.

Dies ist die Ansicht der Festus-Christen, denen die Forderung der Wiedergeburt eine befremdliche Predigt ist, für die sie nur die Antwort übrig haben: „Paulus, du rasest!“ die auf das Anmuthen, sich von ihrem Sündenwege zu bekehren, mit denen in Juda sprechen: „Da wird nichts aus, wir wollen nach unseren Gedanken wandeln“ (Jer. 8, 12.). Aber, wer da meint, ein Christ zu sein, und doch die Herzensbekehrung und Lebenserneuerung für entbehrlich hält, der ist in einem unauflöslichen Widerspruch befangen. Denn wenn Du aufmerksam liest, was der Heiland sagt: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen (Joh. 3, 3.), oder was der Apostel schreibt: So leget nun von euch ab nach dem vorigen Wandel den alten Menschen, der durch Lüste in Irrthum sich verderbet, erneuert euch aber im Geiste eures Gemüthes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit (Eph. 4, 22—24.), so wirst Du doch, wofern noch ein Fünkchen Aufrichtigkeit in Dir lebt, eingestehen müssen, daß eine von beiden Parteien nothwendig im Unrecht sein muß, entweder Christus, oder unsere Zeit. Du willst entweder ein Christ sein, und mußt dann die Nothwendigkeit der Wiedergeburt anerkennen, um ins Reich Gottes zu kommen, oder Du erklärst diese Forderung für pietistischen Unsinn und verwirfst hiemit den Herrn, in dessen Dienst Du dem Namen nach bisher gestanden hast. Oder findest Du noch einen dritten Ausweg? Ich weiß keinen.

Doch ja! es bleibt noch die goldene Mittelstraße der Halbgläubigen, der beliebte Ausweg der Agrippachristen übrig, welche die eine Hand Christo reichen und die andere der Welt, um es doch mit keiner Partei zu verderben, welche vor der Bibel die gebührenden Bücklinge machen, während sie in der Tasche heimlich die Faust gegen sie ballen. „Es fehlt nicht viel, Du überredest mich, daß ich ein Christ würde; aber, daß ich es im vollen Ernst werde, das kannst Du nicht verlangen,“ das ist ihre Rede. Um dem Christenthum nicht geradezu vor den Kopf zu stoßen, aber auch andrerseits nicht gar zu unbequeme Forderungen an den Menschen zu stellen, hat man in neuerer Zeit statt der Bekehrung oder Wiedergeburt ein anderes Wörtchen einzuschmuggeln versucht, das einen christlichen Anstrich hat

und dabei den Vortheil gewährt, daß es sanfter auftritt. Man schreitet damit fein ruhig und ohne viel Aufsehen ins Reich Gottes hinein und befindet sich auf einmal mitten drin, man weiß selbst nicht, wie. Wenn nämlich Christus uns die Gewissensfrage vorlegt: „Wie viel bist Du Deinem Herrn schuldig?" und Gottes Wort uns die Antwort in den Mund geben will: „Gänzliche Erneuerung des Herzens," so flüstert uns der Zeitgeist den verführerischen Rath ins Ohr: „Schreibe flugs Besserung." Ja, mit dem lieben Wort Besserung kann sehr viel gesagt sein, aber auch entsetzlich wenig; es macht eben jeder daraus, was er will. Man müsse sich zwar bemühen, meint man, als ein ehrbarer Mensch zu leben und einen gottwohlgefälligen Wandel zu führen; eine Ablegung übler Gewohnheiten, ein ernsteres Streben nach dieser oder jener Tugend sei sehr zu empfehlen. Aber einer durchgreifenden Umgestaltung des ganzen Menschen bedürfe es nicht; dies sei theils unnöthig, da Gott den Menschen nun einmal so und nicht anders erschaffen habe, theils auch bei den uns anhaftenden Schwächen unmöglich. Wenn wir uns nur redlich bemühen, unser Leben mit den Geboten Gottes einiger Maßen in Uebereinstimmung zu bringen, so werde der unendlich gütige Gott es mit dem, was noch fehle, so genau nicht nehmen. Ganz verdorben sei kein Mensch, und, wenn auch der eine schlechter sei als der andre, der ewigen Seligkeit gehe doch bekanntlich niemand verlustig.

Ich antworte noch einmal: „Wer nicht von neuem geboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen." Und Besserung ist noch lange nicht Wiedergeburt. Wer besser wird, ist nur besser, als er vorher war, aber darum noch nicht gut; er vergleicht sich mit seinem vorigen Selbst, aber nicht mit dem heiligen Willen Gottes. „Bekehre dich zu mir," spricht der Herr (Jer. 3, 7.), und das will mehr sagen. Besserung ist keine Bekehrung; sie will allmählig näher zu Gott kommen, aber der Sünder hat vor allem zu bedenken, daß er von Gott abgewandt und der Sünde zugekehrt ist, daß er also erst umkehren muß von seinem vorigen Wege. Die Rettung muß irgendwo einen entschiedenen Anfangspunkt haben, wo man der Sündenliebe überhaupt den Rücken kehrt und nun ein ganz neues Leben beginnt, und diesen Anfangspunkt des ganzen Heilswerkes nennen wir die Bekehrung. Die Bes-

serung bleibt meistens nur eine äußerliche Veränderung, richtet ihr Bemühen nur auf den Wandel, bekleidet sich mehr mit dem Schein der Tugend, den Menschen zu gefallen, als daß sie nach einem tugendhaften Sein ringt, das vor Gottes Flammenaugen besteht; sie strebt nach einzelnen Tugenden, kämpft gegen einzelne Sünden und giebt ihnen noch dazu den Schmeichelnamen: Fehler, Mängel, Schwächen. Die Bekehrung dagegen greift die Sache an der Wurzel an, richtet sich gegen das böse Herz, das des bösen Wandels Ursache ist, gegen die Quelle aller einzelnen sündlichen Erscheinungen. Während also die Besserung nur neue Lappen auf das alte Kleid näht, so zieht die Bekehrung den neuen Menschen, Jesus Christus an (Röm. 13, 14.), das hochzeitliche Kleid, womit sie vor Gott erscheinen darf (Matth. 22, 12.). Wer sich bessern will, der greift das Werk mit eignen Händen an und glaubt mit seiner natürlichen, durch die Sünde geschwächten Kraft das Gesetz erfüllen zu können; wer sich bekehren will, der sucht bei Gott die Hilfe, der erkennt dieses Suchen schon mit Dank als ein Gnadenwerk des heiligen Geistes an ihm und fleht mit Ephraim: „Bekehre du mich, so werde ich bekehrt (Jer. 31, 18.). Hilf du mir, so ist mir geholfen" (Jer. 17, 14.). Bessern will sich der selbstgerechte Mensch, bekehren der, welcher die Gerechtigkeit vor Gott sucht. Besserung wies auch wohl der Pharisäer nicht von sich, der Gott dankte, daß er nicht sei, wie andere Leute; aber Bekehrung gelingt nur dem Zöllnerherzen, das da spricht: „Gott sei mir Sünder gnädig."

Die Bekehrung, sagte ich Dir schon, besteht aus Buße und Glauben, aus dem Ausziehen des alten und dem Anziehen des neuen Menschen. Beides predigte der Heiland: Thut Buße und glaubet an das Evangelium; beides auch sein Apostel: Ich habe bezeuget beide den Juden und den Griechen die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum (Ap. Gesch. 20, 21.). Die Buße entsteht aus der Erkenntniß des Gesetzes, der Glaube aus der Erkenntniß des Evangeliums. Indem also die Bekehrung beides umspannt, so sehen wir in diesem hochwichtigen Werk des heiligen Geistes die unzerreißbare Einheit der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Offenbarung, den Faden, der sich von Moses zu Christo hinüberzieht, also Judenthum und Christenthum als zwei in-

nerlich zusammenhängende Erscheinungen verbindet. Die Buße ist Schmerz, der Glaube nichts als Trost und Freude. Die Buße muß vorangehen, denn ohne Sündenerkenntniß giebt es keine Sündenvergebung; aber es soll bei dem Schmerz nicht bleiben, auf das Gesetz folgt das Evangelium von der Gnade Gottes. Der Glaube hat den Bußschmerz zu seiner nothwendigen Voraussetzung, denn nur durch Kampf kommt man zum Siege, nur durch das Schwert zum Frieden, nur durch die Wüste nach Canaan. So mußte auch dem Christenthum das Judenthum vorangehen, wies aber doch schon, als es noch allein stand, auf seine künftige Vollendung, auf den Erlöser hinüber. Die Blume braucht zu ihrem Wachsthum beides, Regen und Sonnenschein, und soll der innere Mensch gedeihen, so muß er sowohl durch die Thränen der Buße benetzt, als durch den Glaubensblick, der den Sonnenglanz der Gnade einsaugt, erquickt werden. Die Zeit des kürzesten Tages nennt man theils Sonnenstillstand, theils Sonnenwende; die Buße ist das Stillstehen und Insichgehen, das Besinnen, der Glaube aber ist der Wendepunkt. Die Buße ist ein Abnehmen, der Glaube ein Wachsen; dort sterben wir der Sünde ab, hier leben wir in Christo wieder auf; dort welkt unser früheres hochmüthiges Selbst dahin, hier gewinnt Christus Gestalt in uns und nimmt immer mehr zu, so daß wir (nach Krummachers schöner Deutung) mit dem letzten Israeliten sprechen: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen (Joh. 3, 30.).

Durch's Klein- und Kleinerwerden
Führt Jesus seine Heerden
Die Sternenbahn hinauf.
Arm, bloß und täglich blößer,
Und Jesus immer größer.
Das ist der Himmelserben Lauf.

Zur Buße gehört vor allen Dingen **Erkenntniß und Bekenntniß** der Sünden, die Wurzel, aus der das ganze Heilswerk emporkeimt. Denn wer gesund werden will, muß zuerst empfinden und zugeben, daß er krank sei. **Wer seine Sünde leugnet, dem wirds nicht gelingen; wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen** (Spr. Sal. 38, 13.). Ein Großherzog von Toscana besuchte einst die Strafgefangenen auf den Ruderschiffen. Er fragte einen derselben, weshalb er hier sei? „Ach," erwiederte dieser, „ich bin ganz unschuldig, falsche Zeugen haben mich hier-

her gebracht.“ Er fragte einen zweiten, der war nur ein einziges Mal ganz zufällig in schlechte Gesellschaft gerathen und unverdienter Weise mit aufgegriffen worden. Ein dritter hatte auf der Straße einen Beutel mit Dukaten gefunden und ihn eben zur Obrigkeit tragen wollen, als ihn die Diener der Gerechtigkeit fortschleppten. Genug, sie behaupteten alle unschuldig zu sein. Nur einer gestand dem Fürsten offen seine Schuld ein und erklärte reumüthig, er leide, was seine Thaten werth seien. Da befahl der Großherzog, dieser arge Sünder solle nicht mehr die Gesellschaft jener frommen Leute besudeln, er solle nach Hause gehen und seinen Beruf treiben; die andern aber, weil sie so brave und rechtschaffene Leute seien, wünsche er noch auf seinen Schiffen zu behalten. Wird Gott nicht ähnlich richten? So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns (1 Joh. 1, 8.). — Aus der Sündenerkenntniß entwickelt sich der Sündenschmerz. Der wahrhaft Bußfertige aber trauert nicht sowohl um die Folgen der Sünde, nicht über den zeitlichen Schaden, den er sich damit angerichtet, sondern er beklagt die Sünde selbst als eine Beleidigung gegen den heiligen und als einen Undank gegen den gütigen Gott. Jenes ist die weltliche, dieses die göttliche Traurigkeit, welche zur Seligkeit wirket eine Reue, die niemand gereuet (2 Cor. 7, 10.). — Wenn Du aber sprichst: Gott wird es mit meinen paar Sünden so genau nicht nehmen, so antworte ich Dir: er würde Dir auch tausend Sünden vergeben, wenn Du sie nur ernstlich bereutest. Aber diese Deine Rede beweist eben, daß Du Deine Sünde noch nicht bereust, folglich muß Gott es allerdings genau nehmen mit Deiner Unbußfertigkeit. Sei Du streng gegen Deine Sünde, so wird Gott mild darüber urtheilen; bist Du aber mild gegen Dich, so wird Gott streng sein. Wer sich selbst richtet, der wird nicht von Gott gerichtet, weil das Gericht bereits an ihm vollzogen ist durch Buße und schmerzliche Selbsterkenntniß. Aber wer sich freispricht, den richtet Gott. Auf den Sündenschmerz folgt endlich der aufrichtige Vorsatz, der Sünde zu entsagen und die Gnade zu suchen. Und wem es damit ein rechter Ernst ist, der wird hinfort alle Versuchung zur Sünde fliehen, von den dargebotenen Gnadenmitteln Gebrauch machen und das begangene Unrecht, so viel an ihm ist, wieder gut machen.

Hat die Buße es bis zu dem Entschluß gebracht, ein neues Leben zu beginnen, so ist hiemit der Punkt erreicht, wo der Glaube helfend eintritt. Wer es bei der Buße allein belassen wollte, der würde in seinem Sündenschmerz untergehen und verzweifelnd mit Kain sprechen: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge" (1 Mos. 4, 13.). Aber so soll der Mensch nie sprechen, denn, wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden (Röm. 5, 20.). Ja, der Glaube ist eben die freudige Erkenntniß, daß Gottes Gnade größer ist als unsere Sünde, daß wir also an Sündenvergebung nicht verzweifeln dürfen. Judas, der nur seine Sünde vor Augen hatte, aber nicht von Herzen an die Gnade glaubte, endigte mit Selbstmord; Petrus, der über seine Verleugnung auch bitterlich weinte, aber nicht blos rückwärts auf seine Sünde, sondern zugleich vorwärts auf die rettende Gnade blickte, begann mit des Erlösers Hilfe ein neues Leben. Der Glaube zieht Jesum Christum an, und haben wir uns in diesen neuen Rock der Gerechtigkeit eingehüllt, so ist von uns selbst, von unserm alten Menschen nichts mehr zu sehen, sondern Gott schaut uns in Christo an.

Wer sich durch die Buße von der Sünde abgewandt und durch den Glauben sich zu Gott bekehrt hat, der hat eben hiemit die Rechtfertigung oder Vergebung der Sünden gefunden. Aber diesem gesegneten Werk des heiligen Geistes, das vom Unglauben grade am heftigsten angefochten wird, und doch als die Stütze und der Grundpfeiler der evangelischen Kirche anzusehen ist, müssen wir eine recht gründliche Aufmerksamkeit schenken.

Siebenunddreißigster Brief.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Wieder kein Brief von Dir. Willst Du gänzlich verstummen?

Die Streitfrage, ob der Mensch aus den Werken gerecht werde, oder aus dem Glauben, ob er durch Erfüllung des Gesetzes, also durch eigene Thätigkeit die Seligkeit gewinnen, oder ob diese ein Geschenk der göttlichen Gnade sei, entspann sich bereits im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Jene Ansicht wurde von Pelagius,

diese von Augustin verfochten. Später wurden die Gegensätze verwischt und übertüncht, bis sie im Zeitalter der Reformation mit frischer Lebendigkeit wieder hervortraten. Der gegenwärtige Stand der Parteien ist der, daß die evangelische Kirche nach ihren anerkannten Bekenntnißschriften und dem Evangelium gemäß die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, der Rationalismus aus Verdienst menschlicher Werke und die katholische Kirche aus beiden zugleich herleitet.

Die evangelische Kirche ist geschichtlich aus der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben hervorgewachsen. Denn Luther erklärte sich nur darum so entschieden gegen den Ablaßhandel, weil er darin eine Empfehlung der pharisäischen Werkheiligkeit sah, und diesem Unfug trat er mit der im Evangelium geoffenbarten, von der apostolischen Kirche anerkannten, aber im Schutt des Mittelalters begrabenen und nun wieder zu Tage geförderten Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden und durch den Glauben an Jesum Christum entgegen. Darum ist sie denn auch in unsern Bekenntnißschriften klar ausgesprochen, z. B. im vierten Artikel der Augsburgischen Confession heißt es: „Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben.“ Noch ausführlicher handelt davon der zwanzigste Artikel „vom Glauben und guten Werken.“ Ja, die Reformatoren berufen sich auch zur Begründung all ihrer sonstigen Einwürfe gegen die päpstliche Lehre beständig auf diesen Grundpfeiler des Evangeliums, indem sie z. B. den Heiligendienst (Artikel 21), die Fastengebote (Artikel 26), die Klostergelübde (Artikel 27), nicht etwa mit Vernunftgründen widerlegen, sondern mit der einfachen Nachweisung, daß solcherlei Mißbräuche den Glauben an das alleinige Verdienst Christi beeinträchtigen. Die genannte Lehre wird aber nicht von der lutherischen Kirche allein, sondern von allen evangelischen Sonderkirchen, von der reformirten, anglicanischen, mennonitischen u. s. w. mit erfreulicher Uebereinstimmung bekannt, und so kann man sie denn als die gemeinschaftliche Glaubensfahne der evangelischen Confessionen im Gegensatz zu der Werkgerechtigkeit der Katholiken betrachten.

Katholische und evangelische Kirche gleichen zweien

Schiffen, die nach dem heiligen Lande fahren, nach dem himmlischen Jerusalem. Das ältere Schiff, das noch nicht den Compaß der evangelischen Wahrheit an Bord hat, kann sich auf die hohe See nicht wagen, sondern muß mühsam um alle Buchten kirchlicher Bußübungen, um alle gefahrvolle Klippen menschlicher Genugthuung herumsteuern und kommt erst nach langen Umschweifen ans Ziel. Das jüngere Schifflein, geleitet von dem sichern Compaß des göttlichen Wortes, wagt den geraden Glaubensweg und steuert ohne viele Umstände auf Christum los.

Wir können hienach die Rechtfertigungslehre nicht als eine Lehre der evangelischen Kirche neben vielen gleichberechtigten ansehen, sondern müssen sie als ihre Grund- und Hauptlehre bezeichnen. Es ist überhaupt eine verkehrte Ansicht, die christliche Glaubenslehre als eine zufällige Sammlung von vielen neben einander liegenden Sätzen zu betrachten, von denen man beliebig einen oder den andern ausstreichen kann; sie gleicht vielmehr dem Sonnensystem mit seinen Planeten, die ihr Licht von Einer Sonne empfangen und zwar nach dem Maß ihrer größern oder geringeren Sonnennähe. In der evangelischen Kirche ist diese Sonne, um die sich alles bewegt, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Wenn Du nun als evangelischer Christ gegen diese Lehre ankämpfst, so kämpfst Du als Helfer des Katholicismus gegen Dein eigenes Vaterland. Uebrigens aber gestehe ich ein, daß für den evangelischen Christen der Nachweis der Kirchlichkeit einer Lehre erst dann Werth hat, wenn sich zugleich ihre Schriftgemäßheit nachweisen läßt. Ich habe Dir daher zu beweisen, daß die in Rede stehende Lehre auch eine biblische sei.

Am deutlichsten und an unzähligen Stellen spricht sie der Apostel Paulus aus. Ein Bischof von Augsburg fand das neue Testament in einem Wirthshause hinter dem Tische, und indem er es aufschlägt, findet er die Worte Röm. 3, 28: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben.“ Da spricht er: Bist du auch lutherisch geworden? und wirft das Buch auf die Bank. Ich erinnere noch an Ephes. 2, 8. 9: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht

jemand rühme." Auf die Frage jenes Gefangenwärters: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" antwortete Paulus: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig" (Ap. Gesch. 16, 31.). Ich könnte diese Stellen mit Leichtigkeit vermehren, aber Du wirst wohl schon eingestehen, daß Paulus auf Luthers Seite steht. Ehe Du nun einem so bedeutenden Zeugen der Wahrheit, einem Apostel Jesu Christi widersprichst, solltest Du da nicht lieber Deine Ansicht noch einmal prüfen, und zusehen, ob Du nicht vielleicht der Irrende bist?

Aber Paulus ist keineswegs der einzige Apostel, der diese Lehre verkündigt. Petrus bezeichnet der Seelen Seligkeit als das Ende des Glaubens (1 Petr. 1, 9.), d. h. als das Ziel, wohin der Glaube führt. Ap. Gesch. 10, 43 lehrt er, daß durch Christi Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen, und in der Versammlung der Apostel (Ap. Gesch. 15, 11.) giebt er im Namen aller übrigen die Erklärung ab: „Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu Christi selig zu werden." Da niemand widerspricht, so könnte sein Wort zugleich für die andern Apostel einstehen. Aber ich erinnere insbesondere noch an Johannes, der es als den Zweck seines ganzen Evangeliums bezeichnet: „Daß ihr glaubet, daß Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen" (Joh. 20, 31.).

Es würde Dir also auf biblischem Felde nur noch die Zuflucht übrig bleiben — und von den Gegnern ist auch davon oft Gebrauch gemacht worden — daß unsere Lehre zwar von den Aposteln, aber nicht von Jesu selbst gepredigt werde. Hiemit begiebst Du Dich schon auf einen sehr schlüpfrigen Boden. Lehren die Jünger anders als der Meister, so fällt der Schwerpunkt der Schuld auf den letzteren; er hat dann entweder seine Lehren so unklar vorgetragen, daß man ihn mißverstehen mußte, oder er war sehr ungeschickt in der Wahl derer, die er zu Trägern seiner Offenbarung machte. Aber alles Streiten über diesen zarten Punkt wäre ja überflüssig, sobald sich nachweisen ließe, daß zwischen Jesus und den Aposteln wirklich kein Widerspruch vorhanden ist. Und das läßt sich allerdings nachweisen.

Zunächst lehrt der Herr, daß sich der Mensch die Seligkeit nicht selbst, also nicht durch seine Werke erwerben könne; denn auf die Frage der Jünger: „Wer kann denn selig werden?“ antwortete er: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott (Marc. 10, 27.). Die Seligkeit ist eine Gabe von oben, und der Mensch seinerseits ergreift sie durch den Glauben. So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden (Joh. 8, 24.). Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben, der wird nicht gerichtet (Joh. 3, 18. 36.). Alle, die an ihn glauben, werden nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben (Joh. 3, 16.). Wer an ihn glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe (Joh. 11, 25.). Wer da glaubt, und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden (Marc. 16, 16.). Ist das nicht deutlich genug? Der Pharisäer rühmt sich vor Gott seiner Werke und geht ungerechtfertigt von dannen; der Zöllner hat nur seine Sünde und Gottes Gnade vor Augen, drum wird er gerechtfertigt. Der verlorene Sohn, der die Sündenlust bis auf die Hefen erschöpft hatte, ward gleichwohl gerettet, weil er noch an des Vaters vergebende Liebe glaubte; denn ohne diesen Glauben hätte er nicht gesprochen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Zu dem Schächer am Kreuz sprach der Herr: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ — weil er im Glauben sprach: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!“ Und zu fast allen Leidenden, die bei ihm Hilfe suchten und fanden, sprach der Herr schließlich: Dein Glaube hat dir geholfen. Er hat also jene Wahrheit nicht allein gepredigt, sondern auch stets thatsächlich in Anwendung gebracht.

Es ist in der That kaum zu begreifen, wie man oft in Mißachtung so vieler und so klarer Zeugnisse die kühne Behauptung hat aufstellen können, daß Jesus selbst von der Rechtfertigung durch den Glauben nichts wisse. Diese Kühnheit wird nur dadurch erklärlich, daß man vorweg den Wunsch hat, diese Lehre in den Aussprüchen Jesu nicht zu finden. Wer aber ohne solches Vorurtheil die heilige Schrift liest, der wird unbedenklich zugeben, daß unsere kirchliche Rechtfertigungslehre zugleich eine biblische Lehre ist. Und mehr habe ich Dir vor der Hand nicht

beweisen wollen. Den Beweis, daß sie auch eine vernünftige Lehre ist, verspare ich mir auf ein ander Mal.

Achtunddreißigster Brief.

Fortsetzung.

Du hast mir einen ziemlich räthselhaften Zettel zugesandt, worin vier Bibelsprüche verzeichnet stehen, mit der Bemerkung, daß Du zu weiteren Entgegnungen gegenwärtig nicht Zeit habest. Womit beschäftigst Du Dich denn so eifrig? Aus den angeführten Sprüchen ersehe ich übrigens, daß Du mir das biblische Feld noch nicht räumen willst; Du hast aus der heiligen Schrift selbst Waffen herbeigeholt, um die von ihr gepredigte Rechtfertigung aus dem Glauben zu bekämpfen.

Vor allem muß der Apostel Jacobus herhalten mit seiner Frage: „Kann auch der Glaube selig machen" (Jac. 2, 14.)? Ich gebe es zu, daß er eine verneinende Antwort erwartet, kann aber nicht zugeben, daß er mit Paulus in Streit liegt. Wer das Letztere meint, der greift wieder eine Stelle aus dem Zusammenhange heraus, um einen beliebigen Sinn hineinzulegen. Ich bitte Dich nur nachzulesen, was wenige Verse weiter geschrieben steht, so wirst Du die Lösung des ganzen Räthsels aufgedeckt finden: der Glaube, so er nicht Werke hat, ist todt an ihm selber, und: die Teufel glauben's auch und zittern. Jakobus redet also von dem todten Glauben, der allerdings aus dem alten Menschen keinen neuen schafft; von dem bloßen Fürwahrhalten, das auch die bösen Geister haben und wobei sie sich doch höchst unselig fühlen. Von diesem Glauben hat noch nie jemand behauptet, daß er selig mache. Paulus, wo er von der beseligenden Kraft des Glaubens spricht, meint überall den lebendigen Glauben, der den Menschen erneuert und durch die Liebe thätig ist. Jakobus steht also mit ihm und mit der evangelischen Lehre in keinem Widerstreit.

Ebenso vergeblich ist die Berufung auf A. G. 10, 35: „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm," woraus Du zu schließen scheinst, daß nur das Rechtthun vor Gott angenehm mache. Aber eine aufmerksame Betrachtung des Zusammenhanges ergiebt auch hier einen ganz anderen

Sinn. Es handelt sich nämlich um die Aufnahme des heidnischen Hauptmanns Cornelius ins Christenthum. Petrus will also sagen: „In allerlei Volk, unter den Heiden wie unter den Juden, wer Gott fürchtet und Recht thut, den nimmt Gott an, der ist ihm willkommen unter der Zahl der Bekenner Jesu. Von der Aufnahme in die ewige Seligkeit, oder auch nur von der Rechtfertigung vor Gott ist hier nicht im entferntesten die Rede. Wäre dies der Sinn, so hätte ja Cornelius, da er ohnehin schon Gott fürchtete und Recht that, nicht erst ins Christenthum dürfen aufgenommen werden, sondern ein Heide bleiben können.

Auch den Herrn selbst führst Du als Gewährsmann für die Rechtfertigung aus den Werken an: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" (Matth. 7, 20.). Ich will zugeben, daß unter den Früchten die guten Werke zu verstehen sind; aber was ist denn hier von ihnen ausgesagt? Doch nicht, daß die guten Werke den Menschen gerecht machen? Nein, es ist nur gelehrt, daß der Werth des Menschen an seinen Werken erkannt werde. Sie sind die Aeußerungen und Merkmale des rechtfertigenden Glaubens, und das widerstreitet ja der kirchlichen Lehre nicht im mindesten. Wir haben kein anderes Erkennungszeichen an den Menschen, ob ihr Glaube todt oder lebendig sei, als ihre Werke. Gott, der in die Herzen schauet, braucht auch dieses Merkmal nicht; daher heißt es ausdrücklich: „Ihr sollt sie daran erkennen."

Nicht günstiger für die rationalistische Ansicht stellt sich der Ausspruch Christi: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel" (Matth. 7, 21.). Wenn Du hier etwa in dem Herr-Herr-sagen den Glauben hast finden wollen, so ist das entschieden unrichtig, da dieser Ausdruck genau genommen nicht einmal den todten, geschweige denn den lebendigen Glauben, von dem die kirchliche Rechtfertigungslehre redet, sondern das bloße Bekenntniß des Mundes bezeichnet, das auch erheuchelt sein kann. Und daß hier wirklich das heuchlerische Bekenntniß gemeint ist, geht ja daraus hervor, daß dieser Ausspruch gegen die falschen Propheten gerichtet ist. Was aber das Thun des göttlichen Willens betrifft, das den Menschen ins Himmelreich bringen soll, so ist hier der vorangehende Glaube,

durch den das Thun erst möglich wird, auch vor Gott erst Werth erlangt, keineswegs ausgeschlossen und muß in Gegenüberstellung zu den neulich angeführten Aussprüchen des Herrn, worin die Seligkeit vom Glauben abhängig gemacht wird, nothwendig hinzugedacht werden, denn der Herr kann doch nicht sich selbst widersprechen.

Solltest Du noch mehr Sprüche ausfindig machen, in denen die Rechtfertigung vor Gott scheinbar vom Thun des Guten abgeleitet wird (etwa Röm. 2, 10.), so habe ich vorweg auf all' solche Stellen zu erwiedern, daß sie den Glauben, der das Herz zum Guten erst willig und tüchtig macht, voraussetzen, also die guten Werke nur als Beweis für die Lebendigkeit des Glaubens geltend machen; denn ohne den Gott suchenden Glauben ist kein göttliches Thun möglich. Nachdem ich Dir aber neulich schon an unzähligen Beispielen erwiesen habe, daß die Rechtfertigung aus dem Glauben eine schriftgemäße Lehre ist, so kann ich nicht recht begreifen, was mit solcher Aufsuchung von einzelnen Stellen, die auf den ersten Anschein dagegen sprechen, mit solcher Zerreißung der heiligen Schrift in ein Für und ein Wider eigentlich bezweckt werden soll. Solche innere Spaltung ist in Gottes Wort nicht möglich; zerfällt doch sogar das Reich des Satanas, wenn es mit ihm selber uneins ist (Luc. 11, 18.). Nur bei den Apokryphen, die wir dem Wort Gottes nicht gleichstellen, finden sich hin und wieder Anklänge an die rationalistische Lehre.

Mit Hilfe der Schrift läßt sich also gegen die kirchliche Rechtfertigungslehre nichts ausrichten. Wenn ihr nun dennoch viele nicht beipflichten, obgleich sie das Zeugniß der Schrift für sich hat, so liegt dies daran, daß man sie für eine unvernünftige Lehre hält. Und daß sie das nicht ist, sondern daß dieser Vorwurf nur auf dem Mißverständniß unsrer Lehre beruht, das läßt sich unschwer beweisen.

Neununddreißigster Brief.

Fortsetzung.

Wie wird der Mensch vor Gott gerecht? So, lieber Freund, lautet unsere Frage. Wir sehen erst den Menschen an, und da lehrt uns die Schrift, daß der Mensch nicht aus sich selbst gerecht werde, also **nicht aus den Werken.**

Wer aus den Werken gerecht zu werden hofft, sagt ein gottseliger Mann, der weiß nicht, was gerecht ist. Gerecht ist, wer jedem das Seinige giebt. Geben wir denn Gott immer, was ihm zukommt? geben wir ihm die Ehre, die er fordert, die Liebe, die er verdient, den Gehorsam, den wir ihm schuldig sind? Das thut kein Mensch, es ist also kein Lebendiger vor ihm gerecht (Ps. 143, 2.). Wer sich vor Gottes Richterstuhl auf sein gutes Gewissen berufen wollte, der kennt entweder sich selbst nicht, oder glaubt an keinen heiligen Gott. Glaubst Du wirklich einen Sterbenden damit trösten zu können, daß Du ihn auf seine guten Gesinnungen und Werke hinweisest? Gott hat ja gesagt: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte des Gesetzes erfüllet“ (5 Mos. 27, 26.) — wie wollen wir dieser Drohung entrinnen? Oder hat Gott von seiner ehemaligen Strenge nachgelassen? Ei, er ist ja kein Menschenkind, daß ihn etwas gereue (4 Mos. 23, 19.). Ja, er wiederholt die alte Drohung auch im Neuen Testament: „So jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig (Jak. 2, 10.); Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun“ (Röm. 2, 9.). Wenn Ihr also nur unter der Bedingung die Seligkeit versprecht, daß man das Gesetz erfülle, so laßt Ihr keinen Menschen selig werden. Ja, wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, sagt Paulus (Gal. 3, 21.), so käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetz; aber das Gesetz lehrt eben nur die Sünde erkennen, giebt uns aber nicht die neue Lebenskraft, die es uns möglich macht, die Sünde zu vermeiden. Der Rationalismus müßte also, wenn er folgerichtig denken wollte, die trostlose Lehre aufstellen, daß kein Mensch selig wird. Unter dem Vorwande sittlichen Ernstes predigt er eine Rechtfertigung aus den Werken, und, um jener heillosen Folgerung zu entgehen, lehrt er zugleich, daß gleichwohl der Mangel guter Werke vor dem allgütigen Gott nicht viel schade, seine Liebe verdamme keinen. Da wird denn wieder aller Sittlichkeit Hohn gesprochen. Bei seinen mangelhaften Werken sich auf die göttliche Liebe zu berufen, ist ein bedenklicher Rath, der nur dazu führt, unsere Sünde zu mehren. „Aber, wenn der Mensch sich ernstlich bessert, sollte Gott ihm dann nicht die vorige Sünde vergeben?“ Die Besserung flickt an dem äußerlichen

Menschen herum, lieber Freund, Gott aber verlangt ein neues Herz von uns, Liebe von ganzer Seele. Und dieses neue Herz kann nur Gott geben. Wenn Du aber auch im Stande wärst Dich zu bessern, so machst Du doch mit der neuen Tugend noch nicht die alte Sündenschuld bezahlt; denn Gottes Willen zu thun ist heute so gut Deine Pflicht wie gestern, Du gewinnst also heute keinen Ueberschuß, womit Du Deinen gestrigen Mangel bedecken könntest. Oder willst Du die Reue für genügend erklären? Wahrlich, ohne Reue giebt es keine Vergebung; aber in der Reue spricht sich erst das Bedürfniß, das Verlangen darnach aus; sie selbst macht uns aber noch nicht der Vergebung werth. Wird sich der Gläubiger schon befriedigt fühlen, wenn Du ihm gestehst: es thut mir Leid, daß ich Dir was schuldig bin? Oder sollte es der bloße Vorsatz der Besserung thun? Lieber Freund! mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert.

Bei den Menschen ist es unmöglich, aber nicht — bei Gott. Ist die Seligkeit nicht menschliches Verdienst, so muß sie ein Geschenk der göttlichen Gnade sein; können wir sie nicht erwerben, so können wir sie doch ererben. Der Mensch wird nicht gerecht aus den Werken, sondern aus Gnaden.

Melanchthon sagt: „An unsrer Liebe zu Gott können wir nie den Stand unsrer Begnadigung abmessen; denn alsdann würden wir nie gerechtfertigt, da wir nie genugsam lieben. Obgleich der neue Mensch schon in diesem Leben beginnt, so haftet uns doch immer noch Sünde an; drum werden wir nicht gerecht wegen des neuen Menschen in uns, sondern wegen der Erbarmung in Gott." Augustin sagt: „Wer sich vor dir seiner Verdienste rühmt, der rühmt nur deine Gaben." Sind also schon unsre guten Werke Gaben von oben, um wie viel mehr muß die ganze Rettung und Beseligung des Sünders ein Werk der göttlichen Gnade sein! Auch jener Pharisäer war doch insofern noch ehrenwerth, als er das Verdienst seiner Tugenden nicht sich, sondern Gott beimaß: ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Viel entfernter noch von Gott sind diejenigen, die alles Gute, das sie gethan, auf ihre Rechnung schreiben, das Böse dagegen dem lieben Gott aufbürden, der sie so schwach erschaffen habe. Umgekehrt ist besser gethan. Auf unsrer Seite kann von keinem Verdienst die Rede sein; es bleibt bei der Abrechnung

nicht einmal Null übrig, sondern eine ungeheure Schuld, ein großer Defekt, den nur die Gnade tilgen kann. Der Mensch kann das Band, das ihn mit Gott verbindet, zwar zerreißen durch seine Sünde, aber er kann es nicht selbst wieder anknüpfen; die Macht hat nur Gott, der Geber alles Lebens. Die göttliche Gnade aber wartet nicht, bis wir sie suchen und bei ihr anklopfen, sondern sie kommt uns entgegen und klopft wohl tausendmal bei uns an, bis wir endlich willig werden ihr aufzuthun.

Die Willigkeit, ohne welche die Gnade an uns nichts wirken kann, beweist, daß auch von Seiten des Menschen eine gewisse Thätigkeit dabei erforderlich ist, wenn gleich dieselbe von Gott ausgeht. Gott ist der gebende, der Mensch der empfangende Theil; aber das Empfangen ist kein Leiden, kein Ruhen, sondern eine freie Thätigkeit. Wenn ein Mensch versinken will, so muß ihm nicht nur der Retter die Gnadenhand entgegenstrecken, sondern der Versinkende muß auch jenem die eigene Hand reichen. Diese Hand, die der Sünder ausstreckt, um die rettende Gnade zu ergreifen, ist sein Glaube. Der Mensch wird zwar gerecht aus Gnaden, aber d u r c h d e n G l a u b e n. Der Glaube ist aber nicht ein Verdienst, worauf wir einen Anspruch auf die Seligkeit begründen könnten, er ist nur das Werkzeug, wodurch wir dieses kostbare Geschenk ergreifen. Wir erlangen's aber wahrhaftig durch ihn; nicht in der Zukunft erst werden wir selig durch den Glauben, der Herr sagt: „Wer an den Sohn glaubt, der h a t das ewige Leben.“ Der Glaube ruft:

Nichts, nichts kann mich verdammen,
Nichts nimmet mir mein Herz.
Die Höll und ihre Flammen,
Die sind mir nur ein Scherz.
Kein Urtheil mich erschrecket,
Kein Bosheit mich betrübt,
Weil mich mit Flügeln decket
Mein Heiland, der mich liebt.

Laß uns aber noch einmal das Rettungswerk uns recht deutlich vergegenwärtigen. Der Mensch erkennt seine Sünde, das ist der Anfang, aber auch nichts weiter, denn damit wirds noch nicht besser. Er beklagt, er bereut auch die Sünde; Heil ihm, daß er so weit ist! Aber — nun fühlt er sich erst recht unselig; er denkt an die Liebe Gottes, die ihn beständig suchte; damit ist schon viel gewonnen! Aber noch steht diese überwältigende Liebe als eine

fremde ihm gegenüber. Nun glaubt er an sie — jetzt ist sie sein eigen geworden — er ist gerettet. Hier ist der Scheidepunkt, wo die eigentliche Umkehr aus der Sünde zu Gott geschieht. Nun werden auch erst die guten Werke möglich. Denke dir einen Kranken, der zwischen Tod und Leben hängt; sowie der entscheidende Augenblick, wo es entweder zur Besserung, oder zum Sterben geht, glücklich überstanden ist, kann der Arzt sagen: Der Kranke ist gerettet! Aber darum ist er noch nicht gesund. Der Sünder gleicht dem Kranken; Gott und Sünde kämpfen um ihn; ist es nun dahin mit ihm gekommen, daß er an die rettende und vergebende Gnade Gottes glaubt, so kann man frohlockend ausrufen: Er ist gerettet. Aber ohne Sünde ist er darum noch nicht. Die Rechtfertigung ist ein Augenblick; die Heiligung muß durch das ganze Leben fortgesetzt werden. Die guten Werke, die dann durch die geschenkte Gnade und in der Kraft der Liebe Gottes geschehen können und geschehen, sind Zeugniß und Probe des Glaubens, denn ein Glaube ohne diese Werke wäre todt und kein rechter Glaube. Luther sagt: „Es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Unterlaß Gutes wirken. Die Christen werden vor Gott nicht gerecht, weil sie thun, was recht ist, sondern, wenn sie zuvor durch den Glauben an Christum gerecht worden sind, dann thun sie, was recht ist. So muß nun der Thäter eher sein, denn das Thun, nicht das Thun eher, denn der Thäter. Gleichwie die Früchte machen nicht den Baum, sondern der Baum bringet die Früchte.“ Ja, es ist möglich, daß auf den Glauben, vor Menschen Augen wenigstens, keine Werke mehr folgen können und daß er dennoch ein lebendiger, rechtfertigender Glaube ist. Dem Schächer am Kreuz waren keine solche guten Werke mehr zu thun vergönnt; doch empfängt er die Verheißung vom Herrn: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Wir werden aber gerecht durch den Glauben an Jesum Christum, den Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wie er die Vergebung der Sünden uns erworben hat, haben wir schon früher gesehen; aber wie eignen wir uns sein Verdienst an? Im hohen Liede sagt die Braut: „Mein Freund ist mein, und ich bin sein.“ Durch den Glauben wird er unser, und wir sein. Alles, was er gethan und gelitten hat, seine vollkommne Gerechtigkeit und

Heiligkeit, sein Leiden, sein Tod, seine Auferstehung wird unser Eigenthum; all sein Verdienst wird uns zugerechnet von Gott und wir werden gerecht vor Gott in Ihm und durch Ihn. Wir haben den süßen Trost der Vergebung der Sünden. Zu gleicher Zeit aber werden wir auch **sein**. Er, der in uns lebet, wirket in uns; wie der Saft vom Weinstock in die Rebe, wie das Blut vom Herzen durch alle Glieder dringt, so empfangen wir von ihm Kraft, daß wir nicht mehr uns leben, sondern Ihm, der für uns gestorben und auferstanden ist, — Er in uns, wir in Ihm. Und Gott siehet uns nur an in dem Geliebeten, und das Wort: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe," geht nun auch uns an. Und unser Trost ist der:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich in Himmel werd eingehn.

Vierzigster Brief.

Die Heiligung.

Endlich wieder ein längerer Brief von Dir, und was für erquickende Nachrichten! Gott sei Dank, der Dir den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Du glaubst — glücklicher Mensch! ich drücke Dich an mein glückliches Bruderherz. Also das war Deine Beschäftigung in letzter Zeit, das der Grund Deines Zögerns und Schweigens, daß Du mit aller Aufmerksamkeit und Wahrheitsliebe und mit immer steigender Ehrerbietung das neue Testament gelesen hast, um an diesem untrüglichen Probirstein noch einmal Deine bisherigen Ansichten zu prüfen. Das ist der rechte Weg, theurer Bruder, und weil Du den eingeschlagen hast, so bist Du, ehemals ein Irrender, nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof unsrer Seelen. Sehr beweglich ist mir die Darlegung der hauptsächlichsten Gründe gewesen, die Dich aus dem Unglauben hinaus getrieben haben. Du bist zu der Erkenntniß gekommen, daß der Unglaube die christliche Wahrheit meistens mißversteht oder gar absichtlich verdreht, daß er statt des vorgeblichen Fortschrittes einen Rückschritt zu längst überwundenen Zuständen macht, statt einer neuen Weisheit, die er ankündigt,

eine alte Thorheit wieder aufwärmt, daß er auf einseitiger Verstandesbildung beruht, wobei den Forderungen des Gemüths kein Genüge geschieht, daß er einen unheiligen Gott hat, daß er die Erscheinung Christi für unnütz ausgeben muß, daß er mit dem Aufgeben des Sohnes beständig Gefahr läuft, auch den Vater zu verlieren. Ich stimme diesen Vorwürfen von ganzem Herzen bei. — Du bittest mich nun, mit der Auseinandersetzung der christlichen Lehre fortzufahren, um die Zweifel, die Du ehedem gehegt, die Dir aber nun fremd geworden, gänzlich zu entkräften. Auch habe Dein eben vertriebener Unglaube noch einen ziemlich bedeutenden Bodensatz in Dir zurückgelassen, den ich ausfegen soll. Ich komme Deiner Bitte mit Vergnügen nach.

Es bleibt nach der Rechtfertigung noch das letzte Stück der Heilsordnung zu betrachten, nämlich die H e i l i g u n g.

Der Hauptunterschied des evangelischen Glaubens vom pelagianischen ist der, daß jener die H e i l i g u n g erst auf die R e c h t f e r t i g u n g, dieser die Rechtfertigung auf die Heiligung folgen läßt. Jener lehrt: an der Liebe Gottes zu mir entzünde ich meine Liebe zu ihm; dieser sagt: durch meine Liebe zu Gott erwerbe ich mir die Liebe Gottes. Daß die evangelische Lehre die Wahrheit für sich habe, das habe ich Dir in meinen letzten Briefen bewiesen, und Du hast Deine Beistimmung dazu ausdrücklich ausgesprochen.

Wer nun gerechtfertigt ist, der ist hiemit in den Stand der Gnade eingetreten, und der alte Zwiespalt zwischen Gott und dem Menschen, den wir früher erkannt und beklagt haben, als wir den Menschen im Stande der Sünde betrachteten, ist nun aufgehoben. Der Mensch hat das Kindschaftsrecht wieder erlangt; er ist ein Kind Gottes geworden. Hiegegen würde nun der Unglaube einwenden: er brauche das gar nicht erst zu werden, denn er sei schon v o n N a t u r e i n K i n d G o t t e s. Fragen wir aber, was ihm ein Recht gebe zu diesem ehrenden Namen, so hören wir die unbefriedigende Antwort: weil Gott ihn e r s c h a f f e n hat, so ist er Gottes Kind. Hat Gott denn nicht auch den Hund und den Esel und die Schlange erschaffen? Und doch pflegen wir diese nicht Kinder Gottes zu nennen; ich wenigstens verbitte mir solche Brüderschaft. Es muß also am Menschen doch noch etwas Besonderes vorhanden sein, was ihm diese Auszeichnung vor den Thieren giebt. Ja, antwortet man, er ist ja nach dem

Bilde Gottes erschaffen worden, und das tragen die Thiere nicht an sich. Aber wo ist denn dieses Bild Gottes? Ist es nicht durch die Sünde entstellt und verunehrt? Müssen wir nicht mit dem verlornen Sohne sagen: „Wir sind nicht werth, daß wir Kinder Gottes heißen?" Sind wir aber im Stande der Sünde verlorene Kinder Gottes, so muß es wieder anders mit uns werden. Daher schreibt Paulus an die Galater, an jene im lebendigen Glauben stehenden Christen, an jene Erstlingsgeburten des heiligen Geistes: „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum" (Gal. 3, 26.). Also nicht durch die Geburt, sondern durch den Glauben, der wiedergebiert und erneuert.

Die freudige Gewißheit der empfangenen Gnade giebt uns nun Kraft zur Heiligung. Der Glaube reinigt das Herz (A. G. 15, 9.), und aus dem neuen Herzen folgt der neue Wandel von selbst. Das Gefühl: Gott hat mir vergeben! erfüllt mich mit neuer Lebenskraft, die mir früher fehlte, die dankbare Gegenliebe ist mir eine beständige Anspornung zu guten Werken, und ich vermag nun alles durch den, der mich mächtig macht, Christum. Ich will nun durch mein eignes Leben die Tugenden dessen verkündigen, der mich aus der Finsterniß berufen hat zu seinem wunderbaren Licht, und hier erst tritt dann die vorbildliche Bedeutung Jesu Christi in Kraft; wir wandeln ihm nach in selbstverleugnender Liebe.

Aber die Wiedergeburt, bemerkt ein erfahrener Christ sehr richtig, ist eben eine Geburt, und, was geboren wird, ist ein Kind, zum Manne soll es erst wachsen und reifen. Auch der Wiedergeborene sündigt noch, und bedarf daher immer von neuem der vergebenden Gnade Gottes. Auch wer in der Heiligung lebt, muß immer wieder mit Kniebeugen die Vergebung suchen. Denn auf Erden wird er die Sünde nie ganz los. Andrerseits können wir aber auch sagen: er hat doch nicht mehr seine Lust an ihr, wie ehedem, sondern, wenn er gesündigt, so bereut er es augenblicklich und legt sich Trost suchend an Gottes Vaterherz. Wenn daher auch alle Menschen Sünder sind, die gerechtfertigten nicht ausgenommen, so ist doch zwischen Sündern und Sündern ein großer Unterschied. Die unbußfertigen Sünder kämpfen auf Seiten der Sünde gegen Christum, die bußfertigen mit Christo gegen die Sünde; jene verwerfen die Gnade, diese suchen sie. Auf welchem

Standpunkt aber der Mensch sich auch befinde, immer fehlt ihm etwas, was er nur in Christo finden kann. Dem Unbußfertigen predigt Christus die Buße, dem Bußfertigen bietet er die Gnade an, den Gläubigen und Begnadigten muß er fortdauernd in der Heiligung stärken, vor dem Rückfall bewahren, in der Anfechtung behüten. Und das geschieht besonders durch die Kraft des Gebetes. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet (Matth. 6, 41.).

Einundvierzigster Brief.

Das Gebet.

Auf die Heilsordnung, lieber Bruder, wollte ich die Heilsmittel folgen lassen. Da wir aber durch das Gebet in der Heiligung gestärkt, in der Wiedervereinigung mit Gott erhalten werden und andrerseits im Gebet die Gnade suchen, die wir in den Gnadenmitteln finden, so bildet dasselbe den passendsten Uebergang von der Heilsordnung zu den Heilsmitteln.

Der Glaube an Gebetserhörung mag längst in vielen Seelen schwankend geworden sein. In neuerer Zeit aber predigt der Unglaube ohne Scheu, daß alles Gebet eitel Thorheit sei und auf verwerflichem Aberglauben beruhe. Ein Pfarrer gab seinen Bauern, die nach langer Dürre ihn baten, er möchte Gott doch um Regen anflehen, die wunderliche Antwort: „So lange der Wind aus Osten weht, hilft alles Beten nichts.“ Ihm war der Ostwind ein Hinderniß, das ihn von dem Hintritt zum Thron der Gnade abhielt, als ob der Gott, welchen man um Regen bittet, nicht auch die Macht hätte, den Wind zu drehen. Und so stellen viele die Naturgesetze zwischen sich und Gott, ähnlich wie die Katholiken zwischen Gott und Menschen die Heiligen einschieben, durch deren Vermittlung sie zu ihm beten, die aber in Wahrheit ihnen Gottes Angesicht verdecken. Beides ist dem Evangelium zuwider; denn Christus hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, und durch ihn haben wir Zugang zum Vater (Ephes. 2, 14. 18.). Feuerbach verlangt statt des Gebetes eine Versenkung des Menschen in sich selbst. Ein deutschkatholischer Prediger lehrt, man müsse bei seiner eigenen Vernunft suchen und anklopfen, denn sobald diese sich aufthue, so sei uns ge-

holfen; der Gottesdienst offenbare sich am deutlichsten im Menschengeist, folglich müsse man zu sich selbst und nicht zu Gott beten, und wenn man nur selbst recht wolle, so habe man auch die Kraft, Gottes würdig zu sein. Ja, ein freievangelischer „Gemeindebewußtseinsentwickler" (Prediger) geht noch einen Schritt weiter und sagt, eine Unterhaltung beim Glase Bier sei jedem gemeinsamen Gebet, jedem christlichen Gottesdienste vorzuziehen.

Was solcher Verwerfung des Gebets zum Grunde liegt, ist die weitverbreitete Meinung: das Gebet ändere die Absichten Gottes nicht. Aber das ist ein unklarer und darum unwahrer Gedanke. Bedenke nur, daß es tausend Güter giebt, die wir ohne Gebet gar nicht erlangen können, die Gott uns nur dann zuwenden kann, wenn wir uns darnach sehnen und darum bitten, nämlich alle geistlichen Gaben und Reichthümer, als Geduld, Trost, Kraft, Heiligung, Vergebung der Sünden u. s. w. Wenn der gläubige Christ nur zuversichtlich wie Jacob spricht: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" so wird er auch wie dieser nach seinem Ringen mit dem Allmächtigen den Zuspruch empfangen: „Du hast mit Gott gekämpft und bist obgelegen" (Mos. 32, 24—28.). Der Unglaube setzt sich in schneidenden Widerspruch mit der heiligen Schrift, welche die Gläubigen nicht nur beständig zum Gebet ermahnt, sondern auch den Glauben an wirkliche Gebetserhörung fordert. Das Gebet aufgeben, heißt das Christenthum aufgeben. Luther sagt: Beten ist des Christen Handwerk; wie ein Schuster einen Schuh und ein Schneider einen Rock machet, also soll ein Christ beten. Hilft also das Beten nichts, so kann die Christenheit getrost ihr Handwerkszeug einpacken und abziehen. Ein andrer nennt das Gebet sehr treffend „das Athemholen der Seele."

Es ist freilich kaum ein zweiter Glaubensgegenstand dem Ungläubigen so schwer zu beweisen als die Erhörlichkeit des Gebets. Denn theils setzt das Gebet den Glauben an einen Gott voraus, den dieser nicht anerkennt, an einen lebendigen Gott, der Ohren hat zu hören und Macht hat zu helfen, an einen Gott der Liebe, dem unsere Noth zu Herzen geht, und der um unsere Bitten und Seufzer sich kümmert; theils kann der Ungläubige, weil er das Gebet verachtet, keine eigene Erfahrungen über wirklich erfolgte Gebetserhörungen machen. Wer aber solche gemacht hat, der wird die Möglichkeit derselben nicht länger

leugnen können. Darum ist das Beten selbst das beste Heilmittel wider das Leugnen der Gebetserhörung; darum haben Beispiele, die aus dem Leben gegriffen sind, nirgend so viel Werth als grade hier, und Du wirst es daher nicht für eine unnütze Arbeit halten, wenn ich Dir einige mittheile.

Augustin, späterhin eine Säule der christlichen Kirche, war in seiner Jugend ein gar hochfahrender Mensch und wandelte in allerlei ungöttlichen Lüsten. Darüber betrübte sich über die Maßen seine fromme Mutter Monika und rief täglich zum Herrn in ihrer Noth und bat ihn unter vielen Thränen, er wolle doch ihren einzigen Sohn von dem Irrthum seiner Wege bekehren. Ein frommer Bischof, bei dem sie Rath und Trost suchte, sprach zu ihr das wahre Wort: „Halte nur an mit deinem Gebet, denn es ist unmöglich, daß ein solcher Thränensohn sollte verloren gehen.“ Und dem Weibe dünkten die Worte, als wären sie vom Himmel geredet, und sie betete noch fleißiger denn zuvor für ihres Sohnes Seele; und endlich geschah ihr, wie sie geglaubt und gebetet hatte, denn durch mancherlei innere Mahnungen und äußere Trübsale fügte es Gott, daß Augustin sich bekehrte und der Treuesten einer im Reiche Gottes ward.

Wohl mögen hier die Seufzer und Gebete der Mutter, um die der Sohn wußte, nicht wenig zu seiner Herzensänderung beigetragen haben; und wir wollen uns freuen, daß wir mit eignen Augen gleichsam den Faden verfolgen können, an welchem die Bitte der Mutter mit der Bekehrung des Sohnes, also das Gebet mit der Erhörung zusammenhängt. Diesen Faden sehen wir aber nicht immer, wir kurzsichtigen Menschenkinder; folgt denn daraus, daß da, wo wir ihn nicht wahrnehmen, auch keiner vorhanden ist, daß also der Erfolg nur zufällig und ohne Zusammenhang mit unserm Gebet geschehen ist? Dem Glaubenden wird es genügen, die Liebe Gottes sich als das Band zu denken, das unsere Bitten und ihre Erfüllung verbindet, selbst da, wo er außerdem noch ein äußerliches und sichtbares Band bemerkt.

Von Luther werden mehrere merkwürdige Gebetserhörungen erzählt; ich kann mich nicht enthalten, wenigstens eine solche nachzuschreiben. Sein Freund Mykonius lag auf dem Sterbebett und schrieb ihm einen Abschiedsbrief. Luther, da er den Brief gelesen, legte sich eilig auf seine

Knie und hub an zu beten: „Herr, mein Gott, nein! unsern Bruder Mykonius darfst du noch nicht zu dir nehmen; dein Reich kann ihn nicht missen. Amen!“ Und da er gebetet, stand er auf und schrieb dem kranken Bruder: „Es hat nicht Noth, lieber Mykonius! Der Herr lasse mich das nicht hören, daß Ihr todt seid. Ihr werdet und ihr dürft nicht sterben. Amen!“ Diese zuversichtlichen Worte machten auf das Herz des kranken Freundes einen gewaltigen Eindruck und erschütterten ihn dermaßen, daß das Geschwür in seiner Lunge aufging. Er genas, und indem er Luthern davon Nachricht gab, glaubte er ihm etwas Neues und recht Erfreuliches mitzutheilen. Aber Luther antwortete ihm: Ich hab's Euch ja zuvor geschrieben.

Ein armer Schneider hatte sich in einem fremden Ort verheirathet und fand keine Arbeit. Wenn aber einer Frau und Kind hat, so thut der Hunger ärger weh, als wenn er ledig ist. Die Frau lag krank vor Noth und Sorgen und das Töchterchen saß auf der Schwelle und weinte vor Hunger. Draußen war es finster und regnete stark. Der Schneider steht am Fenster und fleht in tausend Thränen zu dem, der des schreienden Raben nicht vergißt. Auf einmal, wie er noch betet, tappt etwas die finstere Treppe herauf; es ist der Hausknecht von dem Wirthshause gegenüber. Dort ist nämlich ein Fremder eingekehrt, der über Nacht noch ein Paar Beinkleider haben muß, und der Hausknecht, um bei dem bösen Wetter nicht weit gehen zu dürfen, geht zu dem armen Schneiderlein gradüber, der eben zu Gott um Hilfe schreit, und wird, ohne es zu wissen, Gottes Botschafter an ihn. Der Schneider eilt zu dem Fremden, armselig gekleidet, wie er ist, und dieser, wiewohl anfangs mißtrauisch, ob solch einer auch ein gutes Kleid werde anfertigen können, giebt ihm doch endlich das feine Tuch mit. Nun sitzt der Schneider die Nacht durch und arbeitet und gegen Morgen ist das Kleid fertig. Der Fremde ist vollkommen damit zufrieden, giebt ihm mehr als er fordert, und da der Aermste vor Freude weint, legt er noch ein Geldstück zu, und der Schneider geht mit dankendem Herzen nach Hause. Ja, Gott thut mehr, als der Mensch bittet. Der reiche Fremde hält sich noch einige Tage am Ort auf, und kommt in einer Gesellschaft zufällig auf diesen Schneider zu sprechen und rühmt ihn als einen besonders geschickten Meister. Mehrere Anwe-

sende merken sich das und der Schneider bekommt nun viel Arbeit und ein gutes Auskommen.

Ein gottseliger Pfarrer hatte einer Person, die verreisen mußte und ihm ihre Noth klagte, seine letzten zwei Thaler geschenkt. Nicht lange, so gerieth er selbst in große Noth und wußte kein Geld aufzutreiben. Drum wendet er sich mit seinen schweren Sorgen zum Vater im Himmel und spricht: „Lieber Gott, du wirst dich erinnern, daß ich dir neulich zwei Thaler geliehen habe, und jetzt brauche ich sie selber nöthig; sei doch so gut und zahle sie mir zurück.“ Und wie er sein einfältiges Gebet fertig hat, da klopft es an seine Thür; es ist der Briefträger, der ihm ein Packet mit 200 Gulden einhändigt. Wo ist das Geld hergekommen? Vorbesagte Person trat nämlich in Dienst bei einem reichen Herrn und erzählte demselben gelegentlich, wie in ihrem Dorf ein so lieber und wohlthätiger Pfarrer wohne, der ihm seine letzten zwei Thaler geschenkt. Der Herr hatte kein Herz von Stein, sondern ein fühlendes Menschenherz, zu welchem die Liebe Gottes leichten Zugang hat. Drum schickt er dem guten Pfarrer von seinem Ueberfluß, und das Geld kam an, da dieser eben vom Herrgott das Anlehen zurückbegehrte. Kannst Du nun sagen: das ging ja ganz natürlich zu und Gott war nicht mit im Spiel? Wer hat denn dem reichen Herrn das Herz erweicht? und wo kommt überhaupt das Erbarmen mit Nothleidenden anders her als von Gott?

Im Januar des Jahres 1814 lagerten Schweden und Russen nicht weit von Schleswig; den folgenden Tag wollten sie einziehen, und manchem Herzen ward bange vor den rauhen Kriegern. In einem einsamen Häuschen gleich am Eingange der Stadt wohnt ein altes Großmütterchen, das betet in ihrer Noth den schönen Vers:

Eine Mauer um uns baue,
Daß dem Feinde davor graue.

Das hört der Enkel, ein Jüngling nach neuestem Schnitt. „Ei Großmutter,“ sagt er, „was betet Ihr doch da? Der liebe Gott soll eine Mauer um unser Haus bauen? Ich wette, die kriegt er so bald nicht fertig.“ — „Ich habe nur sagen wollen, der Herr wolle uns gnädiglich vor dem Feinde behüten,“ erwiedert das Mütterchen; „aber, wenn's ihm gefiele, könnte er auch wohl eine Mauer um uns her bauen, an Mitteln fehlt's ihm nicht.“ Die Feinde drangen in alle Häuser, wohl an 60 bis 70 Mann in

jedes, nur in jenes einsame Häuschen kam keiner. Nämlich in der Nacht war ein wildes Schneegestöber gewesen, und am Morgen lag ein mannshoher Schneeberg vor dieser Hütte, daß die Russen nicht hinein konnten. Großmutter und Enkel verwunderten sich drob nicht wenig. „Siehst du jetzt ein,“ sagte sie, „daß der Allmächtige, so er will, wohl auch in einer Nacht eine Mauer um uns bauen kann?“ Der Enkel staunte die Gottesmauer an und schämte sich seines Unglaubens. Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen (Ps. 145, 18.).

Der fromme und tapfere Schwedenkönig Gustav Adolph hatte den Grundsatz: „Fleißig gebetet, ist halb gesiegt,“ ein Grundsatz, der ihn durch alle Schlachten begleitete und ihm den Weg zu seinen ruhmwürdigen Siegen bahnte. Denn er hatte nun auch die Gewohnheit, jeden Morgen mit seinen Soldaten zu beten, und Du kannst Dir wohl denken, wie sehr dadurch sein Heer für den heiligen Kampf begeistert, und sein Muth entflammt wurde. Es sei auch unser Wahlspruch!

Der Segen des Gebets ist unaussprechlich. Der alte Johann Arndt sagt vom Gebet: „Es ist ein Gespräch mit Gott, ein Himmelsschlüssel, eine Blume des Paradieses, ein freier Zugang zu Gott, ein Hausgenosse Gottes, eine Erkennerin der Heimlichkeiten Gottes, eine Offenbarerin der Geheimnisse Gottes, eine Erbitterin der Gnade Gottes, ein geistliches Wohlleben, eine himmlische Lieblichkeit, ein Honigseim der Lippen, eine Ernährerin der Tugend, eine Ueberwinderin der Laster, eine Abbitterin der Schuld, eine Arzenei der Seele, eine Hilfe der Schwachheit, eine Säule der Welt, eine Versöhnung des Volks, ein Same des Segens, des Glaubens Vermehrung, der Hoffnung Erhaltung, eine Mutter der Liebe, eine Regel der Gerechtigkeit, eine Bewahrerin der Beständigkeit, ein Spiegel der Klugheit, eine Meisterin der Mäßigkeit, eine Stärke der Keuschheit, ein Zunder der Heiligkeit, eine Zündflamme der Gottseligkeit, ein Kommen der Weisheit, eine Arzenei gegen die Kleinmüthigkeit, ein Fundament des Friedens, eine Freude des Herzens, ein Jauchzen des Gemüths, ein Gefährte der Pilgrimschaft, ein Schild des christlichen Ritters, eine Richtschnur der Demuth, eine Speise der Geduld, eine Hüterin des Gehorsams, ein Brunnen der Ruhe, eine Nachfolgerin der Engel, ein Gift gegen den Teufel,

der Traurigen Trost, der Gerechten Freudigkeit, der Unterdrückten Beistand, der Müden Ruhe, des Gewissens Schreck, der Gnadengaben Mehrerin, des Dankopfers Weihrauch, des ewigen Lebens Vorschmack, der ewigen Seligkeit Kraft und Stärke." Das hat ein Mann gesagt, der den Segen des Gebetes erfahren hat; er hat viel gesagt, aber nicht zu viel. Wer klagt: „Gott erhöret nicht," auf den findet das apostolische Wort Anwendung: „Ihr bittet, und krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet" (Jac. 4. 3.). Wir müssen im Namen Jesu beten, d. h. allein im Vertrauen auf ihn, und in seinem Sinne. Um unsertwillen kann uns Gott nichts geben, denn wir sind deß keines werth, haben's auch nicht verdienet, aber um Jesu willen giebt er alles. Bitten wir im Eigensinn, so muß Gott den Eigensinn brechen, und es ist eine Erhörung des Gebetes, wenn durch Verweigerung der also verlangten Güter der Eigensinn gebrochen wird. Haben wir uns zu dem Namen Christi bekehret und sind wir in Ihm ganz und gar, so werden wir bitten, was Gott gefällt, und Er wird es uns geben. Das haben alle Heiligen erfahren und deshalb rühmen sie so das Gebet. Ihr ganzes Leben bestehet eigentlich im Bitten und im Loben. Sie bitten, und wenn sie es empfangen haben, loben sie Gott, und jeder neue Dank treibt sie zu neuer Bitte, und jede neue Bitte zu neuem Lob. O es ist ein seliges Leben! Lieber Freund! wir können auch so selig sein!

Zweiundvierzigster Brief.

Fortsetzung.

Was ich im vorigen Briefe vom Gebete geschrieben, ist wohl geeignet, einem jeglichen Lust zum Gebete zu machen. „Aber," fragen viele, „kann man denn immer beten?" Nun der Apostel sagt: „Betet ohne Unterlaß!" Und können wir ohne Christum nichts thun, so folget daraus, daß wir seinen Beistand durch unablässiges Gebet suchen müssen. Man braucht aber nicht gerade immer die Hände zu falten, oder ein Gebetbuch vor sich zu nehmen. „Das Verlangen der Elenden hörest Du," sagt David. Selig ist der Mensch, dessen Verlangen immer nur zu Gott steht, denn er nimmt von ihm Gnade um Gnade. Die beiden Ermahnungen des Apostels: „Betet ohne Un-

terlaß," und: „Seid allezeit fröhlich," stehen dicht bei einander, zum Zeichen, daß allezeit beten und allezeit fröhlich sein eins und dasselbige ist. Die Welt mag manchen Freudentag haben; ein beständiger Beter hat im Jahre 365 Freudentage.

Wollte aber einer sagen: „Man muß auch arbeiten, so erinnere ich wieder, daß der Apostel kurz vor jener Ermahnung zum Gebet auch zur Arbeit ermahnt: „Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eignen Händen, wie wir euch geboten haben" (1 Theff. 4, 11.). Er hat doch ohne Zweifel gewußt, was er redete, und doch hat er zwischen Beten und Arbeiten keinen Widerspruch gefunden. Allerdings sollen wir auch das Irdische beschicken; aber wie wir im Irdischen zugleich das Himmlische suchen sollen, so können wir auch bei der Arbeit mit Gott im Verkehr bleiben. Nur die sündlichen Beschäftigungen der Menschen vertragen sich mit dem Gebete nicht. Wo das Herz nur für die Erde lebt, da findet das Himmlische seinen Platz besetzt und wird verjagt; wo aber das Herz so weit ist, daß der Himmel darin Raum findet, da wird es dem irdisch Nothwendigen an Raum nicht fehlen. Wer nur das Zeitliche sucht, der gewinnt damit noch nicht das Ewige; aber wer nach der Ewigkeit trachtet, der bekömmt die Zeit mit in den Kauf (Matth. 6, 33.); denn die Zeit ist ja ein Theil der Ewigkeit.

Ein Bibelbote kam in die Werkstatt eines fleißigen Tischlers und bot ihm mit freundlichem Gruß eine Bibel an, empfing aber von dem rastlos arbeitenden Gewerbsmann die barsche Antwort: „Ei, was soll mir das Wort Gottes? das schafft mir kein Brot ins Haus; ich muß arbeiten, um mir was zu verdienen." Darauf erwiedert ihm der Bibelbote: „Ja freilich, das Wort Gottes bringt nicht zunächst das Brot, wohl aber den Geber des täglichen Brotes; und wer den erst im Hause und im Herzen hat, der hat noch mehr als täglich Brot, er hat daneben auch das Himmelsbrot des Friedens." Die schlichte Art dieses Bekenntnisses machte auf den Tischler, der von seiner Hände Arbeit zwar Brot, aber nicht die rechte Freude des zufriedenen Herzens empfangen hatte, einen tiefen Eindruck und bestimmte ihn, ein Exemplar der heiligen Schrift, und zwar das theuerste, zu nehmen.

Wo soll ich beten? Erstlich in der Kirche mit

der Gemeinde, zweitens in der Hauskirche mit den Deinigen, und drittens in der Herzenskirche, im stillen Kämmerlein. Dies Letztere läßt man noch am ersten gelten, aber von den beiden erstgenannten Gebeten wollen viele nichts wissen. Und doch wird in der heiligen Schrift dem gemeinsamen Gebet der Gläubigen großer Segen verheißen, und wem es nur von Herzen geht und nicht blos von den Lippen, dem wird sich diese Verheißung nicht unbezeugt lassen. Was die Hausandacht betrifft, so würden mit ihrer Einführung viele Laster und Leiden unsrer Zeit gar bald verschwinden. Man klagt z. B. so oft über die Verschlechterung des Gesindes; führe man doch täglichen Hausgottesdienst ein und ziehe die Dienstboten mit dazu, so wird durch die gemeinsame Erhebung zu Gott das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten bald ein besseres werden. Was insbesondere das Tischgebet betrifft, so wirst Du mir zugeben, daß der Heiland unser Muster und Vorbild sein soll in allen Dingen, und von ihm finden wir jedesmal, wenn vom Essen die Rede ist, geschrieben, daß er vorher dankte (z. B. Marc. 8, 6; Luc. 22, 19; 24, 30.); Du wirst mir zugeben, daß Gott Dank dafür verdient; wenn er ihn aber verdient, so thun wir ja Unrecht, so oft wir ihm den Dank nicht darbringen.

Ich habe von einem leichtsinnigen Jünglinge gelesen, der eine Reise machte und einst in dem Hause eines frommen Mannes Rast hielt. Als er sich des Abends auf das ihm angewiesene Zimmer begeben hatte, um sich zur Ruhe zu legen, hörte er nebenbei den Hausherrn beten für die ganze liebe Christenheit, für seine Frau und seine Kinder, und zuletzt auch für ihn, den Fremdling, ach! für ihn, der nie für sich selbst gebetet hatte. Das ergriff den Jüngling dermaßen, daß er alsbald den tiefen Schaden seiner Seele erkannte und mit Gottes Hilfe ein neuer Mensch wurde.

Ein Bauersmann war in Geschäften bei einem vornehmen Herrn und wurde von ihm zum Essen eingeladen; er hatte aber vor seinem Gott mehr Respekt, als vor ein paar gewichsten Stiefeln und betete drum bei Tisch, wie er es zu Hause gewohnt war. Darüber streckte der Herr Wirth vornehm die Nase in die Höhe und bemerkte spöttisch, das sei altfränkisch und heutiges Tages nicht mehr Sitte bei gebildeten Leuten. Der Landmann sagte, bei ihm sei das gebräuchlich, doch habe er zu Hause auch Einlie-

ger, die in diesem Stücke ganz neumodisch und gebildet wären und zu Tisch nie beteten. Der Herr meinte: „Nun, die sind doch vernünftig und aufgeklärt, wer sind sie denn?" „Das sind meine Schweine," antwortete der Bauer, „die haben hierin schon von den Ferkeljahren her ganz vollkommne Bildung; wenn sie gefressen haben, laufen sie davon und besehen den nicht, der ihnen das Futter gebracht hat."

Wie bei dem einsamen, so ist noch mehr bei dem gemeinsamen Gebet der Gebrauch eines Gebetbuches von großem Nutzen. Wer freilich nie mit eigenen Worten dem Herrn sein Anliegen vortrüge, der wäre ein schlechter Christ. Aber auch dem besten Christen kommen Augenblicke, wo ihm fremde Gedanken werthvollere Dienste thun, als die eigenen. Folgen wir nur unseren Gedanken, so können die uns auch manchmal von dem, was uns noth thut, abziehen; und ein Andachtsbuch, das von einem gottseligen Manne geschrieben und aus der heiligen Schrift geschöpft ist, wird uns wieder auf die rechte Bahn lenken. Auch bei den Liedern, die wir in der Kirche singen, erbauen wir uns ja an den Gedanken anderer und oft mit großem Erfolg. Bei der Familienandacht aber ist ein Erbauungsbuch beinahe unentbehrlich, weil da die Erbauung aller gestört werden würde, wenn der Vorbetende sich vielleicht in einer ungeeigneten Gemüthsstimmung befände. Gewiß, lieber Freund, das Vorurtheil, das so viele gegen den Gebrauch von Gebetbüchern haben, ist ungegründet und beweist nur, daß sie aus Mangel an Erfahrung solchen heilsamen Gebrauch nicht zu schätzen wissen. Versuche es, und Du wirst reichen Segen verspüren.

Dreiundvierzigster Brief.

Die Sakramente.

Du hast mir bei unserer Betrachtung des christlichen Glaubenspallastes, der noch viel reichere und wundervollere Schätze in sich schließt, als der Glaspallast der großen Londoner Industrieausstellung, die letzten Gänge sehr erleichtert, indem Du nicht mehr scheu von außen und durch die Glaswand hindurch die Pracht seiner Güter besehen willst, sondern jetzt mit mir eingetreten bist, um sie in der Nähe zu schauen, nicht als ferne und fremde Reichthümer, sondern als solche, die Du als Kind Gottes selber einst

erben und Dein eigen nennen wirst. Da sieht sich alles mit ganz anderen Augen an. Gleichwohl will ich auch jetzt noch auf den ungünstigen Standpunkt derer, die draußen sind, gewissenhaft rücksichtigen, um Dir auch die letzten Zweifel an dem Werth dieser himmlischen Dinge zu benehmen.

Wir kommen heute zu den Heils- oder Gnadenmitteln, wozu man das Wort Gottes und die Sakramente rechnet. Jenes haben wir schon früher zur Genüge betrachtet, wollen also nur noch diese letzteren ins Auge fassen.

Unter den Sakramenten verstehen wir heilige, von Christo eingesetzte Handlungen, welche uns unter einem sichtbaren irdischen Mittel ein unsichtbares himmlisches Gnadengut mittheilen. Der Unglaube sieht diese heiligen Handlungen für leere Formen an. Aber zur leeren nichtssagenden Form wird alles dem, der ein leeres nichtssagendes Herz hat, so das Vaterunser, so die kirchliche Trauung, so auch die Sakramente. Diese innere Leerheit und Gedankenlosigkeit liegt also nicht in der Handlung, sondern in dem gedankenlosen Menschen, der sie ausübt. — Man behauptet, der Gebrauch der Sakramente sei überflüssig, durch bloßes Lesen der heiligen Schrift komme man ebensoweit, man könne sich in seinem Kämmerlein ebensowohl des Herrn erinnern, als z. B. beim Genuß seines Gedächtnißmahles. Aber der Mensch ist nun einmal ein leiblich geistiges Wesen, nicht ein reiner Geist, und durch sichtbare feierliche Handlungen wird viel lebendiger und nachhaltiger auf seine Seele gewirkt als durch bloße Gedanken und Worte. Es ist daher eine große Thorheit, ihm alle die Eindrücke zu entziehen, die erst vermittelst der Sinne zu seinem Geiste dringen, denn dieses sind grade die stärksten. Dazu kommt noch, daß wir uns durch die bloße Erinnerung an den Erlöser, durch das bloße Hören und Lesen seines Wortes seine Gnade noch nicht aneignen. Im Worte Gottes liegt zwar die Gnade für alle ausgebreitet, aber in den Sakramenten erst wird sie dem Einzelnen persönlich verbürgt und zugewendet.

Das Wort Gottes ist das Fundament, worauf das Heil, das von Christo ausgeht, sich erbaut und Bestand gewinnt. Auf Grund des Wortes geschieht die Berufung, die, wie wir gesehen haben, eine allgemeine ist. In der Taufe schreitet das Heil zu dem Einzelnen hin und fügt

ihn in die göttliche Heilsanstalt ein. Die Taufe ist also die Fortsetzung des Gnadenwerkes; sie wird in der heiligen Schrift das Bad der Wiedergeburt genannt (Tit. 3, 5.), ein neues Leben wird dem Täufling gegeben. Aber dieses neue Leben liegt noch im Kampfe mit der angeerbten Sünde. Wie daher der Täufling lebenslänglich neuer Berufung und Aufrüttlung durch das Wort Gottes bedarf, so muß er auch öfters neuen Anstoß zur Buße und zum Glauben erhalten. Dieser wird ihm in besonderer Weise durch die Beichte und Absolution gegeben und die empfangene Gnade ihm versiegelt durch das Sakrament des Altars, die Darreichung des Leibes und Blutes Christi.

Die Sakramente sind Heilsmittel; andrerseits soll aber auch das Heil durch den Glauben gewonnen werden. Ebenso wird das neue Leben theils von den Sakramenten, theils vom Glauben abhängig gemacht. In welchem Verhältniß stehen also beide zu einander? Das Heil ist mir erworben durch Christi Tod; im Sakrament wird es mir persönlich zugeeignet; aber erst, wenn ich glaube, werde ich mir desselben bewußt. Christus hat den Schatz erworben, in der Taufe wird er mir übergeben als mein Eigenthum, und der Glaube ist der Schlüssel, der ihn mir aufthut. Durch das Sakrament trete ich also in Besitz, durch den Glauben gelange ich zum Genuß des Heils. In der Taufe nimmt Gott als sein Kind mich an; aber erst, wenn ich gläubig werde, wird das neue Leben offenbar, kommt die Gotteskindschaft zum Vorschein. Wer dagegen ungläubig das Sakrament empfängt, dem wird zwar auch alles Heil dargereicht, aber er stößt es zurück, und geht folglich des Heils verlustig. Daher erklärt Luther sehr richtig: „Die Taufe wirket Vergebung der Sünden u. s. w. allen, die es glauben," und im h. Abendmahl sagt er: „Wer denselben Worten glaubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Vergebung der Sünden."

Die Taufe ist die Einfügung ins Reich Gottes, das heilige Abendmahl die Befestigung in demselben. Jene vergleicht ein sinniger Theolog mit der Versetzung einer Pflanze aus einem unfruchtbaren Boden, wo sie verwildern oder verwelken müßte, in ein gutes fruchtbares Land. Dies darf nur einmal mit ihr geschehen, so strömen die besseren Säfte dieses neuen Bodens in sie hinein und geben ihr frisches Leben. Das heilige Abendmahl ist dann dem Einströmen dieser neuen Lebenskräfte vergleichbar, oder dem

öftern Begießen einer frisch versetzten Pflanze. Bei der Taufe geht also der Mensch in Christum, beim Abendmahl Christus in den Menschen über. Die Taufe ist der Anfang, das Abendmahl die Fortsetzung und Bestärkung des neuen Lebens.

Du siehst hieraus, daß uns im Wort Gottes und den beiden Sakramenten eine vollständige Darreichung des Heils geboten wird, so daß kein viertes oder fünftes Gnadenmittel mehr nöthig ist. Die katholische Kirche zählt aber außer Taufe und Abendmahl noch fünf andere Sakramente. Diese sind daher theils überflüssig, theils gehen ihnen die Kennzeichen des Sakramentes ab. Bei der Beichte fehlt das sichtbare irdische Mittel, auch ist sie nicht erst von Christo eingesetzt, sondern beruht schon auf alttestamentlichem Gebot und Gebrauch. Die Firmelung ist eine spätere Kirchensatzung. Die Ehe wurde gleich nach der Schöpfung eingesetzt, ist also keine ausschließlich christliche Einrichtung, sondern wir haben sie mit Juden und Heiden gemein. Die Priesterweihe fand bereits im Alten Testamente statt. Die letzte Oelung, ein späterer kirchlicher Gebrauch, läßt sich aus Jac. 5, 14. schwerlich als Sakrament erweisen.

Hiernach können wir nun zur näheren Betrachtung unsrer beiden Sakramente übergehen.

Vierundvierzigster Brief.

Die Taufe.

Ueber die fernere Beibehaltung oder Verwerfung der Taufe hat man in freien Gemeinden abgestimmt, also die Geltung eines von Christo eingesetzten Sakramentes der zufälligen Mehrheit oder Minderheit menschlicher Köpfe unterworfen. Die Antwort ist theils bejahend (in der Königsberger freien Gemeinde) theils verwerfend (bei den Deutschkatholiken in Breslau) ausgefallen. Aber das Ergebniß mochte sein, welches es wollte, auch im günstigsten Fall ist die sakramentliche Bedeutung der Taufe damit vernichtet. Denn einerseits ist sie dann keine göttliche Einsetzung mehr, sondern man verdankt diesen Gebrauch nur dem guten Willen der zufällig anwesenden Gemeindemitglieder, und andrerseits kann eine menschliche Einrichtung uns auch nicht die Gnade Gottes mittheilen; man behält

also nur das Wasser und verliert das Wort, das Gebot und die Verheißung Christi, wodurch das Wasser erst heiliges Wasser wird. Wir haben aber auch gar kein Recht zu solcher Abstimmung, denn dadurch rufen wir Christum gleichsam als Angeklagten vor unseren Richterstuhl und kehren somit das Verhältniß der Meister- und Jüngerschaft um. Nur der hätte ein Recht zu diesem Verfahren, der vorher sich offen von Christo losgesagt hätte. Wer aber den christlichen Namen noch beansprucht, also Christum für seinen Meister ausgiebt, dem kann es unmöglich zustehen, über ein unzweifelhaftes Gebot Christi den Stab zu brechen.

Nicht viel weniger betrübend als diese Verwerfung der Taufe sind die mancherlei Mißbräuche, die in neuerer Zeit bei der Taufhandlung vielfältig zur Erscheinung kommen, als: das Zusammenbitten unzähliger Pathen, das öffentliche Nachsuchen und Aufbieten von solchen, der Gelderwerb, den man sich dadurch bereiten will, die Herabwürdigung der Taufe zu einer rauschenden Lustbarkeit oder zu einem bloßen Fest der Namengebung, das Beilegen von Namen, die an unchristliche Männer erinnern. Siehst Du in diesem allen nicht auch eine Entheiligung des Namens Christi? Wer den Herrn lieb hat, der wird ein von ihm empfangenes Vermächtniß schon um seinetwillen heilig achten, auch abgesehen von dem himmlischen Segen, der dabei auf den Täufling herniederströmt, also mit gebührender Andacht dieser Handlung beiwohnen und alles Ungehörige davon entfernen. Und das umsomehr, wenn er bedenkt, daß es sich hier für einen hilflosen Sohn der Erde um Erlösung von der Sünde und um Zusicherung der Seligkeit handelt.

Die Taufe geschieht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, d. h. der Taufende verrichtet seinen Dienst theils im Auftrage des dreieinigen Gottes, theils nimmt er den Täufling in die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott auf. Diese Worte leiden keine Aenderung, denn es sind die Einsetzungsworte, die der Herr geboten hat. Auch ist die Taufe der Eingang und Anfang zu dem ganzen Heilswerk, und das darf dem Täufling nicht verkürzt werden. Seine Seligkeit kann er nur dadurch gewinnen, daß er durch den Gnadenzug des heiligen Geistes zu Christo geführt und durch Christum mit dem Vater vereinigt wird. Wenn gleichwohl im Neuen Testament einer Taufe auf den bloßen Namen Jesu Christi Erwähnung geschieht (A. G. 19, 1 — 5.), so soll hier

offenbar nicht eine sogenannte Taufformel aufgestellt, sondern nur die christliche Taufe im Unterschiede von der Johanneischen bezeichnet werden. Auch liegt in Christo, als dem Mittelpunkt des Heils, das ganze Heilswerk bereits beschlossen.

Das äußere Mittel, an welches die Taufgnade geknüpft wird, ist das Wasser. Das Untertauchen unters Wasser sollte ein Sinnbild der Abwaschung der Sünde sein. Der alte Mensch soll sterben, damit aus dem Bade der Wiedergeburt ein neuer hervorkomme. So sind wir ja mit Christo begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln (Röm. 6, 4.). Das bei uns gebräuchliche Begießen mit Wasser erinnert an die Ausgießung des heiligen Geistes; mit dem Absterben der alten Sünde wird dem Täufling der neubelebende Gottesgeist mitgetheilt. Auch die Apostel setzten die Taufe mit der Gabe des heiligen Geistes in nahe Verbindung (A. G. 2, 38; 10, 47.). Das Taufwasser ist endlich auch eine Hindeutung auf das Wasser der Schöpfung; auch bei der Wiedergeburt geht ja eine neue Schöpfung vor sich, und wie dort der geschäftige, Gestalten bildende Gottesgeist auf dem Wasser schwebte (1 Mos. 1, 2.), so schwebt er auch hier über dem Taufwasser und wirkt an dem Täufling, daß Christus in ihm eine Gestalt gewinne. Wenn vorher des Menschen Seele wüst und leer war, soll sie nun gefüllt werden mit allerlei Gottesfülle; wenn sich vorher die vielgestaltige Welt in ihr abspiegelte, soll sie nun ein Spiegelbild Gottes werden (1 Mos. 1, 26.).

Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft (Röm. 6, 3.)? Der Täufling wird nämlich in die Liebe Christi versenkt, die für ihn in den Tod gegangen ist; ihr giebt er sich als Pflegling und Zögling hin, bei ihr ist er wohl geborgen. Er ist also nicht mehr ein Bürger der Erde allein, sondern hat zugleich im Reich Gottes das Bürgerrecht gewonnen, ist nicht mehr blos seiner Eltern Kind, sondern auch Kind Gottes und Erbe Jesu Christi, durch dessen Gnade nun auch die Macht der Sünde in ihm gebrochen wird. Auch, wenn Du die Taufe ganz äußerlich nur als eine Aufnahme in die christliche

Kirche ansiehst, ist es ja klar, daß alle die Hilfs- und Gnadenmittel, wodurch die Gewalt des Bösen geschwächt wird und der göttliche Wille zur Herrschaft gelangt, nur von dem segnenden Einflusse des Christenthums ausgehen können, von der christlichen Erziehung. Bliebe dagegen der Mensch außer aller Verbindung mit Christo und mit solchen, die in Christo leben, so ist gar nicht einzusehen, wie er in dieser Verlassenheit zum Heil und zu gottseligem Sinn und Wandel gelangen sollte. Durch die Taufe aber wird der Mensch nicht blos äußerlich in die Gemeinschaft mit Christo und sein Reich gesetzt, sondern die Gnade wird ihm innerlich auch mitgetheilt, welche an ihm unablässig arbeitet, bis er ein Mensch Gottes wird.

Verdammlich ist nur die Verachtung des Sakramentes, nicht der Mangel desselben. Denn das Wasser macht nicht selig, sondern Gottes Wort und Gnade, die der Mensch im Glauben ergreift. Das ist aber alles nicht mit solcher Nothwendigkeit an das Taufwasser gebunden, daß es ohne dieses gar nicht zu freier Wirksamkeit kommen könnte. Wir hoffen daher, daß Gott auch für solche Kinder, die vor der Taufe sterben, Mittel und Wege wissen wird, um sie in sein Reich einzuführen. Es verhält sich mit ihnen ähnlich wie mit den Heiden und mit den vor Christo verstorbenen Menschenseelen. Wenn aber Eltern die Taufe verachten und dem Kinde den Zugang zu Christo wehren, so rächt sich ihre Sünde leider auch an dem Kinde, dem dadurch für eine Zeitlang wenigstens der Heilsweg versperrt wird — eine um so dringendere Aufforderung für alle Eltern, die Kleinen dem Herrn zuzuführen, weil sie sonst nicht blos ihre eigne, sondern auch der Kinder Sünde zu verantworten haben.

Die evangelische Kirche hat die Kindertaufe beibehalten, die Wiedertäufer oder Baptisten verwerfen sie. Diese gleichen den Jüngern, welche die Leute anfuhren, daß sie schon die Kindlein zu Jesu brachten und dafür vom Herrn eine Zurechtweisung erfuhren. Sie berufen sich zwar auf die Schrift und sagen: „Der Herr sprach: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Erst also lehren, dann taufen. Auch spreche er: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ Erst also glauben, dann taufen. Weil man aber die Kinder noch nicht kann lehren, auch sie nicht können glauben, dürfe

man sie nicht taufen. Hierauf ist erstlich zu erwiedern, daß im Grundtexte eigentlich stehet: Gehet hin und macht zu Jüngern alle Heiden, indem ihr sie taufet. Durch die Taufe also sollen sie zu Jüngern gemacht, und dann gelehret werden, zu halten alles, was er ihnen befohlen (Matth. 28, 19. 20.). Also umgekehrt. Erst das Taufen, dann das Lehren. Und wenn sie sagen: Erst das Glauben, dann das Taufen, so frage ich, warum soll der heilige Geist den Glauben nicht auch in den Kindern wirken können? Wer ist geneigter, zu glauben, als die Kinder? Und ob auch ihr Glaube noch klein wäre, wie ein Senfkorn, steht nicht zu hoffen, daß dieser stille Glaubenskeim inmitten der christlichen Gemeinschaft, in welche sie durch die Taufe versetzt sind, sich fröhlich entwickeln werde? Die Wiedertäufer sagen aber weiter: „Im Anfange wurden nur Erwachsene getauft und geboten ist die Kindertaufe doch nirgends.“ Das Letztere hieße so viel, als den Grundsatz aufstellen: „Was in der Schrift nicht geboten ist, das ist verboten.“ Dazu macht jemand die gute Bemerkung: Dieser Grundsatz ist ebenfalls nicht in der Schrift geboten; folglich ist er verboten. Und woher wißt ihr denn, daß im Anfange nicht Kinder getauft sind? Paulus taufte den Kerkermeister mit seinem ganzen Hause (Apgsch. 16, 33.); soll darunter kein Kind gewesen sein? Der Herr aber spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Die Wiedertäufer entgegnen zwar: „Durch den Unterricht bringen wir die Kinder auch zu Christo.“ Es wird durch den Unterricht aber noch keiner ein Christ, und wenn ihr die Kinder nicht tauft, so bleiben eure Familien doch nur ein Gemisch von Christen und Heiden. Warum sträubet ihr euch doch, die Kinder in das Reich Gottes auf die von ihm geordnete Weise (Joh. 3, 5.) einzuführen, warum seid ihr einem Gebrauch entgegen, der durch die Gewohnheit der Jahrhunderte von Gott selbst das Siegel der Wahrheit empfangen hat? Zweien Gefahren sind laut des Zeugnisses der Kirchengeschichte die Wiedertäufer in der Regel unterlegen, der der Eigengerechtigkeit und der der Schwärmerei. Indem sie den Glauben der Gnade vorangehen lassen, wird Glauben ihnen unvermerkt ein Werk, durch welches sie die Gnade verdienen wollen; und indem sie den vollkommenen Glauben zur Theilnahme am Reiche Gottes fordern, träumen sie von einer Kirche, die aus lauter Heiligen besteht,

und was aus diesem Wahn hervorgegangen ist, zeigen die Vorgänge in Münster zur Zeit der Reformation. Wir bleiben daher bei der Kindertaufe, heiligen unsere Kinder, sobald sie das Licht der Welt erblickt haben, dem Herrn und sind der Zuversicht, daß die Gnade, die ihnen in früher Taufe versiegelt ist, nicht aufhören werde, an ihnen zu arbeiten, daß sie selig werden.

Aber es kann die Taufgnade auch überschätzt werden. Man kann denken: „Weil ein Kind getauft ist, ist es heilig und bedarf weder der Buße noch des Glaubens weiter.“ In diese Gefahr, die Taufgnade zu überschätzen auf Kosten eines späteren lebendigen Christenthums, und die Wiedergeburt und das neue Leben, das die Schrift fordert, im Taufwasser erstarren und gefrieren zu lassen, gerieth die evangelische Kirche nach Luthers Tode, wo sie selber zu erstarren drohte. Und das gab Veranlassung zur Erweckung jenes frischen Buß- und Glaubenslebens zur Zeit Speners und Franke's, die eben auf ein lebendiges Christenthum, auf thätige Bekehrung drangen, während nach der herrschenden Meinung der Zeit das alles längst in der Taufe abgethan sei und der einmal Getaufte seiner Seligkeit nie mehr verlustig gehen könne. Nein, mein Freund, auf die Wassertaufe im Kindesalter muß zu seiner Zeit die Geist- und die Feuertaufe folgen, und es ist nichts bedenklicher, als die Kindertaufe und die Wiedergeburt für völlig gleichbedeutend zu erachten. Jene ist und bleibt immer nur eine Wintersaat auf Hoffnung, an der man noch keine grünen Halme sieht; aber die Keime und Ansätze zu der künftigen Frühlingspracht liegen allerdings schon in ihr beschlossen.

Also beides hinweg, sowohl die Verachtung als die Ueberschätzung der Taufe!

Fünfundvierzigster Brief.

Das heilige Abendmahl.

Das andere Sakrament, das heilige Abendmahl, wird gleichfalls von vielen verschmäht, die sich noch Christen nennen, indem sie es entweder aus Lauheit jahrelang zu genießen vergessen, oder es grundsätzlich für ungenießbar erklären. Aber der Heiland spricht: „Solches thut zu meinem Gedächtniß!“ Ich habe keinen Begriff davon,

wie man bei einem Hochmuth, der ein klar ausgesprochenes Wort des Meisters lebenslänglich und als Grundsatz unerfüllt läßt, sich noch für seinen Jünger auszugeben vermag, wie man sich auch nur äußerlich für den Anhänger eines Mannes halten kann, dessen Gedächtniß man absichtlich nicht erneuert, wenigstens nicht auf die Weise, wie er es erneuert wissen will. Es liegt eine Halbheit und Schiefheit in solcher Stellung zu Christo, für die ich eigentlich keine Bezeichnung weiß. Daß sie doch sich nicht gänzlich von der Kirche loszureißen vermögen, gereicht weniger ihnen als vielmehr dem Haupte zur Ehre, der stillen und der staunenswerthen Gewalt, die der Dulder auf Golgatha über die Herzen, für die er duldete, ausübt.

Solches thut zu meinem Gedächtniß! spricht der Herr. Das Abendmahl ist also Gedächtnißmahl. Halte im Gedächtniß Jesum Christum (2 Tim. 2, 8.)! Hier ist es besonders des Herrn Tod, an den wir uns erinnern, und den wir verkündigen sollen (1 Cor. 11, 26.). Es soll uns also die Liebe im Gedächtniß bleiben, die um unsertwillen die Kreuzespein erlitt. Denn das Andenken an diese heilige Liebe wirkt tausendmal mehr als die Erinnerung an das Gesetz oder an das Gericht; es wirkt jene Reue, die niemanden gereuet, schafft lebendigen Glauben, giebt Geduld in Kreuz und Leid und stärkt uns in der Hoffnung des ewigen Lebens.

Das heilige Abendmahl wird von den Brüdern und Schwestern in Christo gemeinsam gefeiert, ist also Gemeinschaftsmahl, Liebesmahl, Communion. Brot und Wein stehen in untrennbarer Gemeinschaft mit des Herrn Leib und Blut (1 Cor. 10, 16.); so tritt der Christ hier in die innigste Gemeinschaft mit Christo, der Erlöste gelangt zur völligen Vereinigung mit dem Erlöser. Und die Communicanten alle stehen in gleicher Noth und gleicher Hoffnung vor dem Tische des Herrn, alle stehen als Sünder, die den Erlöser suchen, vor ihm, und gehen als Begnadigte, die ihn gefunden haben, hinweg, und alle sonstigen herben Unterschiede schwinden und all' Fehd' hat nun ein Ende. Denn wer von Gott will Vergebung und Versöhnung finden, muß auch dem Bruder die Fehler vergeben (Matth. 6, 15.). Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wie die Liebe Christi zu uns ihr höchstes Ziel in seinem Tode erstieg, so feiert in dem Gedächtnißmahl seines Todes unsere Liebe zu ihm und

zu den Miterlösten ihren höchsten Triumph. Es ist daher unverzeihlich, sich diesem stärksten Liebeszuge, der auf Erden möglich ist, zu entziehen.

Feiern wir aber im heiligen Abendmahl unsere innigste Vereinigung mit dem Erlöser durch den Genuß seines Leibes und Blutes, so ist es klar, daß uns die Sünde vergeben ist und wir mit Gott versöhnt sind. Denn wir sind dann Theilnehmer an Christi Gerechtigkeit, Glieder an seinem Leibe geworden; und wer mit dem Sohne eins ist, wie könnte er mit dem Vater noch in Zwiespalt sein? Er und der Vater sind ja eins. Ja, es wird nun auch die Lebenskraft Christi, der heilige Sinn des Eingebornen vom Vater in uns herüberströmen und uns zu neuem Sinn und heiligem Wandel treiben. Denn es ist schier unmöglich, mit Christus und Belial zu gleicher Zeit in Gemeinschaft zu leben (1 Cor. 10, 21; 2 Cor. 6, 14. 15.). Das heilige Abendmahl ist also auch ein Mahl der Sündenvergebung, der Versöhnung, der Heiligung. O selig, selig, wer von ganzem Herzen nachsprechen kann, was der Dichter sagt:

Daß ich einen Heiland habe
Und an seinem Heil mich labe
Und in sein Verdienst mich kleide,
Das ist meines Herzens Freude.

Die sichtbaren Mittel, durch welche beim Abendmahl die Gnade zu uns kommt, sind Brot und Wein. Ueber die Art ihrer Verbindung mit dem Leibe und Blute des Herrn walten bei den verschiedenen christlichen Kirchen verschiedene Ansichten ob.

Die katholische Kirche stellte im elften Jahrhundert die Lehre auf, daß Brot und Wein unter den Einsetzungsworten in Leib und Blut Christi verwandelt werden, so daß das geweihte Brot, die Hostie, nachher als die sichtbare Gottheit auf Erden anzubeten sei, eine Vorstellung, die doch augenscheinlich zu hart gegen 2 Mos. 20, 4. 5. verstößt und zu nah an das Heidenthum streift. Brot und Wein haben also aufgehört zu sein, nur des Herrn Leib und Blut ist da. Im grellsten Gegensatz hiezu steht die Ansicht der Reformirten. Nach der flacheren zwinglischen Lehre ist das Abendmahl eine bloße Erinnerung an Christum; nur Brot und Wein ist da, aber nicht des Herrn Leib und Blut; nur das Irdische bleibt, das Himmlische ist verschwunden. Nach der tieferen Lehre Calvins

genießen wir zwar wirklich das letztere, aber nur im Glauben; der Ungläubige empfängt nichts als Brot und Wein.

Die lutherische Lehre sucht dem Aeußerlichen und Innerlichen am Abendmahl gerecht zu werden. Nach Luther wird Brot und Wein weder in den Leib und das Blut Christi verwandelt noch von einander getrennt, sondern in, mit und unter dem Brot und Wein empfangen wir des Herrn Leib und Blut — ähnlich dem Verhältniß der menschlichen und göttlichen Natur Christi, wobei auch weder eine Ineinandermengung noch eine Auseinanderreißung stattfindet. Sichtbarer Weise und für das leibliche Auge empfange ich also Brot und Wein; aber unsichtbarer Weise und mit Glaubensaugen angesehen empfange ich in, mit und unter diesen irdischen Bestandtheilen zugleich des Herrn Leib und Blut. Irdisches und Himmlisches stehen also in innigster Gemeinschaft. Daher empfängt auch der Ungläubige den wirklichen Leib des Herrn, aber er genießt ihn sich zur Verdammniß nach dem Wort der Schrift: „Welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht (1 Cor. 11, 29.). Der Glaube ist also nach Lutherischer Lehre keineswegs etwas Unwesentliches dabei, sondern ein nothwendiges Erforderniß; denn nur der Gläubige genießt des Herrn Mahl sich zum Segen.

Vielleicht lassen sich diese verschiedenen Ansichten am Besten durch folgendes Gleichniß verdeutlichen. Wenn ein Armer einen tröstlichen Brief empfängt, so erhält er sichtbarer Weise ein Stück Papier mit schwarzen Strichen, aber unsichtbarer Weise erhält er unter diesem irdischen Mittel zugleich eine köstliche Nachricht. Man kann weder sagen, daß Papier und Tinte sich in dieses geistige Gut verwandelt haben, so daß von ihnen nichts mehr übrig wäre, noch andrerseits, daß er nur Papier empfange und sich dabei etwas Tröstliches denke, denn es ist kein eingebildeter, sondern ein ihm mitgetheilter Trost. In Beziehung auf den Brief bleibt es sich auch gleich, ob er der Nachricht glaubt oder nicht; im letztern Fall hat er ganz dasselbe empfangen, und es ist seine eigene Schuld, wenn er seines Unglaubens wegen des Trostes sich nicht erfreut. Nur, wenn er's glaubt, fühlt er sich wirklich getröstet in seiner Armuth.

Es ließe sich bei der Abendmahlslehre noch manches hervorheben. Aber nach den gegebenen Andeutungen (und

mehr habe ich Dir überhaupt nicht geben wollen) wirst Du Dir, was sonst noch in Frage käme, mit Leichtigkeit selbst zurechtlegen können. So viel wird Dir klar geworden sein, daß wir im heiligen Abendmahl die Spitze der Religion, so weit hienieden erreichbar, die Vollendung des Heils, so weit es auf Erden möglich ist, nämlich das Fest der völligen Vereinigung mit Christo und somit der Versöhnung mit Gott vor uns haben. Wir gehen hier mit ihm die innigste Verbindung ein, die auf Erden irgend möglich ist, und die dem Anschauen Gottes, wie es in der Ewigkeit stattfinden wird, am allernächsten kommt. Aber im Tode erst finden die Mißtöne, die durch die fortdauernde Berührung mit der Sünde noch immer dazwischen schreien, ihre endliche Auflösung. Erst, wenn der Glaube in Schauen übergeht, gelangt das Heil der Kinder Gottes zu seiner himmlischen Vollendung.

Sechsundvierzigster Brief.

Die letzten Dinge.

Wir kommen heute zum Abschluß, zu dem Ziel, wohin all unser bisheriger Gang durch den blüthenreichen Garten des Christenglaubens uns führt. Man rechnet zu diesen letzten Dingen: Tod, Auferstehung, jüngstes Gericht und ewiges Leben.

Nach der Lehre der Schrift ist der Tod der Sünden Sold (Röm. 6, 23.), und weil wir alle gesündigt haben, müssen wir auch alle sterben, und weil Gottes Sohn unsere Sünde trug und um unsertwillen als Sünder behandelt wurde (2 Cor. 5, 21.), so mußte auch er den Tod erleiden. Aber der gläubige Christ ist todesfreudig; er erkennt in dem Tode kein Uebel, sondern sieht in ihm die endliche längstersehnte Erlösung von aller Gemeinschaft mit der Sünde, den Weg zu vollkommner, ungetrübter und ewiger Gemeinschaft mit dem, den er über alles liebt. Je mehr Zusammenhang der Mensch noch mit der Sünde hat, desto peinvoller ist ihm das Sterben, desto schmerzlicher fühlt er der Sünde Sold, desto schwerer wird ihm die Losreißung von dem Zeitlichen und Irdischen, woran

seine Seele noch festhängt. Jemehr wir uns dagegen von den Ketten der Sünde bereits frei gemacht, von der Liebe zum Vergänglichen uns losgerissen haben, desto leichter und schmerzloser zerreißen in der Todesstunde die wenigen letzten Fäden, die uns noch an die Erde binden, und unsere ganze Seele ist von dem Trost der göttlichen Verheißung erfüllt. Aber wir dürfen erst dann von unsrer irdischen Arbeit uns abspannen, wenn der Herr mit uns Feierabend macht. Ich kann es nicht fassen, wie man in unsrer Zeit so leichtfertig über die eigene Verkürzung des Lebens denken kann. Steht es fest, daß Vergebung und Seligkeit nur möglich ist, wenn man die Sünde bereut und die Gnade sucht — und in gewissem Grade giebt das jeder Mensch zu — so eröffnet uns ja der Selbstmord den Blick in eine Zukunft, vor der wir aufs furchtbarste erschrecken müssen. Der Selbstmörder geht ja trotzig seinem ewigen Richter entgegen, als ob er seines Gerichtes spottete; er geht mit einer offenbaren und unbereuten Sünde, also ohne Buße und ohne Glauben aus dem Leben — wie ist da Vergebung möglich und Gnade? Weil er kein christliches Ende genommen, so ist es übrigens auch ganz in der Ordnung, daß ihm ein christlich Begräbniß verweigert wird.

Was die Auferstehung des Fleisches betrifft, so gebe ich Dir zu bedenken, daß Leib und Seele zusammen erst Einen Menschen, Eine Persönlichkeit bilden. Unser Seelenleben hängt gleichsam an allen Seiten, an vielen tausend Fäden mit dem leiblichen Leben zusammen, der Art, daß beide vereinigt erst das Menschenleben bilden und ein Menschengeist ohne leibliche Bekleidung für uns etwas Undenkbares ist. Auch der neueste Unglaube gesteht das zu, zieht aber eine andere Folgerung daraus; weil er nämlich das leibliche Leben dahinsterben sieht, so meint er, daß es im Tode auch mit dem Geistesleben des Menschen ein Ende habe. Man hält also entweder den Glauben an ein ewiges Leben fest und muß dann auch an die Auferstehung glauben, wie Bibel und Kirche lehren, oder man leugnet, wie der Pantheismus, beides zugleich. Die Einwürfe, die man gegen die Auferstehung des Fleisches erhoben hat, sind wirklich schwach. Man sagt: „Wenn ein Kriegsmann ein Bein in Spanien läßt, einen Arm in Rußland verliert, vielleicht auch ein Paar Zähne dem

Zahnarzt giebt und dann das Uebrige auf den Kirchhof mitnimmt, wie denn der liebe Gott diese getrennten Gliedmaßen zusammenlesen und aufbewahren solle, damit sie bei der Auferstehung der Toden fein bei einander seien? Dieser Einwand zeugt von ebenso fleischlicher Auffassung der Bibellehre, wie der einst von den Sadducäern erhobene (Matth. 22, 23—30.). Erstlich setzt er eine Auferstehung dieses selben sterblichen Leibes mit all seinen Schwächen und Gebrechen voraus, was die heilige Schrift ausdrücklich verneint: Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich, es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft, es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib; denn Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes ererben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche (1 Cor. 15, 42—44. 50.). Wohl aber wird, wie schon aus dieser Vergleichung mit dem Säen und noch deutlicher aus 1 Cor. 15, 36—39 hervorgeht, das neue Kleid der Seele in einem gewissen Verwandtschaftsverhältniß zu dem abgelegten bestehen, denn sonst wäre es keine Auferstehung, sondern eine neue Schöpfung. Auch die Pflanze, die aus dem erstorbenen Samenkorn erwächst, ist mit diesem nicht dasselbe Ding, entwickelt sich aber doch aus ihm und ist nicht etwas schlechthin anderes und neues; aus einem Apfelkern wird z. B. keine Rose. Zweitens muß ich bemerken, daß die guten Lichtfreunde sich an Stelle des allmächtigen Gottes ein ganz ohnmächtiges Wesen denken, das schwitzt und keucht und müde wird, wenn es von Spanien nach Rußland wandern und dabei sich viel bücken muß, um zerstreute Dinge aufzulesen. Auch vernachläßigen sie auf wirklich unverantwortliche Weise die Naturbetrachtung, von der sie doch so viel halten und aus der sie ihren ganzen Religionskram erhandelt haben. Schon unsern gegenwärtigen Leib hat ja der liebe Gott aus allen Ecken der Erde zusammengetragen. Das Wachsthum des Körpers geschieht bekanntlich durch die nahrhaften Bestandtheile der ihm zugeführten Speisen, indeß er die unbrauchbaren wieder von sich stößt. Einige Nahrungsmittel gehen in Knochen über, andere werden Fleisch, wieder andere Blut. Nach Verlauf weni-

ger Jahre ist unser voriger Leib ein völlig neuer geworden, zusammengesetzt aus den verarbeiteten Nahrungsstoffen, die er während dessen zu sich genommen. Nun trinkst Du des Morgens Deinen Kaffee, der kommt aus Asien; genießest dazu Zucker, den hat der Kaufmann Dir aus Amerika bringen lassen; Du ißt Dein Brot, das baut Dir der Landmann, der neben Dir wohnt; zu den meisten Speisen brauchst Du Salz, das man in Halle für Dich kocht oder in Galizien aus den Bergwerken schlägt; Du brauchst Gewürze, die besorgt man Dir aus Indien; Du trinkst ein Gläschen nahrhaften Weines, der wächst am Rhein oder in Frankreich oder sonst wo. Dies sind die Bestandtheile, aus denen Dein Körper besteht; schon Dein irdischer Leib ist also aus allen Theilen der Erde, aus Asien und Amerika, aus Deutschland, Galizien und Frankreich gesammelt worden — und Aehnliches sollte künftig dem allmächtigen Gott nicht möglich sein? Wie sagen denn etliche unter euch, die Auferstehung der Todten sei nichts? Ja, wenn Christus nicht auferstanden wäre, so wäre diese unsere Predigt vergeblich und unser Glaube auf Sand gebaut. Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen (1 Cor. 15, 12. 14. 20.). Und wie an ihm, dem Gottes- und Menschensohn, nicht allein die Gesetze der irdischen Natur zur Geltung kommen, sondern auch die himmlische Natur in ihr Recht eintreten und der Gestorbene auferstehen mußte, so werden auch wir, die wir dem Leibe nach mit der Erde zusammenhängen, aber durch das feste Band des Glaubens auch Bestandtheile Christi geworden sind, nicht blos der Erde den Zoll des Todes bezahlen, sondern auch als Christi Glieder den Tod besiegen und an der himmlischen Herrlichkeit des Hauptes Theil haben.

Läßet auch ein Haupt sein Glied,
Welches es nicht nach sich zieht?

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken (Hiob 19, 15.). Die schönste Aussicht in die Ewigkeit hast Du also vom Berge Golgatha aus. Da allein ist der Himmel gänzlich unbewölkt und der volle Gnadenglanz

aus Gott trifft Dein menschliches Auge und sein Lichtstrahl wird da durch keinen irdischen Dunstkreis gebrochen.

Auf die sogenannten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele hat ein Christ wenig Gewicht zu legen. Sie beweisen entweder etwas, was keinen Werth hat, nämlich eine Unsterblichkeit ohne Seligkeit, oder suchen etwas zu beweisen, was sich nimmermehr beweisen läßt, weil es keine göttliche Verheißung für sich hat, nämlich eine unbedingte Seligkeit aller. Man eignet sich wohl den Satz der Offenbarung an: „Selig sind die Todten," läßt aber wohlweislich den Zusatz weg: „Die in dem Herrn sterben." Man erklärt also unumwunden den Tod für ein Mittel zur Seligkeit. Da nun der Tod nach Weish. Sal. 2, 24 durch des Teufels Neid in die Welt gekommen ist, so macht man eigentlich den Teufel zum Geber der Seligkeit. In der That eine sehr bequeme Lehre, von der es uns gar nicht wundern darf, daß sie bei den fleischlich gesinnten Menschen den ungeheuersten Beifall findet; denn dabei bedarf es keines Ernstes mehr im mühseligen Suchen des Ewigen, keines Fleißes in der langweiligen Heiligung. Theurer Freund! die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" ist eine Frage, die sich von Anfang bis zu Ende durch die ganze christliche Glaubenslehre hindurchzieht und vom ersten Verse der Bibel bis zum letzten, eine Frage, die uns durchs ganze Leben begleiten soll, von der Kindheit bis zum Grabe. Auch alle Briefe, die ich Dir geschrieben, wollen ja nichts weiter, als eine Antwort auf diese Frage aller Fragen sein. Dieser ganze christliche Glaubensinhalt wird für einen langen Irrthum erklärt, alle Rathschlüsse und Bemühungen Gottes, die Menschen zum Heile zu führen, werden mit Einem Schlage vernichtet, der Heiland und die Heilsordnung mit Einem Ruck umgestoßen und statt all dieser Weitläufigkeiten das ganz einfache Gnadenmittel aufgestellt: „Hänge Dich auf oder jage Dir eine Kugel durch den Kopf, so bist du selig. Denn auf Erden fühlt sich niemand selig, aber im Himmel werden es alle; sie dürfen nur den Nachweis führen, daß sie Menschen sind, können aber im Uebrigen gelebt haben, wie sie wollen. Denn:

„Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein."

Wie die Juden sich einst rühmten: wir haben Abraham zum Vater, so geht man neuerdings in solcher Thorheit noch weiter zurück, und sagt: wir haben Adam zum Vater, wir sind Menschen, folglich werden wir selig. Daß mit dieser Ansicht alle Sittlichkeit ein Ende hat und daß sie auf keine Weise sich eine christliche nennen kann, versteht sich wohl von selbst, sie ist ja das schnurgerade Gegentheil der ganzen Bibellehre. Denn diese lehrt: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht" (Hebr. 9, 27.). Und was soll ein bloßes Scheingericht, das, ohne zu prüfen, alle Vorgeforderten freispricht, sie mögen schuldig sein oder nicht! Weißt Du das mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen? Ich weiß es nicht. Die Schrift lehrt, daß es eine doppelte Auferstehung giebt, eine zum Leben für die Gerechten, und eine zum Gericht für die Gottlosen (Joh. 5, 29.). Ja, Lieber! es giebt ein Weltgericht. Die Geburt Jesu wird eingeleitet mit den Worten: „Es ging ein Gebot vom Kaiser Augusto aus, daß alle Welt geschätzet würde," und es wird bemerkt, daß diese Schätzung die erste gewesen sei, und behufs ihrer gingen Joseph und Maria, weil sie aus Davids Stamm waren, in Davids Stadt Bethlehem. Es wird aber noch eine zweite Schätzung aller Welt stattfinden, die der himmlische König gebieten wird, am jüngsten Tage, bei der zweiten Erscheinung Jesu Christi. Heil dem, der dann vermöge seiner geistigen Verwandtschaft nach Bethlehem gehört, und nicht nach Babel! Das erste Mal kam der Herr, um die Welt selig zu machen, nicht um sie zu richten (Joh. 3, 17.); aber, weil die Welt dazumal ihn gerichtet hat und noch immer über ihn das Kreuzige spricht, so wird er am Ende der Tage wiederkommen, um sie zu richten. Diejenigen nun, die in ihrer Auflehnung gegen ihn bis ans Ende beharren, an denen die Gnade in Ewigkeit keinen Anknüpfungspunkt findet, können nicht anders als der Verdammniß anheim fallen. Denn eine aufgedrungene Gnade ist ein Unding. Die heilige Schrift lehrt, daß alle Sünden vergeben werden können, wenn der Mensch sie bereut und sich glaubend dem Erlöser zuwendet. Nur die Sünde gegen den heiligen Geist bleibt von aller Vergebung ausgeschlossen (Matth. 12, 31.). Dies kann folglich keine bestimmte Thatsünde sein, da auf solche späterhin immer

noch Buße und Bekehrung folgen könnte, sondern der Zustand dessen, der sich beharrlich allen Einwirkungen des heiligen Geistes verschließt, lebenslänglich und boshafter Weise der göttlichen Gnade Hohn spricht.

Diese werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben. Wer sind denn die Gerechten? Nach evangelischer Lehre kann von selbsterworbener Gerechtigkeit, also von einem auf eignes Verdienst gegründeten Anspruch des Menschen auf die ewige Seligkeit nicht die Rede sein. Sie ist und bleibt ein freies Geschenk der Gnade, eine Erbschaft. Der Erbe verdient sich die Erbschaft nicht durch seine Arbeit, sondern sie wird ihm geschenkt. Aber dieses Gnadengeschenk wird nicht willkührlich und beliebig ausgetheilt, sondern die Gerechtigkeit hat auch dabei mitzureden. Der Erbe muß nämlich sein Erbschaftsrecht nachweisen, sein verwandtschaftliches Verhältniß zum Erblasser, durch Aufzeigung seines Geburtsscheines. Ebenso ist es mit der Erbschaft des ewigen Lebens. Sie ist nicht unser Verdienst, sondern eine Gabe Gottes. Aber um in ihren Besitz zu gelangen, müssen wir unser Kindschaftsrecht nachweisen können, wir müssen zeigen, daß wir aus Gott geboren sind (Joh. 3, 5.). Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi (Röm. 8, 17.), des Eingebornen vom Vater. Wir werden aber Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum (Gal. 3, 26.); daher heißt es auch ganz kurz: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig" (A. G. 16, 31.). Das Erbe des ewigen Lebens wird uns also zuerkannt werden, wenn wir im Stande sind, unsern Glauben sammt seinen Früchten, oder mit Einem Wort: einen lebendigen Glauben nachzuweisen. Dann gelangen wir zum Anschauen Gottes, zu ewiger Freude und Wonne, mögen wir auf Erden einen Namen gehabt haben, welchen wir wollen. Dazu führe des Herrn Gnade Dich und mich und, wo es möglich ist, alle Menschen!

Treuer Heiland, Deine Gnade
Hat kein Ansehn der Person.
Gleiche Sünde — gleicher Schade,
Gleicher Glaube — gleicher Lohn.
Laß uns alle, groß und klein,
Deiner Gnade würdig sein.

Und damit sagen wir von Herzen: Amen!

Das, Freund meiner Seele! ist der theure evangelische Glaube; den halte fest! Wache, stehe im Glauben, sei männlich und sei stark! Ja, halte, was du hast, daß niemand Deine Krone nehme!

Ich danke Dir, daß Du Dich hast williglich erfinden lassen, des Herrn Wort zu hören. Noch mehr aber beuge ich meine Knie gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, daß er sein Wort an Dir hat Frucht bringen lassen in Geduld, daß er Dich errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß und hat Dich versetzt in das Reich seines lieben Sohnes. Der bleibt ja doch unser einziger Trost im Leben und im Sterben.

Suche Jesum und sein Licht!
Alles andre hilft Dir nicht.

22,000 Auflage.

Druck von Fr. Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins." Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	thl.	sgr.	pf.
Hauspostille. 5 Bde.	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bde.	—	20	—
Kirchengeschichte. 7 Bde.	2	—	—
Offenbarungen Gottes in Geschichten d. A. T.	—	12	—
Leben Jesu. 3 Bde.	—	12	—
Die heilige Passion	—	6	—
Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage	—	12	6
Andenken an den heil. Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus	—	3	—
Lernkatechismus	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte ist weit	—	4	—
Die Pforte ist eng	—	6	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege	—	8	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	—	2	6

	thl.	sgr.	pf.
Missionsbüchlein. 1r Bd.	—	1	6
— 2r Bd.	—	2	—
Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende	—	3	—
Deutscher Volksspiegel. 1r Bd.	—	5	—
— — 2r Bd.	—	5	—
Der evang. Glaube, dargestellt u. vertheidigt in Br.	—	5	—
Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser . .	—	6	—
Kamerad Hechel	—	4	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um 33⅓ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.

